

Elementares Lehrbuch der Sozialpsychologie

Von

Dr. Dr. Willy Hellpach

Professor an der Universität Heidelberg



Berlin
Verlag von Julius Springer
1933

ISBN-13:978-3-642-93993-8 e-ISBN-13:978-3-642-94393-5
DOI: 10.1007/978-3-642-94393-5

Alle Rechte, insbesondere das der
Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.
Copyright 1933 by Julius Springer in Berlin.
Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1933

Geleitwort.

Seit zwei Jahrzehnten bildete die allgemeine Sozialpsychologie in regelmäßigem Wechsel mit ihrem bedeutungsvollsten Einzelzweige, der Völkerpsychologie, einen Gegenstand meiner Vorlesungen, meist im Umfang von drei Wochenstunden. Erst Übungen und Prüfungen aber sind die Bewährung dessen, was eine Vorlesung geleistet hat. Aus der immer neu gesammelten Erfahrung, die jene Dreiheit des Hochschullehrwirkens mir an die Hand gab, hat sich endlich der Versuch einer lehrbuchmäßigen Darstellung des sozialpsychologischen Erkenntnisstandes verdichtet. Dem Lernenden von heute kann der Lehrende schon aus materiellen, aber durchaus auch aus geistigen Ursachen nur knapp kommen, sonst lehrt er an ihm vorbei, redet oder schreibt subjektive Monologe. Je knapper eine Darstellung ausfällt, desto gesicherter muß das sein, was sie darbietet. Zu Tatsache und Gesetz wieder heimzufinden, wird sich bald als die Existenzfrage der Wissenschaft, gerade im Angesicht des studierenden Nachwuchses, erweisen. Alle diese Grundsätze, welche eine geistesgeschichtliche Zeitenwende uns Lehrenden, wahrlich auch zunutz unserer Selbsterziehung, aufdrängt, leiteten die Gestaltung dieses „Elementaren Lehrbuches“, dessen Absicht ich durch eben diese Namenswahl klipp und klar herausstellen wollte. Der Lernende soll aus ihm erfahren, daß es ein sozialpsychologisches Wissen gibt, mag es auch jung und bescheiden sein: gerade dieses hinwiederum eröffnet ihm, dem Lernenden, die frohe Aussicht, an der Vervollkommnung jenes Wissens selber mitwirken zu können (eine mit dem Altern und Reifen einer Wissenschaft bekanntlich sich sehr verringemde Möglichkeit). Ich werde aufmerksam auf den Widerhall des Versuches bei den Lernenden horchen: er allein kann mir zeigen, ob ich auf dem richtigen Wege bin. Die schon Mitwissenden und Mitlehrenden bitte ich keineswegs um Nachsicht, aber um Unbefangenheit!

Heidelberg, Ostern 1933.

Hellpach.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einführung: Gegenstand und Verfahren der Sozialpsychologie	1
I. Die Beschreibung S. 2. — II. Die Zählung S. 2. — III. Die Umfrage S. 4. — IV. Die Messung S. 4. — V. Das Experiment S. 5. — VI. Die Ableitung (Deduktion) S. 7. — VII. Die Deutung S. 8.	
I. Hauptabschnitt: Die mitseelischen Wirkungswege (SPs der Mittel)	11
A. Der direkte Weg (Der telepathische — okkulte — physikalische — psychenergetische — parapsychische Weg)	11
a) Gedankenlesen S. 12. — b) Gedankenübertragung S. 13. — c) Hellsehen S. 13.	
B. Der Ausdrucksweg. (Der expressive — mimische — physiognomische Weg)	17
Erklärungsversuche	20
Kritik des Erklärungsversuches	21
Mitseelisches Ausdrucksgrundgesetz	24
Expressive Irradiation. Motorische Kettung S. 26. — Mitseelische Rhythmen: der „kollektive Puls“ S. 27. — Einfühlung und Einkennung S. 28. — Expressive Sensibilisierung, Fixierung, Abstumpfung S. 30. — Expressive Typen: „Temperament“ S. 31. — Ausdruck des Entwußtseins S. 32. — Affinität und Diffugität S. 34. — Instinkt-Hypothese: Ausdrucksspürsinn S. 36.	
C. Der Mitteilungsweg	38
Hauptformen der Mitteilung	39
1. Appelle S. 39. — 2. Symbole S. 41. — 3. Syngramme S. 42.	
Entsinnbildlichung — Syngraphie	45
a) Sozialpsychologie des Lautwandels S. 45. — b) Sozialpsychologie des Bedeutungswandels S. 48.	
Mitteilung als Eingebung: Suggestion	48
Ideorealgesetz	48
Einseelische und mitseelische Voraussetzungen der Eingebung (Suggestivkräfte)	55
Imperative und indikative Eingebung S. 57. — Artikuläre und grammatische Suggestion S. 58. — Überzeugende Mitteilung S. 59.	
Ideokausalgesetz	59
Mitseelische Gültigkeit S. 63.	
D. Der Handlungsweg (Der aktive — aktionale — transitive Weg)	64
Dreifache Bezogenheit des Handelns S. 65. — Das aktumotorische Experiment S. 66. — Aktumotorisches Hauptgesetz S. 66. — Personifikation und Virtualität S. 68. — Aktumotorische Typen: „Charakter“ S. 70. — Innere Willenshandlung S. 71.	

	Seite
II. Hauptabschnitt: Die mitseelischen Wirkungsantriebe (SPs der Kräfte)	74
Soziale und antisoziale Kräfte S. 78. — Synthym und dysthym (mitlebzig und sichlebzig) S. 78.	
Affinitäten	80
Holotrope und monotrope Affinität (und Diffugität) S. 80. — Gegensatz und Ähnlichkeit S. 81. — Affine Ermattung: der erotrope Pendelschlag S. 83. — Die soziale Figuration S. 85. — Kräfteumlagerung S. 87.	
III. Hauptabschnitt: Die mitseelischen Gebilde (SPs der Formen)	91
Formentafel	91
Die Sozialstrukturen: Sozialorganismus — Sozialaggregat — Sozialorganisation	98
Organische Determination S. 99. — Rasse S. 104. — Beruf S. 105. — Zusammenfassung S. 106. — Umformung und Strukturwandel S. 107.	
Einseelische Entwicklungsgesetze von gebildeschaffender Wirksamkeit	108
1. Das Erstarrungsgesetz S. 108. — 2. Das Erweckungsgesetz S. 109. — 3. Das Stufungsgesetz S. 109. — 4. Das Abwechselungsgesetz S. 110. — Geltungsbereich der vier Gesetze S. 111.	
IV. Hauptabschnitt: Die gemeinseelischen Einheiten (SPs der mitseelischen Integration: Kollektivpsychologie)	113
1. Nivellierungsgesetz S. 114. — 2. Primitivierungsgesetz S. 116. — 3. Integrierungsgesetz S. 119.	
Quantenlehre der Bewußtseinskollektivierung	121
1. Umfangsgesetz S. 121. — 2. Distanzgesetz S. 122.	
Die individual-soziale Spannweite	123
3. Tempogesetz der Sozialintegration S. 124. — Entwußtseinskollektive? S. 126.	
V. Hauptabschnitt: Einseelische Gestaltung aus mitseelischer Beziehung (SPs des Ich. „Sozialcharakterologie“)	131
Realistisch — Romantisch S. 133.	
Reihe der sozial-individualisierten Lebensformen: Sozialcharaktere . .	136
I. Schöpferische Menschen S. 136. — II. Führer S. 139. — III. Ausfühler S. 142. — IV. Unabhängige S. 144. — V. Originale S. 145. — VI. Eiferer und VII. Schwärmer S. 145. — VIII. Bösewichte S. 146. — Ergebnis S. 148.	
Psychophysisches Verfahren der Sozialindividualisierung	148
1. Schulung S. 148. — 2. Nachahmung S. 149. — 3. Anformung S. 150. — Kollektivindividuationen S. 152. — Individuationsgesetz der Zivilisation S. 154. — Nivellierungsgesetz der Zivilisation S. 154.	

Einführung.

Gegenstand und Verfahren der Sozialpsychologie.

Sozialpsychologie oder Mitseelenkunde heißt der psychologische Forschungszeitweig, der die Ermittlung und Ergründung aller seelischen Beziehungen zwischen Mensch und Mitmensch zum Gegenstande hat.

Etwas umständlicher hat Simmel (1) „die Tatsache der seelischen Beeinflussung durch das Vergesellschaftetsein“ oder die Fragestellung „welche Modifikation erfährt der seelische Prozeß eines Individuums, wenn er unter bestimmten Beeinflussungen durch die gesellschaftliche Umgebung verläuft?“ als den „einzigsten, freilich unermeßlich ausgedehnten Gegenstand der Sozialpsychologie“ bezeichnet. Diese Bestimmung deckt sich mit der unseren, wenn man unter „Vergesellschaftetsein“ und „gesellschaftlicher Umgebung“ auch die Beziehungen versteht, die durch einen einzigen Mitmenschen, und nicht etwa nur solche, die durch größere Menschengruppen bestehen und entstehen.

Die „Beziehungen“, von denen hier die Rede ist, sind seelische Tatsachen und ihre Zusammenhänge. Ein Zusammenhang zwischen Tatsachen ist um so gesicherter, je mehr er ein immer wiederkehrender, also ein gesetzmäßiger Zusammenhang ist. Das höchste Ziel der Sozialpsychologie ist es, Gesetze der seelischen Beziehungen zwischen Mensch und Mitmensch zu finden und aus ihnen jede neue gefundene Einzelbeziehung zu erklären.

Die seelische Beziehung zwischen Mensch und Mitmensch kann, in der Analogie zu dem Wort „mitmenschlich“, eine mitseelische genannt werden. Wir werden uns dieser Verdeutschung des Wortes „sozialpsychisch“ gern bedienen.

Einen Hilfszeitweig der Sozialpsychologie macht die Ermittlung und Ergründung derjenigen mitseelischen Beziehungen aus, die zwischen Tieren oder zwischen Mensch und Tier bestehen. Wo wir Anlaß haben, solche Tatsachen und Zusammenhänge heranzuziehen, dürfen wir von tierischer Mitseelenkunde und von mitgeschöpflichen Beziehungen sprechen.

Als Abkürzung schreiben wir SPs für „Sozialpsychologie“.

Ihrem Gegenstande näherrückend, sieht sich die SPs 5 Hauptfragestellungen gegenüber, deren Unterscheidung eine Vorbedingung brauchbarer Forschungsarbeit ist.

I. Auf welchem Wege gewinnt ein Geschöpf seelische Beziehungen zu einem anderen?

II. Aus welchen Triebkräften (Antrieben, Gründen, Motiven) entstehen solche Beziehungen?

III. Welche Gebilde mitmenschlichen Zusammenlebens ergeben sich aus den mitseelischen Beziehungen?

IV. Welches gemeinseelische Verhalten weisen diese Gebilde auf, das vom einzelseelischen Verhalten der in ihnen enthaltenen Individuen abweicht?

V. Welche neuen einzelseelischen Erscheinungen entwickeln sich aus den mitseelischen Beziehungen?

Nach diesen 5 Hauptfragen ordnen wir die Darstellung des heutigen Erkenntnisbestandes der SPs.

In ihrer Forschungsarbeit bedient die SPs sich aller Methoden (Verfahren), welche der wissenschaftlichen Erkenntnis überhaupt zu Gebote stehen. Es ist nicht unnütz, zu betonen, daß sie von keinem dieser Verfahren ausgeschlossen ist, aber auch kein Verfahren für sich allein besitzt.

I. Die **Beschreibung** kann eine rein psychische und eine psychophysische Beschreibung sein. Rein psychisch vermag jeder nur seelische Tatbestände seines eigenen Erlebens zu beschreiben. Für die Beschreibung von seelischen Tatbeständen, die in einem Mitmenschen (Mitgeschöpf) sich vorfinden oder abspielen, bedarf es des mittelbaren Verfahrens: Ausdruckserscheinungen (Miene, Haltung, Gesten) oder Aussagen der Mitmenschen ermöglichen uns nicht erst als „Erschließung“, sondern ganz elementar (siehe S.17ff.) in vielen Fällen eine Kenntnis seines Inneren, die zur Beschreibung taugt. Es kann sogar diese mittelbare, psychophysische Kenntnis vom Innenleben des Mitmenschen oft zuverlässiger sein als die unmittelbare, rein psychische Kenntnis (oder wenigstens als die Beschreibung) vom eigenen Inneren.

Wissenschaftlich zuverlässig beobachten und beschreiben ist eine Kunst, die vieler Schulung und auch dann noch unverdrossener Selbstprüfung bedarf, doppelt an den oft sehr flüchtigen, zarten, unbestimmten Seelentatsachen. Durch mangelhafte Beschreibung sind in allen Wissenschaften und gerade auch in der SPs gelegentlich Irrtümer und Irrlehren verschuldet worden. Minutiös genau beschreiben zu lehren, ist einer der hohen Vorzüge des Medizinstudiums, das darum auch für den Sozialpsychologen eine unvergleichliche Vorbildung darbietet.

II. Die **Zählung**. Sie erstreckt sich von der (im Anfang jeder Wissenschaft durchaus unentbehrlichen) „Zählung am Wege“ bis zu den raffiniertesten Methoden der Statistik. Jede wissenschaftlich brauch-

bare Zählung unterstellt, daß gleiche Tatbestände gezählt werden; sie müssen um so vollkommener algebraisch gleich sein, je verwickelter statistisch sie erfaßt werden sollen. Die „Zählung am Wege“ will zuerst einmal einen summarischen Überblick über einen Tatbestand der Vielheit gewinnen. Wenn z. B. ein Darsteller sein Publikum zum Lachen hinreißt, so heißt es oft: alles lachte, allgemeine Heiterkeit. Ein während der Lachwirkung Zählender würde aber vielleicht feststellen, daß diese „allgemeine Heiterkeit“ vorgetäuscht war durch das Lachen von 200 Zuschauern unter 500. So kann man schon bei rein physischen Auszählungen die Erfahrung sammeln, daß z. B. in einem Schülerhaufen, der „vorwiegend blond“ aussieht, vielleicht nur 25% wirklich Blonde sich befinden. Die „Zählung am Wege“ (Gelegenheitszählung, Überschlagszählung, summarische Zählung) deckt dem ernsthaft Forschenden schon sehr wichtige Verhältnisse auf und führt ihn zu neuen Fragestellungen hin. Sie verdient, selbstverständlich gewissenhaft unternommen, viel mehr Pflege, als sie heute oft erfährt. Ihr großartigster wissenschaftsgeschichtlicher Fall ist das Linnésche System der Pflanzen gewesen; obwohl längst überholt, hat es einstens doch die Wissenschaftswerdung der Botanik bedeutet. Auch die SPs kann sich der „Zählung am Wege“ mit Nutzen bedienen (siehe z. B. S. 137). Ebenso vermögen mathematische Rechenweisen Nutzen zu stiften, wenn man sich der Grenzen ihrer Anwendbarkeit bewußt bleibt. Alle Mathematik, ob Algebra oder Geometrie, wird desto wirklichkeitsferner (2), je „höher“ sie wird. Besondere Vorsicht ist bei der Handhabung „funktionaler“ Beziehungen, z. B. in der Statistik, notwendig. Die statistische Erfassung eines Phänomens wie „Mord“ unterstellt eine Einheitlichkeit der mitseelischen Ursachen des Ermordens, die zur Wirklichkeit nicht stimmt; sie erfaßt also in Wahrheit nur den äußeren Mordhergang, nicht den psychologischen. Eine Statistik über das Ab- und Zunehmen der Eigentumsvergehen mit den Getreidepreisen unterstellt eine Verursachung, wo zunächst nur eine Parallelität da ist; ob eine Verursachung mitspielt, kann durch subtile Beschreibung vieler Einzelvergehen aufgedeckt werden. Die namentlich (von angelsächsischer und skandinavischer Seite her) zum Teil recht ausgiebige Einführung mathematischer Verfahren in die Seelenkunde hat dieser unverhältnismäßig wenig Ergebnisse gebracht, wie schon einmal in der Anfangszeit der „Psychophysik“ (3). Der Hauptnutzen der Mathematik für die Psychologie, und das gilt auch für die SPs, liegt in der Säuberung der Methodik selber: Fehlerermittlung, Gesetze des Mittels, Streuungsverteilungen u. dgl. und kann damit freilich mittelbar der Aufdeckung von mitseelischen Zusammenhängen, z. B. der Unterscheidung wirklicher von vermeintlichen, zugute kommen. Ebenso groß bleibt umgekehrt die Gefahr, daß man wähnt, eine elegante mathematische (z. B. funktio-

nale) Formel beweise schon das Vorliegen eines realen (kausalen) Zusammenhanges.

III. Die **Umfrage** (Enquete) bedeutet eigentlich nur eine Kombination von Beschreibung und Zählung; wir führen sie aber für sich auf, weil sie, besonders in der amerikanischen Wissenschaft, eine sehr große modische Rolle für die (vermeintliche) Aufdeckung von seelischen, auch mitseelischen Tatbeständen spielt. In Wahrheit ist sie eine der rohesten Methoden. Fast wäre sie als „vorwissenschaftliches Verfahren“ zu bezeichnen. Denn sie unterstellt zwei Irrtümer als richtig: einmal, daß die Antworten wirkliche, zuverlässige Beschreibungen seien, sodann, daß es sich um zählbar gleichartige Antworten, ja schon Fragen handle. Beides trifft sehr oft nicht zu. Die Antworten sind oft unkontrollierbar in Bezug auf ihre Zuverlässigkeit; und die gefragten „Fälle“ liegen oft ganz unvergleichbar verschieden. Daher ist, entgegen einer landläufigen Ansicht, die psychologische Umfrage um so roher, je „schriftlicher“ sie ist, d. h. als versandter Fragebogen. Sie ist um so wissenschaftlicher, je mehr der Fragebogen durch mündliche Ausfragung unterstützt oder überhaupt darauf gestützt wird. Dennoch bleibt auch in diesem Falle die Gefahr suggestiver Fragen (welche die Antwort nahelegen), mißverständlicher Fragen, unbewußter oder bewußter Falschausekündfte bei peinlichen Fragen (z. B. sexualpsychologischen, psychoanalytischen, kriminalpsychologischen) in hohem Maße bestehen. Man könnte die Umfrage eine zweischneidige, nämlich besonders leicht irreführende Art der „Zählung am Wege“ nennen.

IV. Die **Messung**. Der gelegentlich aufgestellte Satz: was gemessen werden kann, muß gemessen werden — ist als wissenschaftliche Verfahrensvorschrift nur sehr bedingt gültig. Es gibt vieles, das sich messen läßt, ohne daß dabei etwas (an wissenschaftlicher Erkenntnis) herauskommt. Man kann z. B. alle Äpfel eines Baumes einzeln wägen, aber es hat keinen Sinn. Es kann zeitweilig einen Sinn haben, solange man das Durchschnittsgewicht eines Apfels noch nicht kennt, oder sobald überraschende Abweichungen von diesem Gewicht auftreten. Die Millionen von Messungen an Schädeln und Köpfen haben uns Einsicht in die Hauptproportionen dieses Körpergliedes verschafft, aber die Bedeutung (z. B. als Rassenmerkmal, Erbfaktor u. dgl.), die ihre Autoren ihnen ursprünglich beilegte, hatten sie, wie man heute weiß, nicht. Es ist viel Zeit damit vertan und viel Irrtum dadurch in die Welt gesetzt worden. Zumal im Reiche der Lebenserscheinungen mit ihrer großen Variabilität kann eine sinnfällig gute Beschreibung wertvoller sein als eine mechanische Messung. Viele seelischen Tatbestände können und manche sollen gemessen werden. Es ist z. B. unter Umständen ihre Dauer meßbar. Daß wir dabei und immer das Psychische mittelbar an Physischem messen (z. B. an der Dauer eines Ausdrucks-

phänomens, einer Bewegung, einer Pulsveränderung) verschlägt nichts, das gilt für alles Messen, wir messen ja auch die Zeit mittels des Raumes, z. B. am Zifferblatt der Uhr, und zwar ist das die viel exaktere Zeitmessung als die „direkte“, z. B. durch Zählen ohne Uhr. Auch mitseelische Tatsachen sind meßbar: z. B. die Dauer und der Umfang einer Mitbewegung bei einer wahrgenommenen Erstbewegung (S. 23). Wie alles Rechnerische ist auch das Messen um so aufschlußreicher, je einfachere Tatbestände man ihm unterwirft. Darum ist seine Domäne das Gebiet der einfachen Entfernungen und Bewegungen, z. B. am Himmel. Es wird um so fragwürdiger, je verwickeltere Tatbestände es vornimmt: z. B. Lebenserscheinungen. Unter den seelischen, auch den mitseelischen Tatbeständen, sind die elementarsten, also die einfachsten Sinnesempfindungen und Gefühlserregungen, am ehesten meßbar; die Meßbarkeit nimmt immer mehr ab, je „höhere“ seelische (und mitseelische) Phänomene in Frage kommen. Ganz einfache Ausdrucks- oder Willensbewegungen sind nach Dauer, Umfang, Kraft meßbar, das hat die Psychologie der Arbeit mit Nutzen getan; verwickeltere, wie das Mienenspiel, erfahren durch eine minutiöse Beschreibung meist viel mehr Aufhellung als durch Meßversuche. Das Riesen- und Meisterwerk des Duchenne (de Boulogne) über den Mechanismus der menschlichen Physiognomie, den er durch meßbar gestufte elektrische Reizungen der einzelnen mimischen Muskelchengruppchen wirklichkeitstreu erzeugte, ohne daß die entsprechenden Gemütsbewegungen vorhanden waren, erscheint uns heute wie eine ingenüose Spielerei; doch kann es mittelbar einer beschreibenden Aufdeckung der Gesichterformung durch Gebrauch oder Nichtgebrauch dieser oder jener Gruppe noch einmal zugute kommen: dann setzt also die Beschreibung das Werk der Messung, das vorbereitend war, auf einer wissenschaftlich höheren Stufe fort. Das ist notwendig festzustellen gegenüber einer vorgefaßten Meinung, als ob Messung an sich das wissenschaftsmethodisch höhere gegenüber „bloßer“ Beschreibung sei. Sie ist wie oft umgekehrt deren Dienerin, deren Vorläufer.

V. Das **Experiment** ist das recht eigentliche wissenschaftliche Instrument des 19. Jahrhunderts; hier jedenfalls hat es seine methodische Herrschaft über die Naturforschung erlangt, wenn auch sein Aufkommen vorher liegt. Die Seelenkunde insbesondere ist erst als „Experimentalpsychologie“ wirklich Wissenschaft geworden. Das Experiment ist die dem wissenschaftlichen Anspruch gemäßeste („adäquateste“) Art der systematischen Beobachtung. Es begnügt sich nicht mit der Beschreibung dessen, was sich vorfindet. Es stellt wesentliche Tatbestände und Zusammenhänge (Wirkungsweisen) her (Zubereitung). Freilich oft nicht alle: denn z. B. Lebewesen, mit denen experimentiert wird, kann man nicht herstellen, sondern höchstens sehr sorgfältig auswählen. Es ver-

einfacht diese Tatbestände und Wirkungsweisen, unter Umständen bis zum äußersten (isolierende Elementaranalyse), vermag also das Wirken der letzten jeweils erreichbaren Bestandteile aufeinander zu ermitteln. Es schaltet Bestandteile und Wirkungen ein oder aus und stuft sie gradmäßig, womöglich meßbar ab (variierende Elementaranalyse, Präzision). Es wiederholt nötigenfalls beliebig oft seine Versuche unter den gleichen oder unter beobachtbar veränderten oder unter willkürlich veränderten, womöglich meßbar veränderten Bedingungen. Es objektiviert endlich die Beobachtung, entzieht sie subjektiven Verschiedenheiten der Begabung und Stimmung, indem es sie elementar vereinfacht und womöglich ihre Registrierung der Apparatur selber überträgt. Der Gebrauch eines Thermometers ist z. B. gleichsam ein alltäglich gewordenes Experiment: wir zwingen die Temperatur, eine künstlich hergestellte Quecksilbersäule zu beeinflussen, entweder indem wir auch Temperaturen willkürlich herstellen (wie bei der Zubereitung eines Bades) oder gegebene Temperaturen hinnehmen (wie bei der Messung der Luft oder des Fiebers). Man vergleiche die Exaktheit bei der thermometrischen Bäderzubereitung oder gar die einer selbstregistrierten Lufttemperaturkurve oder einer aufgezeichneten Fieberkurve mit den noch so verlässlichen Aussagen nach der bloßen Beobachtung mit dem menschlichen Temperatursinn; der Fiebernde z. B. ist oft schweren Täuschungen unterworfen in bezug nicht bloß auf die absolute Höhe, sondern auch in bezug auf Steigen und Fallen seiner Körpertemperatur, und von der Lufttemperatur wissen wir dasselbe.

Schon früh war (bei astronomischen Beobachtungen) die Aufmerksamkeit auf die Subjektivität menschlicher Sinneswahrnehmungen gelenkt worden (4). Von hier gingen die Experimente über die „Reaktionszeit“ aus: Zeitmessungen einfachster psychophysischer Abläufe, nämlich der Dauer, die ein Individuum braucht, um auf einen ganz einfachen Licht- oder Schallreiz eine ganz einfache signalisierende Bewegung auszuführen. Eine andere klassische Experimentalserie waren Webers und Fechners Versuche über die Unterschiedsempfindlichkeit für Sinnesreize (etwas als eben merklich schwerer, eben merklich heller, eben merklich lauter wahrnehmen). Als eine dritte klassische Reihe sind die Experimente über die psychophysischen Leistungsänderungen bei Ermüdung und Übung sowie unter Gifteinfluß (Alkohol, Tee u. dgl.) zu bezeichnen. Es gibt keinen Bereich der Seelenkunde, in den die Experimentiermethode nicht vorgedrungen wäre. Wenn man ihr vorgeworfen hat, sie führe nur in die Vorhalle des „Geistes“ und mache vor dessen wesentlichen Geheimnissen halt, so ist darauf zu antworten, daß in allen Wissenschaften das Experiment zuerst die einfachsten Zusammenhänge aufgehellt hat und vor den verwickelteren vielfach eine Schranke fand. Es kann nie die einzige Methode der Forschung sein;

eine der ältesten und vollkommensten Wissenschaften, die Astronomie, hat z.B. so gut wie gar nicht die Möglichkeit zu experimentieren, dennoch hat sie aus der experimentellen Mechanik höchsten Nutzen gezogen. Wohlüberlegtes Experimentieren lohnt sich an jedem Problem als Versuch. Manchmal wird es nicht zum Ziel kommen und der Beschreibung des Gegebenen, seiner Zählung oder Messung, wieder das Feld räumen; selten wird es ganz unfruchtbar gewesen sein, schon seine Schärfung der wissenschaftlichen Beobachtung ist ein hoher Nutzen, auch wo seine Ergebnisse mager ausfallen.

Auch die SPs hat aus dem experimentellen Verfahren schon brauchbare Früchte geerntet (siehe z. B. S. 23) und wird sich künftighin seiner noch viel ausgiebiger bedienen dürfen als bisher, wenn sie sich als Wissenschaft bewähren soll. Von den exakten Naturwissenschaften hat sie dabei zu lernen, daß ergebnisreiches Experimentieren eine sehr langwierige, mühselige und anstrengende Arbeit ist, welche in jedem Stadium minutiöse Sorgfalt, klare Überlegung und die höchste Unverdrossenheit in der Wiederholung und Verbesserung voraussetzt. Auch für Psychologie und SPs gilt, daß keineswegs immer die kompliziertesten Apparate zu den erfolgreichsten Experimenten dienen. Gerade neue Fragestellungen werden oft am sichersten auf ganz einfache Weise angepackt. Als klassische Illustration hierzu betrachte man im Deutschen Museum zu München die simplen, primitiv zusammengenagelten Apparaturen, mit denen Hertz der Natur das Geheimnis der elektromagnetischen Wellen abgerungen hat; ähnlich primitiv wirkt die Gläserkombination, mit der Helmholtz zum ersten Male die Netzhaut sichtbar machte („Augenspiegel“). Auch in den psychologischen Laboratorien ist die Zahl und der Wert der Ergebnisse von jenen einfachen Gewichtauflegungen auf die Haut, die zu dem Triumph des Weber-Fechnerschen Gesetzes führten, bis zu den späteren Raffinements der technischen Apparatur nicht immer im Verhältnis dieser Verfeinerung gestiegen.

VI. Die **Ableitung** (Deduktion). Während die Induktion, der Schluß aus einzelnen Erfahrungstatsachen auf allgemeinere Geltungen, in den verschiedenartigsten Formen alle wissenschaftliche Beobachtung, die beschreibende, zählende, messende, experimentelle, erst zur wissenschaftlichen Erkenntnis aufwertet, bildet die deduktive Ermittlung und Ergründung viel ausgesprochener ein (auch viel eintönigeres) Verfahren für sich, das sich anheischig macht, von seinem ersten Gliede an einen wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß vorzustellen. Die größten Fortschritte der Naturforschung sind durch das Hand-in-Hand-Arbeiten von Induktion und Deduktion erzielt worden. Eines der großartigsten Beispiele dafür ist die Mathematisierung der Faradayschen Experimentalermittlungen durch Maxwell, dessen Deduktion der Wellennatur des

Elektromagnetismus aus seinen Gleichungen und auf Grund davon die Suche und Auffindung der elektromagnetischen Wellen auf experimental-induktivem Wege durch Hertz. Alle induktive Forschung wird so durch kühne Deduktionen immer wieder vorangetrieben, alle deduktive durch die induktive Beobachtungsarbeit immer wieder erst bestätigt oder sogar korrigiert. Denn die Gefahr der Deduktion ist subjektive Willkür, phantastische Abschweifung, logischer Fehlschluß oder rechnerische Versackung; Segen der Induktion bleibt die „heilig-nüchterne“ Ehrfurcht vor der Wirklichkeit.

Die SPs ist in stärkerem Maße, als ihr zuträglich sein konnte, deduktiv aufgebaut worden. Oft sind aus vorgefaßten Setzungen bestimmter Gemeinschaftsideale angebliche Gesetze des mitseelischen Verhaltens der sozialpsychischen Entwicklung hergeleitet worden. Das gilt z. B. für große volkswirtschaftliche Doktrinen, für die manchesterlich-liberale der „klassischen“ Nationalökonomie (Phantom des „economical man“ und Herleitung aller möglichen wirtschaftlichen Verhaltensweisen von da) wie für die marxistische des Sozialismus (materialistisch-ökonomische Prämisse und Ableitung der ganzen Gesellschaftsentwicklung — „Weltgeschichte“ — mit dem dialektischen Verfahren von da). Stark deduktiv ist auch in ihrer „klassischen“ Phase die psychoanalytische Lehre, nachdem sie im Anfangsstadium Breuer-Freud überwiegend induktiv gewesen war (Konstruktion des Unbewußten, Vorbewußten, der infantilen Triebgebilde, und Herleitung aller möglichen Lebenserscheinungen als notwendiger Wirkungen von da). Besonders hat die SPs zu leiden gehabt unter den Deduktionen angeblicher Tatsachen, Zusammenhänge und Gesetze aus einer behaupteten Kollektivpsyche, Gemeinseele, Volksseele, Massenpsyche u. dgl. Diese „Sozialpsyche“ war meist ein Wunschgebilde, aus dem man die erwünschten Folgerungen deduzierte. (S. 113ff.)

Ihre grundsätzliche Berechtigung kann trotzdem das deduktive Ableitungsverfahren in der SPs so wenig verlieren wie in sonst einer Wissenschaft. Doch ist sozialpsychologisch (und im letzten Menschenalter „soziologisch“) so viel deduziert worden, daß fürs erste einmal der induktiven Erschließung sozialpsychischer Tatbestände und Zusammenhänge der Vorrang gebührt. Dieser Vorsatz möge sich wie ein roter Faden durch unser Lehrbuch ziehen.

VII. Die Deutung (Verstehen und Sinngebung). Mit diesem Verfahren rühren wir an den tiefsten Bruch, der heute die Einheit der wissenschaftlichen Welterkenntnis durchzieht. Die Seelenkunde ist in der peinlichen Lage, daß dieser Bruch mitten durch sie hindurchgeht. Viel klarer als Dilthey, der den Bruch schlug, hat Jaspers (5) die Notwendigkeit und Tatsächlichkeit zweier psychologischer Erkenntnisziele darzutun versucht. Verstehen ist nach ihm „das subjektive evidente

Erfassen der seelischen Zusammenhänge von innen“ — und nun fügt er hinzu: „soweit sie auf diese Weise erfaßbar sind“: nämlich „der Längsschnitt des Seelischen kann nicht annähernd vollständig genetisch verstanden werden, er muß auch kausal erklärt werden“, und dies ist „das objektive Aufzeigen von Zusammenhängen, Folgen, Regelmäßigkeiten, die unverständlich und nur kausal erklärbar sind.“ Das Erklären ist danach eine Art Lückenbüßer des Verstehens, wo dieses abreißt. In Wirklichkeit wird eben hierbei eine Zweiheit von Erkenntnisweisen, die sich ergänzen, mit einer Zweiheit von Erkenntniszielen, die sich ausschließen, verwechselt („Deuten“ nennt Jaspers die Übertragung früher schon verstandener Zusammenhänge auf einen vorliegenden Fall“ auf Grund „nur spärlicher Anhaltspunkte“ und darum bloß „mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit“.)

Wissenschaft kann aber nur eine Art des Erlebnisses „Erkenntnis“ sein, eben die wissenschaftlich erforschende (andere Arten, je für sich, sind Religion, Dichtung, Philosophie). Das höchste Ziel aller Forschung ist das Verstehen des Einzelnen in der Welt mittels der Erklärung aus dem Allgemeingültigen, dem Gesetzmäßigen. Jedes Verstehen geht auf das Singuläre, jedes Erklären auf das Generelle. Aber auf dem Wege des Erklärens müssen wir uns, ehe eine Erklärung gelingt, oft zeitweilig mit einem provisorischen Verstehen begnügen. So sind z. B. in der Mathematik manchmal Erkenntnisse intuitiv gefunden, also mit „Evidenz“ verstanden worden, ehe ihr Beweis, d. h. ihre generelle Gültigkeitsableitung, gelang. Je verwickelter die Gegenstände der Wissenschaft sind, desto mehr unerklärbarer Rest bleibt an ihnen, desto mehr eben nur Verstehbares, nicht Beweisbares. Erklären und Verstehen sind also wechselseitige Dienerinnen an der Erkenntnisleistung; der wissenschaftliche Erkenntnisprozeß ist wie ein zweiphasiger Wechselstrom, in welchem Erklären und Verstehen sich immerfort ablösen und voranbringen. Das vollkommene Verstehen eines singulären Tatbestandes (einer Sternbeschaffenheit, einer Pflanze, eines Erdbebens, einer Begabung, eines Verbrechens usw.) ist erst aus vollkommener Erklärung der darin wirkenden Gesetzmäßigkeiten möglich. Die SPs wird uns viele Beispiele für dieses Wechselverhältnis zeigen.

„Deuten“ im alltäglichen Sinne ist, darin stimmen wir Jaspers zu, ein unvollkommenes Wagnis, etwas zu verstehen auf Grund unsicherer Schlüsse aus (und hier weichen wir wieder von ihm ab) teils Verstandenem, teils Erklärtem. Beides mischt sich immer, wo wir zu deuten versuchen. „Deuten“ aber im „letzten“ Sinne als Ergründung von Sein und Sinn der Erfahrungswelt, ist überhaupt nicht mehr Aufgabe noch Möglichkeit der Wissenschaftserkenntnis. Es fällt je nachdem der philosophischen oder der religiösen Erkenntnis zu; wahrscheinlich in der Stufenfolge,

daß die Philosophie (als Metaphysik) das Sein, und die Religion den Sinn der Welt zu erdeuten hat. Die Leistung der Wissenschaft endet mit dem Verstehen des Erfahrungsdaseins und -geschehens aus erklärten und erklärbaren, gesetzmäßig-geltenden Zusammenhängen: sie ist „Idiognose“ durch „Nomothese“.

I. Hauptabschnitt.

Die mitseelischen Wirkungswege (SPs der Mittel).

A. Der direkte Weg.

(Der telepathische — okkulte — physikalische —
psychenergetische — parapsychische Weg).

Es wird vielfach, zum Teil von bedeutenden Forschern, behauptet, daß es eine seelische Wirkung von Person zu Person gebe, die weder auf Mitteilungen noch auf Handlungen noch auf dem Ausdruck beruhe, also auch über große Entfernungen hin ohne Mitteilung sich geltend mache. Dabei finde eine direkte Wirkung von Seele auf Seele oder von Gehirn auf Gehirn, jedenfalls von Seelenleben auf Seelenleben statt. Solche Wirkungen sollen besonders manchen seelischen Sonderzuständen (hohe Konzentration, starker Affekt — Sorge, Angst, Freude, Ekstase, Hypnose) oder manchen Persönlichkeiten („Medien“) eigen, jedoch auch von Durchschnittsmensch zu Durchschnittsmensch möglich sein. Ein ganzer Zweig der Seelenforschung, heute gern „Parapsychologie“ genannt, befaßt sich seit langem mit der (wirklichen oder vermeintlichen) wissenschaftlichen Untersuchung dieser Phänomene.

Die Behauptung, daß solche Einwirkungen namentlich oder überhaupt nur von besonders dazu beanlagten Personen („Medien“) auch auf nichtseelische Tatsachen, z. B. mechanische („Telekinese“, Teleplastik: Bewegung oder Umformung oder gar Hervorbringung von Dingen) ausgeübt werden könnten, ist nur eine Ausdehnung der Geltung jener vorigen Behauptung; es handelt sich dann eben um Seelenkräfte, die auf alles in der Welt, auf Seelisches und auf Körperliches so einzuwirken vermögen, „so“, d. h. anders als auf den von der „Schulwissenschaft“ bisher gekannten und durchforschten Wegen. Die Physik lehrte, daß eine Eisenplatte durch Hebewerkzeuge oder mit der Hand oder mittels eines Magneten oder durch hydraulischen Druck aus ihrer Lage gebracht werden könne; nun wird behauptet, sie könne es auch dadurch, daß ein Mensch ihre Lageveränderung einfach wolle und dies denke. Die Psychologie lehrte, daß ich von einer Zahl, die ein Mitmensch sich denkt, ohne sie zu nennen, durch Erraten oder durch sein unbewußtes Flüstern oder nach dem Gesetz der Gleichförmigkeit einfacher seelischer Vorgänge Kenntnis erhalten könne; nun wird behauptet, es könne auch so geschehen, daß die konzentrierte Vorstellung

einer Zahl eine Fernwirkung auf den Mitmenschen ausübe, durch welche in ihm unmittelbar die Vorstellung der gleichen Zahl auftauche.

Ist diese Lehre stichhaltig, so hat sie offenbar für die SPs außerordentliche Bedeutung. Viele und bedeutsame mitseelischen Tatbestände wären dann erklärbar als solche unmittelbaren, „telepsychischen“, energetischen Wirkungen von Mensch zu Mitmensch. Und zwar wären diese Wirkungen nicht nur Einflußnahmen auf den Mitmenschen, sondern auch Kenntnisse vom, Einsichtnahmen in den Mitmenschen (Gedankenlesen) ebensowie in verborgene dingliche Tatbestände (Hellssehen z. B. Lesen eines in einem Kasten eingeschlossenen Dokumentes). Die sozialpsychologische Tragweite der telepsychischen Behauptung ist so groß, daß der größte Teil unserer Wissenschaft damit überflüssig würde; denn es wäre wohl kaum in einem Falle mitseelischer Beziehungen auszuschließen, daß außer Ausdruck, Rede, Handlung auch und entscheidend direkte Seelenwirkung stattgefunden habe.

Wir haben zu fragen, wie es mit den wissenschaftlich stichhaltigen Beweisen für jene Behauptungen steht. Dabei schließen wir die spiritistischen Beweismittel aus. Denn die Bemühung von Kräften oder Gebilden, die jenseits der Erfahrungswelt existieren (Seelen der Verstorbenen, „Geister“) geht über die wissenschaftlichen Voraussetzungen hinaus (oder hinter sie zurück), sprengt den Existenzrahmen der Forschung. Wir würdigen nur die „telepathischen“ Beweismittel, nach denen es sich um noch unergründete, vielleicht sehr schwer ergründbare, aber in den Grenzen der Erfahrungswelt wirkende Kräftesorten handelt.

a) Gedankenlesen. Alle Formen des Gedankenlesens (6), bei denen der „Lesende“ sich in Sehweite oder gar in Körperfühlung mit seiner Versuchsperson befindet, sind von den berufsmäßigen Gedankenlesern selber auf völlig natürliche Weise erläutert. Es handelt sich dabei stets um verabredete oder unbewußte Zeichengebungen oder um das Ertasten einer Absichtenfolge durch Erfühlen von zartesten Antriebs- oder Hemmungsbewegungen (z. B. beim Auffinden eines versteckten Gegenstandes, zu dem scheinbar der Gedankenleser die um den Versteck wissende Person hinführt, während unbewußt sie ihn durch solche Bewegungen hinführt). Diese Technik, die man die „motusensible“, bewegungerfühlende, nennen könnte, ist zuerst von dem amerikanischen Arzt Beard (dem Entdecker der „Neurasthenie“) genau beschrieben worden; Cumberland war ihr weltberühmter Praktiker. Sie ist sozialpsychologisch nicht unwesentlich, denn sie beweist, daß es Menschen gibt, die an winzigen motorischen Äußerungen den Seelenzustand ihrer Mitmenschen in Ansehung einer bestimmten Angelegenheit merken, und daß die Fähigkeit dazu auch großer Schulung zugänglich ist. Dies zweite ist wichtig für bestimmte Berufe mit psychognostischen Aufgaben

(Nervenärzte, Untersuchungsrichter, Seelsorger, Erzieher), jenes erste als Erklärung agitatorischer, kommandierender, überhaupt führender Qualitäten, die gutenteils auf dem richtigen Erfühlen des Mitgehens oder Widerstrebens von Mitmenschen, auch Mitmenschenmassen, beruhen. Aber noch bedeutungsvoller ist die restlose Aufdeckung der Gedankenlesetechnik für die Gesamteinstellung zu verblüffenden und anscheinend wunderbaren, unerklärlichen Leistungen überhaupt geworden: hat sie doch zuerst enthüllt, was für erstaunliche, übernatürlich anmutende Fertigkeiten ihre völlig natürliche psychophysiologische Erklärung finden. Endlich ist diese Erklärung des Gedankenlesens äußerst fruchtbar geworden für systematische Beobachtungen und Experimente (7) auf dem Gebiete der feinsten Ausdrucksbewegungen, deren wissenschaftliche Kenntnis einen hohen Wert für die SPs besitzt.

Das „Gedankenlesen“ ist also, der Analyse unterworfen, selber schon eine Form der

b) **Gedankenübertragung**, nur funktioniert bei dieser im engeren Sinne der Übertragende als bewußter, wollender Übertrager auf die räumlich von ihm abgesonderte, keinesfalls in Körperfühlung mit ihm befindliche, womöglich auch ihm weder sichtbare noch ihn sehende, auch stimmlich unerreichbare Versuchsperson. A im geschlossenen Zimmer a „denkt“ konzentriert an etwas, mit der Absicht, daß B im abgetrennten, geschlossenen Zimmer b dann an das gleiche denken solle; im Gelingensfalle steigt in B die gleiche Vorstellung auf, die A „denkt“. Kurz nach dem Auftreten des „Gedankenlesers“ Brown (1875) war es seit 1881 die englische Predigerfamilie Creery, die durch die bei mehreren ihrer Mitglieder vorhandene hohe Fähigkeit zu echter Gedankenübertragung Berühmtheit erlangte. Das

c) **Hellsehen** endlich zeigt die Fähigkeit, dingliche Mitteilungen oder Ereignisse wahrzunehmen, die räumlich fern oder sinnlich unwahrnehmbar sind, z. B. eine hunderte von Meilen entfernte Feuersbrunst zu schauen oder ein unbekanntes, in verschlossenem, undurchsichtigem Kasten befindliches Dokument zu lesen (8).

Von der sozialpsychologischen Wichtigkeit der Gedankenübertragung, wenn es sie gibt, braucht nicht geredet zu werden. Aber auch das Hellsehen hätte erhebliche mitseelische Bedeutung, da es verborgene Äußerungen des Mitmenschen, Geheimnisse und Heimlichkeiten, sowie ferne Geschehnisse zwischen Mitmenschen (einen Mord, eine Liebesszene, eine Unterredung) aufzudecken vermöchte. In diesem Sinne haben angebliche Hellseher in der jüngsten Zeit die Rechtspflegebehörden geradezu mit dem Angebot ihrer Dienste überschwemmt. Überdies ist die rein dingliche und die psychisch-persönliche Seite des Vorgangs oft schwer zu sondern; eine professionelle Hellseherin z. B., die durch Fernschau verlegter Schlüssel, vermißter Schmuckstücke u. dgl. von sich reden

machte, ließ es durchaus im Dunkel, ob sie Gegenstand und Ort telepsychisch wahrnehme oder den Vorgang des Verlegens, Liegenlassens, Entwendens telepsychisch wahrgenommen habe; ihre Auskünfte waren ein Mischmasch aus beiden Möglichkeiten.

Dennoch bleibt der sozialpsychologisch elementarste und unmittelbarste Vorgang die „Gedankenübertragung“ vom Menschen auf den räumlich entfernten, also sinnlich (mit Blick und Stimme) unerreichbaren Mitmenschen. Ist dieser einfachste Fall wissenschaftlich widerlegbar oder unentscheidbar, dann kann man die undurchsichtigen komplizierten Fälle zunächst auf sich, d. h. auf der Möglichkeit von Falschmeldungen, Gerüchten, Fehlbeobachtungen, Fehlschlüssen, Erinnerungsverfälschungen, Erdichtungen, Betrugsmanövern, beruhen lassen.

Der wichtigste Faktor, der sich für eine gewöhnliche, also nicht-telepathische Erklärung von seelischen Gleichvorgängen in zwei räumlich getrennten Individuen aufdrängt, ist die Gleichförmigkeit vieler psychischer Geschehnisse und Abfolgen überhaupt (9). Schon durch sie wird das Walten rein mathematischer Wahrscheinlichkeit in allerlei seelischen Situationen Lügen gestraft. Die vier Grundfarben rot, grün, gelb, blau scheinen dieselbe mathematische Wahrscheinlichkeit zu haben (jede 1:4), uns „einzufallen“, wenn wir an eine Farbe denken sollen. Psychologisch trifft das nicht zu. Rot und Grün stehen meist dem Blau und dieses stets dem Gelb weit voran, fallen ungleich häufiger ein. Ebenso wenig entspricht die Nennung einstelliger Ziffern (0 bis 9) etwa dem Wahrscheinlichkeitsquotienten $\frac{1}{10}$ für jede davon; bestimmte werden weitaus bevorzugt, sie kehren auch in mehrstelligen Zahlen bevorzugt wieder. Die Zahl der Gegenstände, die uns rasch einfallen, ist überraschend klein und von der Umgebung und den Lebensgewohnheiten abhängig. Unser psychisches Alltagsleben ist viel einförmiger, läuft viel mehr in ausgefahrenen Gleisen, als man sich gemeinhin eingesteht. Die alte Erfahrung, daß zusammenlebende Individuen (Eheleute, Freunde, Bürokollegen usw.) häufig plötzlich „an dasselbe gedacht“ haben, erklärt sich größtenteils hieraus.

Einen wichtigen, leider noch wenig untersuchten Einzelfall dieser Gleichförmigkeit im seelischen Erleben stellt die Gleichförmigkeit der Perioden des seelischen Erlebens dar. Sie ist vermutlich viel größer, als man annimmt. Vieles spricht dafür, daß ein Eindruck bei sehr zahlreichen Menschen ungefähr innerhalb derselben Frist verblaßt, abklingt, vergessen scheint, wieder auftaucht, sich wieder aufdrängt. Vorteilige arithmetische Formulierungen der zeitlichen Rhythmik solcher „freisteigenden Vorstellungen“ (z. B. eine vergessene Melodie, die uns plötzlich belästigend verfolgt und nach Stunden oder Tagen wieder vergessen ist, so daß wir sie nicht einmal intonieren können, auch wenn wir möchten, und vieles ähnliche) sind immer wieder fehlgeschlagen (10)

(28-Tage-Abstände, n-Stunden-Intervalle), aber die Gleichförmigkeit ist sicher weitgehend vorhanden. Das häufige Sich-Kreuzen von Briefen bei Briefwechseln mit wochen- oder monatelangen Pausen dürfte sehr oft hieraus erklärbar sein.

In einer ansehnlichen Zahl von Versuchen ist ferner die „Gleichheit“ der Vorstellungen so vage oder so gewaltsam unterlegt, hineingedeutet, daß unbefangenes Urteil sie nicht als stichhaltig anerkennen kann. Alle nicht völlig exakten, sowie die vorwissentlichen Versuche müssen selbstverständlich ausgeschieden werden. Ebenso selbstverständlich müßte die Ausscheidung jeder Versuchsperson für immer sein, die einmal bei einem Täuschungsmanöver ertappt worden ist; denn in der ganzen übrigen wissenschaftlichen Welt ist das selbstverständlich, ein Chemiker oder Statistiker oder Inschriftenforscher, der im Sinne eines ihm erwünschten Resultats betrügerisch „nachhilft“, ist wissenschaftlich für immer erledigt.

Nach Einsatz all dieser Erklärungsmöglichkeiten und Vorsichtspflichten bleibt, je genauer wir in diese Materien eingedrungen sind, immerhin eine ansehnliche Zahl von Versuchen, deren Ergebnis als positiv beurteilt werden muß, d. h. als Beleg für das Vorhandensein einer an bestimmte Umstände oder bestimmte Naturelle oder beides gebundenen psychophysischen Fernwirkung von Mensch zu Mitmensch, sei es, daß sie sich auf Vorstellungsgruppen oder auf Gefühlslagen oder auf Willensantriebe beziehe. Wenn z. B. im „Denken“ zweistelliger Zahlen (10 bis 99) das Gleichdenken die rein mathematische Wahrscheinlichkeit dafür (die 1:90 beträgt) um das fast 16fache übertreffen soll (fast 250 Treffer statt etwa 14 bei 1300 Versuchen!) so mag man gut noch zwei Drittel dieser positiven Versuchsergebnisse auf die oben angezogenen Umstände schieben; das übrige positive Drittel spricht dann doch für den Prozeß einer direkten „psychenergetischen“ (das wäre wohl die sachdienlichste Bezeichnung) Einwirkung.

Die Annahme einer solchen ist übrigens auch für zahlreiche Fälle auffälliger Nahwirkung von Mensch auf Mensch kaum entbehrlich. So primitiv und irreführend es war und ist, solche Wirkungsweisen auf „Magnetismus“ (oder dergleichen) zu schieben, so ist doch die angeborene Fähigkeit mancher Individuen, ihre Mitmenschen zu hypnotisieren, zu wachsuggestieren, einzuschüchtern, zu ängstigen, sexuell zu faszinieren und ähnliches, aus bloßen Ausdrucksfaktoren oft nicht ausreichend erklärbar. Es sind nicht selten in Erscheinung und Mimik unscheinbare Menschen, denen diese Gabe eignet. Gerade der unvoreingenommen Beobachtende kann sich hier dem Vorhandensein einer „unmittelbaren“ Wirkung oft nicht entziehen.

Es handelt sich aber um Ausnahmen, nicht um die Regel. Dies festzustellen und festzuhalten ist von der größten Wichtigkeit. Es sind

Ausnahmenaturen oder Ausnahmesituationen (oder beides zusammen), von denen eine direkte, telepsychische oder nahpsychische Wirkung auf den Mitmenschen ausgeht. Diese Möglichkeit (des Seltenheitswertes solcher Fälle) steht auch mit zahlreichen bekannten Naturtatsachen durchaus im Einklang. So sind (jedenfalls im irdischen Existenzsystem) die Röntgenstrahlen nicht so allgemein wie die Licht- und Wärmestrahlen, auch der Magnetismus ist seltener und begrenzter als diese, die kosmisch durchdringende Strahlung scheint auf der Erde selber überhaupt nicht vor-, sondern aus anderen Weltsystemen zu ihr herzukommen. Elmsfeuer sind seltener als Blitze, Kugelblitze viel seltener als Linienblitze. Hagel ist eine Ausnahmeform der atmosphärischen Wasserdampfkondensation, verglichen mit Regen, Nebel, Tau oder Schnee. Genau so kann es sein, daß psychenergetische direkte Einwirkung auf Mitmenschen nur bestimmten Menschentypen („Konstitutionen“) eignet oder wenigstens nur in ihnen merklich wirksam vorhanden, vielleicht bei allen spurenweise oder als Möglichkeit angelegt, aber für merkliche Entfaltungen zu schwach ist. Es ist auch wahrscheinlich, daß eine solche Veranlagung mit Gleichgewichtsstörungen im übrigen Organismus bezahlt wird, es also intuitiv berechtigt war (und bleibt), solche Menschen „Telepathen“ zu nennen. Die Bezeichnungen „Medium“ und „mediumistisch“ sind für die eigentlich spiritistischen, also für transzendente Angelegenheiten so verbraucht, daß die Wissenschaft sie schwerlich unmißverständlich übernehmen kann.

Die alltägliche und durchschnittliche Regel ist jedoch nicht der telepathische Wirkungsweg von Menschenseele zu Menschenseele, sondern bleibt der Weg des Ausdrucks, der Mitteilung, des Verhaltens (Handelns, Tuns und Lassens). Die weitaus meisten mitseelischen Triebkräfte wirken auf diesen Wegen, die weitaus meisten Gebilde mitseelischen Zusammenlebens entstehen auf ihnen, gemeinseelisches Verhalten wie einzelseelische Eigenschaften (sofern sie aus mitseelischem Einfluß stammen) werden auf diese Art. Der telepathische Fall ist viel mehr singulär; er liegt ähnlich dem Fall des Genies in der menschheitlichen Entwicklung oder des Psychopathen im Kulturschaffen. Beide haben Überraschendes hervorgebracht. Die Geltung der Regelgesetzlichkeit des Alltags wird aber davon nicht in Frage gestellt.

Zusammenfassung. Es ist nicht abzuweisen, daß in der Stiftung mitseelischer Beziehungen direkte psychenergetische Kräfte auf bisher unbekanntem Fortpflanzungswegen eine Rolle spielen. Dies gilt ebensowohl für das Erkennen wie für das Erzeugen seelischer Tatsachen im Mitmenschen. (Rezeptive Form der Psychenergie-Telepathie: Hellsehen; effektive Form der Psychenergie-Telepathie: Fernwirken.) Einschränkend ist zu sagen: a) Es handelt sich dabei um ungewöhn-

liche Fälle, nicht um die Regel. b) Der bündige und schlüssige Nachweis, vornehmlich auch der Ausschluß jeder anderen Erklärung, ist bisher nicht gemäß den Ansprüchen erbracht, die auf jedem anderen Forschungsgebiet an einen unanfechtbaren wissenschaftlichen Beweis gestellt werden.

B. Der Ausdrucksweg.

(Der expressive — mimische — physiognomische Weg).

Der sozialpsychologische Tatbestand, von dem wir auszugehen haben, ist nicht: bestimmte seelische Zustände oder Vorgänge, Eigenschaften oder Tätigkeiten finden einen körperlichen Ausdruck — dies ist der individualpsychologische, aus der Selbsterfahrung geschöpfte, aber meist gar nicht bewußte Tatbestand; sondern der sozialpsychologische Tatbestand, der diesem individualpsychologischen entspricht, ist ein dreifacher:

I. An bestimmten körperlichen Erscheinungsweisen, Ruhe- oder Bewegungsformen, Färbungen und Verfärbungen, Absonderungen, Lautgebungen usw. spürt der Mensch beim Mitmenschen das Vorhandensein oder Sich-Ändern seelischer Zustände oder Vorgänge, Eigenschaften oder Tätigkeiten. An fast jeder Stelle kann man übrigens für „Mensch und Mitmensch“ einsetzen: „Geschöpf und Mitgeschöpf“. Denn auch von Mensch zu Tier, von Tier zu Mensch und von Tier zu Tier wird derlei elementar „gespürt“. Es wird nicht „erschlossen“ oder „ergründet“, sondern es handelt sich um ein Spüren, man könnte auch sagen: um ein Merken. Das Wort „Merken“ ist aber in der Individualpsychologie für das „Sich-Einprägen“ vergeben, und „Spüren“ ist auch darum eine so treffende Bezeichnung, weil ihr Stammwort, die „Spur“, in der Erklärung jenes Spürens eine besondere Bedeutung gewinnt (siehe S. 20).

Das äußerliche Erscheinungsbild eines Mitgeschöpfes läßt uns spüren, wie es in diesem Mitgeschöpf seelisch aussieht.

Wir spüren, wenn der Mitmensch froh, ergrimmt, vergrämt, ärgerlich, verängstet, befangen ist; ob er aufmerksam, versunken, zerstreut, geistesabwesend ist; ob ein Hund zutunlich, gleichgültig oder feindselig ist; der Hund, ob sein Herr, ein Fremder „hundlieb“, furchtsam oder „sein Feind“ ist; wir spüren, daß ein anderer „nichts Gutes gegen uns im Schilde führt“, uns liebt, etwas „von uns will“; der Mann spürt, daß eine Frau sich ihm ergibt, ihn „mag“ oder nicht, das Weib spürt, ob ein Mann sie rein physisch begehrt; wir spüren, daß der andere anfängt, sich zu langweilen, ablehnend wird, nicht mehr mitgeht; oft spüren wir auch „auf den ersten Blick“ Dauereigenschaften des Mitmenschen, am leichtesten solche des Temperaments, unsicherer solche des Charakters (Treue, Herrennatur, Zärtlichkeit, Güte) und des Intellekts (Scharfsinn, künstlerische Züge, Verstandesnaturell, geistige Beweglichkeit).

Es gibt auch Mittel und Wege, „Methoden“ derlei zu ergründen, zu erschließen; sie gehören der systematischen Psychognostik an (11). Sie führen in vielem Einzelnen tiefer ins Innere des Mitmenschen hinein; an der elementaren Sicherheit des primitiven Spürens büßen sie aber oft ein. Der gemeine Mann oder ein Hund, dem ein Mensch „unheimlich“ ist, spürt darin oft viel zuverlässiger als der Psychiater, der Richter, der Lehrer, den die „Untersuchung“ zu einem harmloseren Fehlschluß verleiten kann.

II. Von bestimmten körperlichen Erscheinungsweisen beim Mitmenschen wird der Mensch mitergriffen. Er gerät sogleich oder allmählich in eine ähnliche psychophysische Verfassung (Angst, Traurigkeit, Lachlust, Eifer, Langeweile, Andacht, Zweifel, Roheit, Mitleid usw.) wie jene Erscheinungsweisen sie zum Ausdruck bringen.

Auch diese seelische „Ansteckung“ kann jeden Bezirk des Innenlebens ergreifen: die intellektuelle Sphäre so gut wie die emotionale, das Temperament wie den Charakter, Gemüt wie Gesinnung.

Immer handelt es sich um einen sehr elementaren Vorgang, gegen den wir uns wehren müssen, wenn wir ihn abwehren wollen, und dessen wir uns auch dann oft nur unvollkommen zu erwehren vermögen; umgekehrt kann er durch „Einstellung“ auf den Mitmenschen erleichtert, nämlich beschleunigt, verstärkt und befestigt werden. Jede Zeitdauer ist dabei möglich: die psychophysische Ansteckung kann im Nu oder erst in Jahren und Jahrzehnten vollzogen sein.

Die Ausdehnung vom Mitmenschen auf das Mitgeschöpf ist in diesem Falle etwas begrenzter. Wir lachen über Tiere oder erschrecken vor ihnen (siehe III), aber wir werden weniger von ihrem Zustande (Ausgelassenheit, Trübsinn, Wut, Angst u. dgl.) mitergriffen. Am ehesten trägt sich das bei Kindern zu (die z. B. durch fröhlich spielende Hunde aus eben noch bestehender Traurigkeit oder Verdrossenheit zu mitspielender Fröhlichkeit umgestimmt werden können). Dagegen sind zahlreiche Tiere durch den Gemütszustand des Menschen erheblich mitbeeinflußbar, vor allem aber gilt das Mitergriffenwerden für die Tiere, namentlich artgleiche oder gattungsnahe, untereinander: Hagenbeck hat zuerst den praktischen Nachweis geführt (12), daß aus diesem Grunde die Spielgesellschaft ein wesentlicher Faktor im Wohlergehen (nicht nur Wohlbefinden!) exportierter Tiere ist, oft viel entscheidender als klimatische und Ernährungsbedingungen. Auch unter Menschen geht die Richtung der psychophysischen Ansteckung eher vom differenzierteren („höheren“) zum primitiveren („niederer“) Typus hin — Wilde, Ungebildete, Kinder werden leichter von der Stimmung (d. h. der entsprechenden Haltung, Miene, Gebarung) „über ihnen“ stehender Menschen mitergriffen als umgekehrt. Es läßt sich der Satz aufstellen:

Die Bereitschaft eines Geschöpfes, durch ein Mit-

geschöpf psychophysisch mitergriffen zu werden, steigt mit der Emotionalität und sinkt mit der Intellektualität dieses Geschöpfes.

Darin kommt zum Ausdruck, daß auch Menschen hohen Intellekts noch stark mitergreifbar bleiben können, wenn sie zugleich sehr erregbare Naturelle sind (Sanguiniker!), und daß umgekehrt Menschen geringen Intellekts (Schwachsinnige, ungebildete Phlegmatiker) schwer mitergreifbar sein können, wenn sie zugleich stumpfe Naturelle sind.

Der ganze Prozeß des psychophysischen Mitergriffenwerdens tut sich am eindrucksvollsten in den sogenannten „geistigen Epidemien“ (13) kund, wie überhaupt in den akut erregten Situationen des menschlichen Zusammenlebens (Volksversammlungen, Revolten, Aufläufe, Feststimmung u. dgl.). Er wird aber noch viel wesentlicher als Hauptweg zur stetigen Anähnung („Assimilation“) zusammenlebender Menschen, also in der Familie, dem Berufe, der Gesellschaftsklasse, dem Volke, der Kultur (siehe a. S. 150 ff.). Insbesondere Volkwerdung beruht entscheidend mit auf ihm; sie erweist diesen elementaren sozialpsychologischen Vorgang als einen entsprechend fundamentalen völkerpsychologischen.

III. Durch bestimmte körperliche Erscheinungsweisen des Mitmenschen wird der Mensch — des Mitgeschöpfes das Geschöpf, hier wieder ohne Einschränkung oder Richtungsvorzug — in einen abweichenden bis gegenteiligen psychophysischen Zustand versetzt, welcher ein Ausweichen (bis zur Flucht) vor dem mitmenschlichen Zustand oder eine Abwehr (bis zur Vernichtung) des mitmenschlichen Zustandes darstellt.

Auf solche Weise erschrecken wir vor einem Zornesausbruch, fürchten wir uns vor feindseliger Haltung (auch eines Tieres etwa), schämen wir uns bei Spott, werden wir verlegen durch Überlegenheit des anderen, schüchtern durch Forschheit, schwächlich durch Dreistigkeit, ärgerlich über ein Lachen, unwirsch über Frohsinn, grob bei Rührung, still vor einem Schwätzer, dreist im Angesicht von Zaghaftigkeit. Auch hierbei tritt also ein Ergriffenwerden durch mitgeschöpfliche Zustände auf, aber es bewegt sich in einer von dem mitergreifenden Tatbestand abweichenden Richtung, nicht in der gleichsinnigen.

Keineswegs verhält es sich so, daß etwa bestimmte psychophysische Tatbestände vorwiegend oder ausschließlich ähnliche, und andere unähnliche mitseelische Tatbestände erwecken. Von Zorn, ja Wut kann man ebensowohl angesteckt wie erschreckt oder eingeschüchtert werden, Scheu kann die anderen mitscheu oder übermütig machen. Vielmehr hängt der Eintritt der gleichsinnigen oder anderssinnigen (bis gegensinnigen) mitseelischen Reaktionsform ab:

a) vom Menschentypus, und zwar sowohl vom Typus des Emit-

tenten wie des Reagenten, des Trägers der ursprünglichen wie des Trägers der durch sie erzeugten psychophysischen Beschaffenheit;

b) von der Situation, in der die Einwirkung stattfindet (Frische oder Ermüdung, Vorbereitetsein oder Überraschung, Erwartung, überhaupt die Lage unmittelbar zuvor u. a. gehören hierher);

c) von der Ausdrucksform (unbeherrschter Zorn wirkt anders als beherrschter, höfliche Überlegenheit anders als rohe, diskrete Teilnahme kann aufschließend, zudringliche verschließend wirken).

Es könnte scheinen, als sei unser Tatbestand I nur ein Bruchstück, und dessen Fortsetzung der Tatbestand II oder III. So kann es sich manchmal verhalten; und je primitiver das Geschöpf ist, das die seelischen Vorgänge in einem Mitgeschöpf an dessen Ausdruckserscheinungen spürt, desto sicherer wird es davon auch so oder so, gleichsinnig oder abweichend, mitergriffen werden. Aber unter differenzierteren („höheren“) Geschöpfen sondern sich die drei Tatbestände immer häufiger und bestimmter. Und auch auf der primitiveren Stufe geht oft das Spüren keineswegs der Reaktion voraus, sondern bildet eine Einheit mit ihr: indem wir von Rührung oder Fröhlichkeit angesteckt werden, oder indem wir durch Zorn oder Schmerz erschreckt werden, spüren wir am anderen Rührung oder Fröhlichkeit, Zorn oder Schmerz. Von dieser elementaren Einheit der beiden Reaktionsformen (II und III) mit der Perzeptionsform (I) gehen denn auch die

Erklärungsversuche

des perzeptiven I-Tatbestandes aus, die besonders als „Einfühlungstheorien“ eine Rolle spielen (14). Sie kehren das oben gezeigte Verhältnis um: indem sie behaupten, auch das (scheinbar) bloße „Spüren“ der inneren Vorgänge, Zustände, Eigenschaften in einem Mitmenschen komme durch ein leises Mitergriffenwerden zustande. Nur dadurch, daß in mir Spuren des Innenzustandes meines Mitgeschöpfes miterregt werden, weiß ich um ihn.

Über diesen Erklärungsversuch ist folgendes zu sagen:

a) Er erklärt überhaupt nur das gleichsinnige, nicht das ungleichsinnige Ergriffenwerden vom psychophysischen Zustande des Mitgeschöpfes.

Es gibt allerdings Fälle, in denen die gegensinnige Reaktion ein Mittel zur gewollten Unterdrückung der auftauchenden gleichsinnigen ist. Das gilt z. B. für Grobheit oder Steifheit als Reaktion auf Rührung oder Schmerz an einem Mitmenschen, oder für Spott als Reaktion auf Ängstlichkeit. Solche Maskenreaktionen mit ihren Schleiergebärden sind sozialpsychologisch sehr wichtige Tatbestände (siehe S. 67), aber keine ursprünglichen, sondern Ent- und Verwicklungs-, oft Erziehungs- und Überzuchtungsfolgen.

Es ist ein ganz ursprüngliches Faktum, daß bestimmte Erscheinungsweisen mindestens in bestimmten Situationen (Bild des Zornes usw.) das Mitgeschöpf nicht in einen ähnlichen, sondern in einen abweichenden Innenzustand versetzen, als der ist, den sie wirklich oder scheinbar kundtun. (Das „scheinbar“ ist sehr wichtig; der Gebarenschein des Zornes, der Strenge, der Demut, der Anteilnahme usw. spielt in der Erziehung und überhaupt im Zusammenleben, aber auch in der gewollten Scheinwirkung der Schauspielkunst, eine ungeheure Rolle.) Diese Reaktion ist elementar da, obwohl sie oft ganz unzweckmäßig, nachteilig, ja gefährlich ist. Sie ist überhaupt nicht erklärbar, sondern muß als mitseelische Urtatsache festgestellt werden. Als solche ist sie die eine Grundform des mitgeschöpflichen Reagierens auf ein geschöpfliches Ausdrucksbild, welches (als Beginn, Vorspiel, Bruchstück) eine auf das Mitgeschöpf gerichtete Handlung andeutet. Zähnefleischen des Hundes ist der erste Akt des Beißens; Erheben der menschlichen Faust der Ansatz zum Schläge; es hat Hypothesen (15) gegeben, welche alle Ausdruckserscheinungen als Überreste einstiger Handlungen deuteten, das ist freilich abwegig, aber es hat „heuristisch“ der Forschung genützt, da es sehr ergiebig ist, jede Ausdrucksform einmal daraufhin zu analysieren, wie weit Handlungsanteile in ihr enthalten sein mögen.

b) Er erklärt auch beim eigentlichen, gleichsinnigen Mitergriffen werden das „Spüren“ nur unter der Voraussetzung zweier weiterer Annahmen:

1. der James-Langeschen Hypothese, welche behauptet, daß jede innere Emotion erst die Wirkung einer äußeren sei: „wir weinen nicht, weil wir traurig sind, sondern wir werden traurig, weil wir weinen“;
2. des Carpenterschen „ideomotorischen Gesetzes“, welches aussagt: Jede Wahrnehmung (oder Vorstellung) eines Bewegungszustandes erregt im Wahrnehmenden (Vorstellenden) den Antrieb zum gleichen Bewegungszustand.

Denn wenn ich z. B. die Gemütslage des Mitmenschen spüren soll, weil ich von ihr spurenhafte mitergriffen werde dadurch, daß ich ihren körperlichen Ausdruck wahrnehme, so wird dabei folgender Ablauf unterstellt: der körperliche Ausdruck der Gemütslage von A erregt Spuren des gleichen körperlichen Ausdrucks an B dadurch, daß B den Ausdruck bei A bemerkt (Carpenter-Satz) und diese von A her an B erregten körperlichen Ausdrucksspuren erzeugen in B Spuren der dazugehörigen Gemütslage (James-Lange-Hypothese), die also die gleiche, wenn auch intensitätsschwächere Gemütslage wie in A ist.

Kritik des Erklärungsversuches.

1. Am Schluß der Erklärung bleibt noch immer unerklärt, wieso B aus einer in ihm erregten Gemütslage weiß, daß sie ein Abbild der

in A vorhandenen Gemütslage ist. Das Spüren einer Gemütsverfassung (und ebenso jedes sonstigen seelischen Tatbestandes) in mir schließt doch noch nicht das Wissen um den angeblichen Ausgangszustand im anderen, um eine gleiche Gemütslage in ihm ein. Im Gegenteil lehrt ja der Grundtatbestand III (siehe S. 19), daß eine von einem anderen in mir erregte Gemütsverfassung auch entgegengesetzt der erregenden Gemütsverfassung sein kann. In B durch A erregte Furcht besagt nicht, daß auch A von Furcht heimgesucht ist, sondern kann auch umgekehrt dadurch erregt werden, daß A von Zorn befallen ist. Furcht in B kann durch Furcht von A (als „Mitfurcht“, gleichsinnige Reaktion, Mitergriffenwerden), kann aber auch durch Zorn von A (anderssinnige Reaktion, „Ab“ergriffenwerden) erregt werden. Meine eigene Furchtspur kann mich sowohl „lehren“, daß der, durch den sie erregt ist, sich fürchtet, als auch, daß er im Zorn ist. Mit anderen Worten: wir spüren den Innenzustand eines Mitgeschöpfes an seinem Ausdrucksbilde richtig, ob wir nun davon gleichsinnig oder gegensinnig erregt werden.

2. Die These von James-Lange ist überhaupt nicht haltbar. Sie wird vielfältig schon aus der Erfahrung widerlegt, daß wir uns zwar abgewöhnen können (und oft müssen) zu weinen, obschon uns traurig zumute ist, daß wir aber nicht traurig werden, wenn wir uns zum Weinen verstellen. In dem James-Lange-Paradox stecken freilich zwei richtige Beobachtungen:

Erstens erleben wir es, daß ein aus echter Traurigkeit stammendes Weinen, wenn wir ihm freien Lauf lassen, die Traurigkeit steigern kann (und dasselbe gilt von jedem Gemütsausdruck mehr oder weniger); auch dieses „psychophysische Dynamoprinzip“ setzt, wie das elektrische Spüren von vorhandenem Magnetismus, so Spuren von dem fraglichen Affekt als vorhanden voraus; kein Ausdruck vermag eine gar nicht vorhandene Gemütsbewegung zu erzeugen. Auch solche Schauspieler, welche die Innenlagen ihrer Rolle sehr intensiv durchleben, erreichen das durch seelische Einfühlung in diese seelischen Situationen, die ihnen dann auch die Produktion des mimischen Ausdrucksbildes erleichtert, nicht aber durch primäre Produktion dieses Ausdrucksbildes, um die entsprechende Innenlage zu erzeugen.

Zweitens ist es ursprünglich ungenau, zu sagen, daß wir weinen, weil wir traurig sind, vielmehr bilden primitiverweise Innenzustand und Ausdruck eine gleichzeitige Einheit: wir erröten, indem wir uns schämen, nicht nachdem wir angefangen haben uns zu schämen, als Wirkung der Scham; wir schäumen vor Wut, nicht erst aus Wut. Entwicklung und Erziehung stiften aber an dieser Einheit eine immer häufigere Dissoziation (Trennung). Aus einem Teil des Tatbestandes wird der Ausdruck zu einer Folge, die wir gerade dadurch „in die Hand bekommen“, d. h. beherrschen lernen. Wir brauchen dann nicht immer

zu weinen, wenn wir traurig sind, sondern können traurig sein, ohne zu weinen. Manchmal aber bewirkt starke oder langdauernde Traurigkeit doch, daß wir schließlich weinen müssen. Diese dissoziative Umwandlung primitiver psychophysischer Einheitstatbestände in differenzierte psychophysische Wirkungszusammenhänge ist ein wichtiges psychophysisches Entwicklungs- und Gestaltungsprinzip überhaupt.

3. Das Gesetz von Carpenter gilt, aber es hat nur eine Teilgeltung. Innerhalb deren Grenzen ist es einwandfrei, auch experimentell, erwiesen (16). Wenn A den Arm erhebt und B dieser Bewegung aufmerksam mit den Blicken folgt, so verzeichnen empfindliche Registriervorrichtungen in vielen Fällen einen Bewegungsantrieb des B zur gleichen Armbewegung. Eine Kugel, die wir mit einem langen Faden an einem Finger aufhängen und in einer bestimmten Richtung pendeln lassen, verändert ihre Richtung, wenn wir auf die anders gerichtete Fingerbewegung eines Mitmenschen blicken; d. h. hierdurch wird unser eigener Finger unwillkürlich in die Bewegungsrichtung des anderen Fingers gelenkt. Schwingt mein Nachbar eine Keule im Uhrzeigersinne, so kostet es mich eine Überwindung, die meine im Gegensinne zu schwingen; der erste „elementare“ Antrieb ist, im selben Sinne mitzuschwingen. Die Grimassen einer Chorea rheumatica (sog. „Veitstanz“) ergreifen die Kinder der Umgebung durch solchen Antrieb mit, obwohl bei ihnen die pathologische Ursache (eine Infektion) fehlt (choreatische Schulpidemien). Der Anblick marschierender Soldaten fährt dem Zuschauenden „in die Beine“. Immer kostet es in diesen Fällen Überwindung, dem Carpenter-Impuls nicht zu folgen; diese Überwindung führt oft zum Antrieb auf eine gegensinnige Bewegung hin (Niederdrücken des eigenen Armes beim Anblick des Erhebens des fremden Armes): hier stoßen wir auf den psychomotorischen Keim der Schleiergebärden und Maskenreaktionen; wir müssen manchmal das motorische Gegenteil markieren, um nicht dem motorisch Gleichen zu verfallen.

Es gibt aber auch andere elementare Bewegungsformen, die in uns nicht den gleichen Bewegungsantrieb erregen. Bewegt z. B. A den Arm rasch auf B hin, so läßt sich am Arm von B häufig ein abwehrender Bewegungsantrieb nachweisen, der dem von A entgegengerichtet ist. (Dies ist offenbar der Fall des Grundtatbestandes III.) Ein solcher elementarer Gegenantrieb (nicht zu verwechseln mit dem sekundären, durch den ein Mitantrieb niedergekämpft wird!) tritt um so gewisser ein je eindeutiger sich eine Bewegung von A auf den Mitmenschen (das Mitgeschöpf) B richtet. Führe ich einen Schlag mit dem Arm auf ein drittes Ziel hin, so springt ein neben mir befindlicher Hund in der Richtung dieses Schlages das Ziel mit an; führe ich die Schlagrichtung auf den Hund selber zu, so weicht er aus der Schlagrichtung zurück. Mit anderen Worten, die Grundreaktion III (S. 19)

tritt am Mitgeschöpf desto gewisser ein, je mehr eine Bewegung den Charakter eines auf dieses Mitgeschöpf bezogenen Verhaltens trägt. In diesem Falle kommt es zu den Bewegungsantrieben des Abwehrens, Ausweichens oder Erduldens. Je weniger ein Bewegungsvorgang an A auf B bezogen ist, desto stärker tritt der Carpenter-Effekt ein, d. h. die gleichsinnige Antriebserrregung in B durch die Wahrnehmung der Bewegung des A.

Hiernach erklärt also auch das Carpentersche Gesetz bestenfalls nur das Spüren derjenigen mitseelischen Tatbestände, von denen eine gleichsinnige mitseelische Erregung ausgeht. Es vermag aber nicht zu erklären, wieso wir den Innenzustand des Mitgeschöpfes auch dann richtig spüren, wenn dessen Ausdrucksbild uns nicht im gleichen, sondern im abweichenden Sinne beeinflusst.

Grundsätzlich jedoch kann das Carpenter-Gesetz auch in den Fällen seiner Geltung zur Erklärung des Spürens eines mitseelischen Zustandes nicht verwertet werden, weil auch dann eine solche Erklärung noch die Geltung des James-Lange-Paradoxes voraussetzen würde. Wenn eine Bewegung von A, die aus einer bestimmten Innenverfassung von A entspringt, an B den gleichen Bewegungsantrieb erregt, so vermag doch dieser noch nicht von sich aus in B den gleichen Innenzustand zu erzeugen, aus dem die Bewegung von A hervorging. Vielmehr entsteht durch die „ideomotorische Ansteckung“ des Carpenter-Effekts zunächst nur ein generell ähnlicher motorischer Antrieb. Ideomotorische Ansteckung erzeugt in den davon Mitergriffenen zunächst nur gleichsinnig gerichtete motorische Erregung, anders ausgedrückt: ein Angetriebensein, eine „Unruhe“ in der gleichen Bewegungsrichtung.

Die spezifische Seelenlage des motorisch Mitergriffenen wird dadurch zunächst noch nicht berührt. Diese Tatsache kann sozialpsychologisch von gelegentlicher Wichtigkeit sein, insbesondere für Wesen und Technik von Massenerregungen, ihrer Fortpflanzung, ihrer Zielsetzung und ihrem Ergebnis.

Somit ergibt sich: keiner der Grundtatbestände I, II, III ist aus dem anderen herleitbar oder überhaupt „erklärbar“. Vielmehr stellt jeder eine unzerlegbare Urtatsache dar, die wir als

Mitseelisches Ausdrucksgrundgesetz

so aussprechen:

Jedes Individuum spürt am psychophysischen Gesamtverhalten des Mitindividuums dessen psychische Verfassung.

Je nachdem wird es von dieser gleichsinnig mitergriffen oder nicht. Im Nicht-Falle bleibt es entweder beim bloßen Spüren (Merken, Ahnen, Wissen) des fremden Innenzustandes oder es tritt die anderssinnige Reaktion ein (Erduldung, Ausweichen, Abwehr).

Dieser oder-Fall ist in der Regel mit Ausdrucksformen verbunden, die handlungsartig auf das Mitindividuum bezogen sind.

Wir unterscheiden solche Ausdrucksformen als aggressive von den rein expressiven, welche vorwiegend die gleichsinnige Erregung des Mitindividuums (Mitergriffensein) erzeugen.

Die gleichsinnige mitseelische Erregung ist eine Funktion der biologischen Gattungsnähe; die anderssinnige ist davon unabhängig. Innerhalb einer biologischen Gattung ist die gleichsinnige Erregung eine Funktion der Wesensnähe; die anderssinnige ist davon unabhängig.

Der letzte Doppelsatz über Gattungsnähe und Wesensnähe bedarf noch einer Erläuterung. Unter „Gattung“ verstehen wir hier alle rein biologische Wesensbestimmtheit, also nicht nur die zoologische Gattung im spezifischen Sinne (Feliden, Hominiden), sondern alles, was weiter und was enger als sie ist, auch die Ordnung, die Klasse, den Stamm — die Art, die Unterart, die Rasse, die Spielart, den Konstitutionstyp. Der Hund spürt den Innenzustand des Hundes sicherer als den der Katze oder gar der Schlange; gegenüber Lurchen und Fischen, Insekten, gar Würmern wird die Spürsicherheit eines Säugetieres immer geringer. Der Innenausdruck des Negers oder Indianers ist dem weißen Menschen unsicherer als der des Mitweißen. Einander fernstehende Hunderassen (wie Spitze und Doggen, Dachshunde und Bernhardiner) täuschen sich über die „Stimmung“ gegenseitig leichter als Exemplare derselben Rasse. Je weiter ein Geschöpf von uns biologisch absteht, desto umständlicher müssen wir seine Ausdruckserscheinungen studieren, um sie richtig zu deuten. Dies gilt auch für die Konstitutionstypen. Die Ausdrucksformen des Leptosomen sind dem Eurysomen (s. S. 35) fremdartiger als die des anderen Eurysomen; er weiß mit dem Lächeln, dem Starren, dem Brüten, dem Auffahren jenes oft „nichts Rechtes anzufangen“, was „dahinter steckt“, ist ihm verschleiert. Wir können also „Gattungsnähe“ auch mit „biologische Verwandtschaft“ übersetzen.

Innerhalb jeder weiten oder engen biologischen Einheit gibt es aber wieder tausend Verschiedenheiten. Keineswegs nur „individuelle“! Zu diesen treten die Differenzierungen der Wesensart, die sich durch die soziale Lebensform herausbilden; beim Haustier also gegenüber dem freilebenden Tier; beim dressierten gegenüber dem sich selbst überlassenen; beim Menschen sind es Beruf, Stand, Gesellschaftsklasse, überhaupt das „Milieu“ — die sein Ausdrucksbild, seine (ruhende und bewegte) äußere Gesamterscheinung vielfältig modellieren und den Angehörigen derselben Gruppe näher-, denen einer anderen Gruppe ferner-rücken. Zu diesen Kultureinheiten der menschheitlichen Gliederung gehören auch das Volk, der Volksstamm, die Völkerfamilie, die Nation,

der Kulturkreis. Der Morgenländer ist dem Abendländer „undurchsichtiger“, auch abgesehen von dem biologisch fremderen Rassenbild. Der Slawe ist dem Germanen in manchen Richtungen „verständlicher“, in anderen wieder fremdartiger als der Romane. Die Einvolkung (nationale Assimilation) gründet sich entscheidend auf die Gewöhnung an ähnliche Äußerungsformen (siehe auch S. 153).

Expressive Irradiation. Motorische Kettung. Eine allerdings weitgehender Auflockerungen und Erstarrungen fähige biologische Grundlage der Ausdrucksverschiedenheit ist in dem Umfange und der Richtung gegeben, wie Bewegungserscheinungen an einem Individuum über den umschriebenen Bewegungszweck hinausgreifen und nachbarliche oder selbst entferntere Muskelpartien in Mitbewegung versetzen. Diesen Vorgang nennen wir die „motorische Irradiation“ und sein Verlaufsgesetz die „motorische Kettung“. (Der ursprünglich in der funktionellen Morphologie benutzte Ausdruck „kinematische Ketten“ ist in der Maschinenteknik spezifisch vergeben und kann dadurch Mißverständnisse erwecken.)

Jeder kennt die motorische Kettung (und Strahlung, Irradiation) namentlich aus dem Erlernen und Ermatten bestimmter Bewegungen. Menschen, die mühsam schreiben, vollführen vielfach dabei dauernde züngelnde Grimassen unter ganz verkrampften Kopfhaltungen. Wer gehmüde ist und doch weitermarschieren muß, bietet eine zunehmend verkrampfte Haltung auch solcher Körperteile dar, die mit dem Gehen gar nichts zu tun haben, z. B. des Nackens. Alle sportliche Didaktik, aber auch alle artistische (wie Instrumentalmusizieren, Gesang, Tanzkunst) ist darauf bedacht, beim Erlernen die erfahrungsgemäß zweckmäßigsten motorischen Kettungen einzuüben, um unzulässige motorische Irradiationen beim Können auszuschalten. Der Lernende sieht oft im Anfang nicht ein, warum er allerlei Bewegungen oder Haltungen üben muß, die mit seiner speziellen Könnenaufgabe anscheinend gar nichts zu schaffen haben, ja sie sogar zu erschweren scheinen. Schwimmen und Skilauf sind erst neuerdings auf teilweise ganz andere Lernverfahren eingestellt worden, die durch andere motorische Kettungen viele früher beobachteten vorzeitigen Übermüdungen fernhalten sollen. „Natur“-schwimmer, -reiter, -sänger, -turner, -tänzer bringen es selten zu dauerhafter Meisterschaft: das autodidaktische Erlernen durch Probieren läßt die motorischen Kettungen unbeachtet und unterliegt daher vorzeitig unwillkommenen, störenden, ja (wie beim Schwimmen) gefährlichen Ermüdungsirradiationen, z. B. Krampferscheinungen. Filmmung auch meisterhaft beherrschter Bewegungsformen zeigt die überraschendsten motorischen Kettungen mit entfernten Muskelgruppen: wir tanzen tatsächlich zeitlebens auch mit dem Gesicht, schreiben mit den Füßen, singen mit dem Gesäß, reden alle mit den Händen;

Innervationsspuren davon bleiben, auch wo wir die grobsichtbare Mitbewegung beherrschen gelernt haben.

An jeder motorischen Kettung unterscheiden wir ihre Ausdehnung und ihre Auswahl oder die extensive und die selektive Ausbreitung. Beide hängen ab vom Lebensalter (bei Kindern ist die motorische Irradiation besonders ausgebreitet und wahllos, z. B. Schreien und Strampeln, Verlegenheitsgrimassen!), vom Ermüdungsstande (mit zunehmender Ermüdung wächst die motorische Erregungsausbreitung extensiv und verschiebt sich selektiv, sie greift auf mehr und auf andere Muskelgruppen über), vom Erziehungsstande („Selbstbeherrschung“, Bewegungskunst) und von der Individualität.

Dadurch ergibt sich für das Mitergriffenwerden von motorischen mitmenschlichen Ausdrucksformen eine Fülle von Unberechenbarkeiten. Sie wird noch gesteigert durch die Tatsache, daß die Kettung nicht nur eine grobmotorische bleibt, sondern auch nichtmotorische oder feinstmotorische Erregungen einbezieht, also vasomotorische (Erröten, Erblassen, Gänsehaut, Zittern) und sekretorische (Tränen, Schweiß, Speichel usw.): die motorische Kettung erweitert sich zum Umsichgreifen von Ausdruckserscheinungen schlechthin, zur expressiven Irradiation. Wird also B von einem bestimmten Ausdruckskomplex des A „angesteckt“, so bleibt doch der so miterregte Ausdruckskomplex des B nicht notwendig eine Kopie des Ausdruckskomplexes A, sondern kann, trotz gleichem Ausgangskern, soviel spezifische B-Zutaten empfangen, daß er ein viel exzessiveres und selbst anderes Gesamtbild darbietet. Das expressive Mitergriffenwerden ändert also auf seinem Wege von Mensch zu Mitmenschen sein Bild mehr oder weniger durch die individuellen Ausdruckszutaten, die es auf jeder Station dieses Weges empfängt.

Mitseeleische Rhythmen: der „kollektive Puls“. Außer Lebensalter, Ermüdungs- und Erziehungsstand, Individualität gibt es noch eine alles dies übergreifende Bedingung für Stärke und Art des expressiven Mitergriffenwerdens, den Zeitpunkt. Wir sind dafür einmal mehr und einmal weniger „disponiert“, ansprechbar. Außer den durch die periodischen Ermüdungsformen gesetzten Zeitpunkten und Zeitstrecken (Tageszeiten und Jahreszeiten, dort also Mittag und Abend, hier Frühling und Hochsommer) und außer den „zufälligen“ Dispositionen (jemand ist in „empfindlicher“ Stimmung, weil er vorher dies oder das erfahren hat) gibt es periodische Schwankungen der mitseeleischen Ansprechbarkeit auf dem Ausdrucksweg. Ihr Gesetz liegt noch im Dunkel, an ihrem Vorhandensein ist nicht zu zweifeln. Die bisher unternommenen Versuche einer allgemeinen Erlebensperiodisierung (28 Tage, 7 Jahre und ähnliches als rhythmische Einheiten) sind zum Teil fragwürdig, reichen für die expressive Ansprechbarkeit zum Teil nicht aus, erschöpfen deren

Gesetz jedenfalls nicht: der Ansprechbarkeitsrhythmus vollzieht sich großenteils in viel kürzeren Einheiten von n Tagen oder n Stunden, oder andererseits in ganz großen von n Jahren oder n Jahrviefachen. „Massen“ und „Völker“ sind offensichtlich immer wieder nach langen Zeitläuften plötzlich überaus ansprechbar für Ergriffenwerden z. B. von großen Unruhebewegungen, exzessiven Erregungen, explosiven Entladungen, in der Zwischenzeit aber stumpf, indifferent. Wir wollen diesen Rhythmus den „kollektiven Puls“ nennen. Er ist in seiner Schlagfolge noch nicht durchschaut. Doch scheinen zwei biologische Faktoren in seinem Gesetz eine wesentliche Rolle zu spielen: die Rassenstruktur und der Altersaufbau eines Volkes, überhaupt einer Masseneinheit (Stand, Klasse, Stamm, Völkerkreis, Kulturkreis).

Einfühlung und Einkennung. Endlich aber vermögen wir uns auf Ansprechbarkeit fürs expressive Mitergriffenwerden gewollt einzustellen (oder umgekehrt davon abzustellen). Diese Fähigkeit ist ethisch und ästhetisch von größter Tragweite, aber auch logisch und mystisch oft wichtig. Nur sie darf als „Einfühlung“ bezeichnet werden; es führt zur Verwirrung, wenn jede Mitergriffenheit so geheißen wird. Einfühlung ist immer ein Mitergriffensein wollen, ein Sich-Öffnen, Sich-Hingeben an solche mitseelischen Wirkungen, die den Weg über die Ausdruckserscheinungen nehmen. Auch die letztere Begrenzung muß festgehalten werden. Das Sich-Öffnen für Mitteilungsinhalte ist niemals mehr bloße Einfühlung, obwohl sie daran teilhaben kann, wie eben an allem Einleben die Einfühlung mitbeteiligt zu sein pflegt. Auch bei dem Genuß von Kunstwerken macht daher die Einfühlung nur einen Bestandteil des Gesamtvorganges aus, und dieser läßt sich nicht etwa auf sie reduzieren. Jedes Kunstwerk bringt auch emotionale Erlebnisse zum Ausdruck, aber keines erschöpft sich darin, kein Kunstwerk ist nur „Ausdrucksform“, sondern jedes ist vielseitige Vorstellungskundgabe und Vorstellungserweckung; das Eindenken ist für echten Kunstgenuß ebenso wesentlich wie das Einfühlen.

Überhaupt ist der Einfühlungsvorgang im Leben so gut wie nie isoliert vorhanden, sondern mit dem Eindenken um so enger verflochten, um je differenziertere Wesen es sich handelt. Es sind meist Rückfälle in sehr primitive Seelenlagen und -bedürfnisse, wenn es uns nur oder fast nur auf emotionale Einfühlung ankommt, z. B. in der Ausgelassenheit, wo uns die Inhalte dessen, was uns zum Mitlachen bringt, schließlich gleichgültig werden, wenn wir nur recht lachen können. Wenn wir wirklich bemüht sind, ernst oder freudig, teilnehmend oder leidenschaftlich mit einem Mitmenschen zu fühlen, also uns in seine Lage einzufühlen, so ist das ohne einen wichtigen Anteil der Vorstellung von seiner Lage, ihren Gründen, ihrer Tragweite nicht ausführbar. Gerade die einfühlsame Einstellung vollzieht sich also schon an Vorstellungs-

inhalten, ist oft „ideogen“ und geht dann nicht von der rein expressiven Mitergriffenheit aus. Sie kann auch von der ausgehen: öfters spüren wir zuerst, daß der andere so oder so gestimmt ist und bemühen uns dann, uns durch Eindenken in die Gründe dafür uns in ihn einzufühlen. Dies kann aber auch vom Anfangstatbestand des Spürens eines uns abweichend erregenden Gemütsausdrucks ausgehen: Zorn, der uns erschreckt, Angst, die uns befremdet, kann uns dennoch veranlassen (z.B. durch das Medium unserer Hilfs- oder Trostbereitschaft), uns in den Zornigen oder Verängstigten einzufühlen, und das heißt dann im wesentlichen, seinen Emotionszustand richtig zu begreifen, nicht aber ihn zu teilen; dann ist also das Einfühlen erst recht vorwiegend ein Eindenken.

Diese „eindenkende Einfühlung“ gewinnt hohe Bedeutung für die psychognostischen (menschkundigen) Berufe (Ärzte, Erzieher, Seelsorger, Richter u. dgl.). Der berufsmäßig Menschenkundige muß sich ja geradezu davor hüten, sich von mitmenschlichen Emotionen elementar mitergreifen zu lassen. Dagegen muß er sich „abhärten“. Trotzdem hat er sich möglichst richtig, ja subtil in sie „einzufühlen“. Dabei verbindet sich das Spüren eines (zur gleichsinnigen oder anderssinnigen Beeinflussung tendierenden) mitseelischen Zustandes an seinem Ausdrucksbilde mit der wachsenden Kenntnis und dank ihrer dem immer richtigeren Sich-Eindenken in die psychophysische mitmenschliche Gesamtbeschaffenheit. Diese planmäßige Einkennung in das Mitgeschöpf beherrscht, wenngleich weniger systematisch, mehr empirisch und intuitiv, auch einen großen Teil der praktischen Menschenkenntnis, die wir im Leben erwerben und vertiefen.

Dabei stellt sich heraus, daß der eine sich leichter in dieses und der andere in jenes Ausdrucksmittel einkennt. Es gibt Menschen, die von früh an ein treffsicheres Urteil für die im Augenausdruck, im „Blick“ sich kundtuenden Innenzustände oder -eigenschaften haben, andere beobachten mit ähnlich gutem Resultat den Gang, andere die Gestalt und das Spiel der Hände, wieder andere sind geborene und sehr weit sich vervollkommnende Schriftexperten; es gibt Beurteiler, die mit Lächeln und Lachen besonders viel anzufangen wissen usw. Wir nennen das die persönliche Linie der Einkennung. Sie hat für die berufliche Mitmenschkunde ihren Wert, aber auch ihre Gefahr: es ist wichtig, daß man sich rechtzeitig und richtig klar wird, woraus man den Mitmenschen am sichersten beurteilt, aber die einseitige Spezialisierung verleitet auch zu Verengungen und Übertreibungen, indem sie aus einer expressiven Erscheinungsgruppe alles (wie den „Charakter“ bis in jede Einzelheit hinein) erkennen will. Die Schriftexpertise (Graphologie) leidet darunter bis heute, ebenso die modische Physiognomik, von halbmagischen Künsten wie der Chirognostik (Handlinienlesekunst) und ähnlichen ganz zu schweigen.

Expressive Sensibilisierung, Fixierung, Abstumpfung. Es kommt vor, daß sich die mitseelische Wirkung eines Emotionsausdrucks in gleicher oder abweichender Richtung verstärkt, nachdem sie einmal sehr heftig erlebt worden ist. Der von einem mitmenschlichen Zornesausbruch Tieferschrockene bleibt lange oder zeitlebens durch Zorn übermäßig erschreckbar; der von einem mitmenschlichen Angstanfall Angesteckte erliegt künftig solchem Mitergriffenwerden durch Angst anderer leichter als zuvor. Es gibt dazu viele Parallelen in der Physiologie und Pathologie: einmal durchgemachte Alterationen (Hautekzem, Föhnwirkung u. a.) steigern die Empfänglichkeit fürs Wiederbefallenwerden (Gegensatz zur Immunität, dem Schutz vor Wiederbefallenwerden durch einmaliges Überstehen). Die mitseelische Beeindruckung und Beeinflussung auf dem Ausdruckswege ist also der Sensibilisierung fähig. Das ist für die Erziehung wichtig; Einschüchterung, Verwirrbarkeit, Rührseligkeit u. a. stammen häufig aus dieser Quelle. Aus ihr werden öfter als aus der von den Psychoanalytikern überschätzten „Verdrängung“ die langwierigen Nachwirkungen seelischen „Traumas“ gespeist; der Schock der Brautnacht hat viele Frauen fürs ganze Leben angstfrigide, d. h. unfähig zur naiven Hingabe an die geschlechtliche Lust aus immer wiederkehrender Ängstlichkeit gemacht.

Dadurch können sich „Charakterzüge“, richtiger Emotionskonstanten, die nicht in der ursprünglichen Wesensart liegen, fixieren. Viele neurotischen „Fremdkörper“ in der Psychophysis sonst recht normaler Menschen entstehen auf diese sozialpsychologische Art: sind fixierte mitseelische Sensibilisationen. Wir wissen, wie ein einziges ganz großes Begeisterungserlebnis in der Jugend uns für immer begeisterungsempfänglicher machen kann; darauf beruht ein gut Stück des Patriotismus, aller idealen Opferbereitschaft, aber auch aller Fanatismen. Die Exerzitien der Gesellschaft Jesu bauen auf der künstlichen Erzeugung solcher sensibilisierenden Erlebnisse ihren pädagogischen Plan auf.

Bei rascher Wiederholung des Ausgangsaffekts kann aber auch das Gegenteil eintreten: mitseelische Abstumpfung. Wer immer wieder rast, vor dem erschrickt schließlich niemand mehr, sondern seine Ausbrüche werden unbeachtet gelassen oder belächelt. Wer beim geringsten betrübenden Anlaß in Weinkrämpfe fällt, über den zuckt schließlich die Umgebung die Achseln, sie tröstet ihn nicht einmal mehr, denn dies setzt ein gewisses Gerührtsein, ein Mitleid voraus. Verprügelte, auch bloß „seelisch verprügelte“ Tiere und Menschen werden verstockt, dickfellig, abgebrüht. Ein ewiger Schreier schüchtert keinen mehr ein und reißt keinen mehr hin.

Ob Sensibilisation oder Abstumpfung eintritt, hängt von sehr verwickelten „Konstellationen“ ab, unter denen das Ausgangserlebnis

stattfindet. An diesen Konstellationen sind beteiligt: die Individualität der auf beiden Seiten Beteiligten; ihr Lebensalter; ihr Kulturstand, ihre soziale Beziehung zueinander; die Emotionsgattung (Wut, Zorn, Ärger wirken verschiedenartig), die Emotionskraft, die Emotionshäufigkeit, die Emotionsrichtung (z. B. Abstumpfung von Kindern für die auf sie selber gerichteten Wutausbrüche des Vaters, aber nicht für die auf die Mutter gerichteten — oder umgekehrt). Die Totalität einer solchen Konstellation und damit die Tragweite ihrer Auswirkungen kann nur noch intuitiv erfaßt werden. Die Fähigkeit hierzu ist für Erzieher (Verhängen von Züchtigung oder Demütigung, Proben auf Unerschrockenheit), Vorgesetzte, Therapeuten (Anschreien eines Kranken, Vernachlässigungstherapie, bewußte Schmerztherapie), Strafvollzugsorgane u. dgl. von ausschlaggebender Bedeutung. Ein Stück solcher Fähigkeit muß der Mensch für derlei Aufgaben „mitbringen“, vieles ist aber durch Lehre und Übung der Einkennung schulbar.

Expressive Typen: „Temperament“. Nach einer systematischen Ordnung der Ausdrucksverschiedenheit zwischen den Menschen hat schon die alte (hippokratische) Temperamentenlehre gesucht, denn wenn auch die Bezeichnungen sanguinisch, choleric, melancholisch, phlegmatisch auf der Hypothese von vermeintlichen temperamenterzeugenden Körpersäften beruhen, so schließen sie doch empirisch eine gute Grundbeobachtung von Ausdruckstypen ein, mag sich das Typische daran mehr statisch und konstant (melancholisch, phlegmatisch) oder mehr dynamisch und gelegentlich (sanguinisch, choleric) kundtun. Das Temperament, d. h. die formale Eigenart des seelischen Erlebens und seiner Äußerungen, also die impressive, assoziative und expressive (aufnehmende, verarbeitende und kundgebende) Geschwindigkeit, Stärke, Nachhaltigkeit und Richtung bezieht sich zwar nicht nur auf die Emotionen und ihre Äußerungsweise, sondern auch auf die intellektuellen Rezeptionen und Verarbeitungen, teilweise auch auf die Willensrichtungen und -setzungen, aber im Gefühlsleben und seinem Ausdruck hat es allerdings seine wesentlichste psychophysische Verdichtungszone.

Die vier alten Temperamentformen sind nur als Ausgangsbegriffe für eine heutige Systematik brauchbar. Das sanguinische und phlegmatische Temperament stellen Verengungen von allgemeiner Ausdrucksgebarung dar, die wir als die lebhafte und die ruhige (in Steigerungen: die stürmische und die „tranige“) unterscheiden können, auch mobil und immobil ließe sich dafür einsetzen. Choleric und melancholische Art hingegen müssen verlegt werden in die Inbegriffe jäh und scheu, explosiv und timide, denn erst dies sind generelle Erlebnis- und Erlebnisäußerungsweisen (während ja z. B. melancholisch einen qualitativ bestimmt gearteten Erlebniston besagt).

Körperlichen deckt, oder ob es ein hypothetisches Reich für sich ist (wobei räumliche Ausdrücke, wie „unter dem Bewußtsein“, nur Bilder und mit Vorsicht zu gebrauchen sind), das ist eine Frage der Seelentheorie, über die viel Meinungsverschiedenheit herrscht. Es steht aber kein wissenschaftliches Bedenken dem Versuch im Wege, uns über dieses „Unbewußte“ Hilfsvorstellungen zu bilden (17), so wie es die Physik über die „Materie“ oder „Energie“ etwa in der Wellentheorie oder Quantentheorie, in der Äther- oder Elektronenhypothese tut. Zur Konstruktion solcher hypothetischen Vorstellungen vom Unbewußten eignen sich am ehesten jene Vorgänge, die einmal im Bewußtsein waren, aber aus ihm verschwunden sind und doch manchmal wieder in es zurückkehren oder, ohne zurückzukehren, auf es ersichtlich einwirken. Diese Gruppe von Tatbeständen (deren geläufigster das Gedächtnis ist) heiße das Entwußte oder Entwußtsein (womit eben das Gewesensein im Bewußtsein und Entschwundensein aus ihm zum Ausdruck gebracht wird).

Zu den Wirkungen entwußter Tatbestände zählen auch manche Ausdruckserscheinungen, und zwar gerade solche, deren Eindruck auf den Mitmenschen sehr stark zu sein pflegt, wie z. B. hysterische Anfälle, der Ausdruck in Dämmerzuständen, auch das Ausdrucksbild des Schlummernden. Jeder Mensch gewöhnt sich eine Reihe von Mienen, Haltungen, Gebärden an, deren seelische Entstehungsursache später völlig verschwindet, entwußt wird. Ein Teil der Erziehung zur Selbstbeherrschung geht geradezu darauf aus, das mimische Ich zu mechanisieren. An jedem erwachsenen und gar gereiften Menschen gibt es eine Menge von Schleiergebärden, gibt es allerhand Ausdrucksmaske, deren sich der Träger gar nicht mehr bewußt, die ihm entwußt geworden ist, auch wo sie mit bewußter Verstellung begonnen hat; jedoch kann sie sich auch entwickeln, ohne je klar bewußt zu werden, aus dunklen, bald entwußten und entwußt gehaltenen — „verdrängten“ — Motiven heraus. Ein großer Teil konventionellen, „gesellschaftlichen“ Gehabens (Liebenswürdigkeit, Höflichkeit, „Schliff“, „Direktion“, Steifheit, Reserve u. a.) ist desto mehr Entwußtseinsausdruck, je weniger es zum ursprünglichen Wesen eines Menschen paßt. Es steht daher oft im Kontrast zu den bewußten, manchmal (wegen ihrer offenen Entfaltungsunmöglichkeit) schmerzlich bewußten natürlichen Eigenschaften und Wesenszügen, wie Güte, Weichheit, Rührsamkeit, Mitgefühl, aber auch Kälte (verdeckt durch Liebenswürdigkeit), Abneigung, Gehässigkeit, Rachsucht, Schadenfreude. Es kann rein physisch darüber gelegt sein; auf allerlei Mienen, Gebärden, Haltungen werden wir äußerlich „dressiert“. Es kann aber auch psychisch verwurzelt sein, und nur seine psychische Komponente ist ins Entwußte versunken oder verdrängt. Dann ist der Entwußtseinsausdruck das Zeichen eines Zwiespaltes im psychophysi-

schen Ich. Endlich kann es psychisch entstanden, aber der psychische Anteil einfach vergessen sein, weil er zu unbedeutend, lange her, nicht mehr wichtig ist. Das gilt für vielerlei, was sich unserem Gesicht, unserer Erscheinung in der Kindheit, der Jugend, in bestimmten Lebenslagen aufprägt und sich körperlich fixiert, ohne psychisch vorzuhalten. Namentlich während der Lebenskrisen (Pubertät) durchleben wir Emotionen, die später keine mehr sind; ihre expressive Seite modelliert dennoch fürs ganze Leben unsere Ausdruckserscheinung mit. Harte Kindheit verliert sich oft nicht wieder aus einem Gesicht, auch wenn sie seelisch völlig (durch glückliche Lebensreife) ausgeglichen und verwunden ist.

Gegenüber dem Entwußtseinsausdruck zeigt das mitmenschliche Verhalten oft einen Bruch zwischen Ansprechbarkeit und Einkennung. Entwußtseinsausdruck kann sehr stark mitseelisch wirken, gleichsinnig oder gegensinnig, ansteckend oder abstoßend, oft allein durch seine Unheimlichkeit, Fremdartigkeit, Zwiespältigkeit. Wir nehmen ihn wahr und „spüren“ seinen seelischen Hintergrund, der in diesem Augenblick vielleicht längst nicht mehr existiert. Er beeindruckt oder beeinflusst uns also und führt uns gleichzeitig irre. Er macht den Menschen vor dem Mitmenschen undurchsichtig, ja rätselhaft und eben damit erst recht eindrucks- und einflußstark. In ihm ist ein Stück der Unwiderstehlichkeit des Geheimnisvollen begründet. Das gewisseste Zeugnis seiner mitseelischen Kraft ist die Schauspielkunst und wieder zumeist ihre stumme, also den „Mitteilungsweg“ ausschließende, den reinen Ausdrucksweg benutzende kinematographische Erscheinungsform. Alle Schauspielkunst kann ja nur entweder pure mimisch-körperliche Dressur und Routine oder Entwußtseinsausdrucksfähigkeit sein, denn selbstverständlich ist der Schauspieler außerstande, seine Rollen „adäquat“ zu erleben, daran müßte er ja zugrunde gehen. Er erschafft sie aus einer entwußten Seelenwelt heraus, in die er beim Studium der Rolle deren Anforderungen versenkt hat, damit sie von dort her expressiv sich entfalten. Gewisse Elemente dieser Prozedur sind in allem künstlerischen Gestalten vorhanden, daher auch die Nähe namentlich der eminenten Ausdruckskünste, Schauspielkunst und Musik, zur Hysterie, welche den pathologischen Superlativ der expressiven Entwußtseinsausbrüche darstellt.

Affinität und Diffugität (s. a. S. 80). Bestimmte Ausdrucksweisen des mitmenschlichen Innenlebens ziehen uns elementar an, andere stoßen uns ab oder lassen uns kalt. Es gibt für jeden Menschen solche Mitmenschen, deren Lachen ihn mitreißt, und andere, deren Lachen ihn nicht fröhlich stimmt; solche, deren Weinen ihn sofort rührt, andere, deren Tränen in ihm kein Mitleid erwecken. Dabei wird vorausgesetzt, daß es bisher unbekannte Mitmenschen seien, also nicht solche, denen

gegenüber die eigene Reaktion sich aus genauer Einkennung erklärt. Sympathien und Antipathien „auf den ersten Blick“ stammen oft aus diesem Angezogen- oder Abgestoßenwerden durch eine einzelne Ausdruckssorte (z. B. Lächeln oder Stimme oder Bekümmertheit), die uns sofort zu ihrem Träger in ein affines oder diffuses Verhältnis bringt, ein Zu-einander-hin oder ein Von-einander-weg setzt.

Für die Mehrzahl der Fälle handelt es sich dabei um eine Typenanziehung oder -abstoßung. Es ist daher wichtig, die Typen zu kennen, die sich zueinander affin oder diffug verhalten. Die heute gültigste Unterscheidung ist diejenige von Kretschmer (18). Ihre beiden Grundtypen sind der (physisch gesehen) eurysome und leptosome, verdeutschte Dralling und Schmalring, anfangs als „pyknisch und „asthenisch“ unterschieden. Ob ein „athletischer“ Typus noch für sich ausgesondert werden muß, kann dahingestellt bleiben. Dem verschiedenen Körperbau entspricht ein verschiedener „Charakter“, was hier eigentlich „Seelenbau“ im weitesten Sinne bezeichnet, denn dieser „Charakter“ umfaßt in allererster Linie die Temperamentsform, aber auch Talentrichtungen. Der eurysome Typus ist „synton“ oder „euthym“, d. h. im Grunde strebt er nach Einklang mit Welt und Menschen; seine Grundstimmung ist heiter, „sonnig“, wenn auch leicht, aber nicht für lange bewölkt, seine mitmenschliche Einstellung warm, herzlich, teilnehmend; sein Ausdruck ist durchsichtig, man spürt gleich, warum er lacht, weint, sich erzürnt, grämt, ängstigt. Der leptosome (möglicherweise samt dem „athletischen“) Typus ist „dysthym“, von Welt und Menschen distanziert, undurchsichtig in seinem Gehaben, bald jäh oder stumpf, bald scheu oder wunderlich, bald kühl oder starr. Es wiegen die abweisenden statt der einnehmenden Ausdrucksformen an ihm vor. Beide Normaltypen sollen (nach der Lehre Kretschmers) je einem pathologischen Typ, einer Geisteskrankheitsgruppe, entsprechen, mit der sie durch viele Zwischenstufen verbunden sind: dem zirkulären Irresein der eurysome und euthyme, der Schizophrenie der leptosome und dysthyme Mensch. Übergänge bilden hier die „Schizoiden“, dort die „Zykloiden“, noch mehr im Normalen dort die Schizothymen, hier die Zyklithymen.

Der Schematismus hält (naturgemäß) vor der Fülle der Wirklichkeit nur teilweise stand. Er leistet trotzdem in vielen Fällen wichtige Dienste. Die Einteilung Kretschmers birgt einen ansehnlichen Kern von Wirklichkeit, wenn es auch eine Menge von Mischformen und Übergangsstufen gibt.

Nach der individualpsychologischen Kennzeichnung kann es scheinen, es überwiege im sozialpsychischen Verhalten der Eurysom-Euthymen schlechthin die affine, in dem der Leptosom-Dysthymen schlechthin die diffuse Tendenz. Aber z. B. für die Gattenwahl, also voraussichtlich

lebenslängliche Verbundenheit, ziehen sich die Gegensätze an, das gilt für fast vier Fünftel der Eheschließungen, nur ein Fünftel zeigt die Vermählung gleichartiger Typen. Ob für andersartige Beziehungsformen, etwa Freundschaft, etwas anderes gilt, ist noch nicht zureichend ermittelt. Vor „Eindrücken“ und ihrer Verallgemeinerung muß man sich in diesen Fragen sorgfältig hüten.

In den Fällen der typogenen (vom Gesamttypus ausgeübten, herstammenden) Affinität oder Diffugität zwischen Menschen bildet die einzelne Ausdruckserscheinung nur ein Mittel des Ganzen, wenn auch die Wirkungskraft der einzelnen Ausdrucksmittel abgestuft ist, z. B. dem Lachen der Euthymen eine besonders anziehende Wirkung eignet: es macht ein Stück ihrer Liebenswürdigkeit aus; umgekehrt ist das Lächeln der Dysthymen (Schizothymen) oft lästig, peinlich, kalt, unausdeutbar, also diffug, während ihre Ernstmiene im „bannenden“ Sinne kräftig affin sein kann. Es ist aber nicht selten, daß einzelne Ausdrucksmittel isoliert und im Gegensatz zum Gesamttypus wirken. Auch „unnahbare“ Leptosomen (Dysthymen) können zuweilen durch ein einziges Lächeln „gewinnen“, „erobern“. Umgekehrt kann der hemmungslose, vielleicht unflätige, wenn auch noch so rasch gutmütig verrauchende Zornausbruch oder eine unbändige taktlose Ausgelassenheit des Euthymen abstoßend, von der für ihn gefaßten Gesamtsympathie ernüchternd wirken. Frauen sind für solche „störenden“ Einzelausdruckserscheinungen erfahrungsgemäß besonders sensibel, namentlich in den sexualpsychischen Beziehungen; die ganze Wirkung des Liebesausdrucks beim Bewerber kann für sie durch das Auftreten eines einzigen Zuges von Gier, durch eine zudringliche Miene, ein lüsternes Anstarren oder Anlächeln nicht nur ge-, sondern zerstört werden. Sie sind aber auch umgekehrt durch ein einziges Lächeln, Stimmgeben, durchdringend Anschauen, eine packende Geste der Hand für eine bis dahin diffuge Gesamterscheinung affin umzustimmen und zu erobern. Verwandte Erfahrungen liegen von Kindern, Tieren (seitens der Bändiger insbesondere) und „Wilden“ vor; freilich sind bei den letzteren konventionelle Wirkungen (z. B. zeremoniale Verbotenheit bestimmter Ausdrucksformen in bestimmten Situationen) nie ganz auszuschließen.

Instinkt-Hypothese: Ausdrucksspiersinn. Als Instinkt im eigentlichen Sinne wird eine Leistung bezeichnet, die ohne Erfahrung und Erfahrungsschlüsse etwas zuwege bringt, was wir uns sonst nur als Anwendung von Erfahrungen erklären können. Instinkte in diesem Sinne sind etwa: die richtige Zugrichtung zur richtigen Jahreszeit auch bei Zugvögeln, die noch nie einen Zug erlebt haben und mit den zugerfahrenen Generationen nie in Berührung waren; die Aussparung von Wachstumsraum für die Imago bei Hirschkäfern, deren Larve sich zur Verpuppung eingräbt; das „Bauen“ zahlreicher Tiere, auch wenn sie

verhindert worden sind, es niemals an älteren Mittieren zu sehen. Laienhaft wird das Wort Instinkt wohl auch für alles Triebhafte und triebhaft Zweckmäßige gebraucht, doch ist diese Verlotterung des Begriffs wissenschaftlich zu verpönen.

Daß (siehe S. 35 u.) Euthyme und Dysthyme sich affin für die Eheschließung („gamaffin“) zueinander verhalten, ist viel schwerer erklärlich, als wenn dies für Euthyme untereinander der Fall wäre. Es ist aber sehr zweckmäßig, weil dadurch die Gefahr „konvergenter“ Vererbung (z. B. gleicher abnormer Wesenszüge) korrigiert und für Wesensausgleich sowie für eine größere Vielseitigkeit von Eigenschaften und damit von Anpassungsmöglichkeiten an den Daseinskampf vorgesorgt wird. Kretschmer ist daher wohl im Recht, wenn er jene Gamaffinität der Wesensverschiedenen als Zeichen eines Gattungsinstantes auffaßt, der die rein psychologische Erfahrung, daß mit dem Wesensähnlichen bequemer auszukommen sein würde, in den Wind schlägt um des höheren, bewußt gar nicht gekannten Gattungszweckes willen. Etwas künftig Zweckmäßiges mit im Augenblick unbegreiflichen Unbequemlichkeiten erkaufen, ist für viele echten Instinktverhaltensweisen charakteristisch.

Wenn wir das richtige Spüren der mitmenschlichen Seelenverfassung an ihrem Ausdruck oben (S. 24) als nicht weiter erklärbar, sondern als Urtatsache feststellten, so können wir dieser Urtatsache nun echten Instinktcharakter zuschreiben. Alle tierischen Lebewesen anscheinend, gewiß die „höheren“ und der Mensch (die „Hominiden“) sind mit einem expressiven Spürinstinkt ausgestattet, der sie den mitgeschöpflichen Ausdruck im Hinblick auf seinen seelischen Hintergrund richtig erleben läßt, ganz gleichgültig, ob das spürende Individuum von dem Ausdruck des Gespürten gleichartig mitergriffen (angesteckt) oder im Gegenteil fortgestoßen, zum abweichenden Ausdrucks- und Innenzustand hingetrieben wird.

Vieles im Leben wäre bequemer, wenn wir dieses richtige Spüren nicht hätten oder ausschalten könnten. Dennoch ist es sehr zweckmäßig, daß wir es haben. Es verwickelt uns zwar auch in lästige und selbst gefährliche Lagen; das gilt auch für die tierischen Instinkte, viele Zugvögel z. B. gehen an „instinktfremden“ Gefahren auf ihrem Zug zugrunde; dennoch bleibt der Zuginstinkt zweckmäßig, denn ohne ihn, beim Verbleiben im Norden, würden vermutlich alle Zugvögel zugrunde gehen. Die Zahl der Gefahren und Schwierigkeiten, von denen uns das expressive Richtigsphären des Mitmenschen bewahrt, ist viel größer als die Summe der gegenteiligen; außerdem werden nur dadurch eine Fülle richtiger und wichtiger Gattungsleistungen (gattungsmäßig zweckmäßige Gattenwahl u. dgl.) sichergestellt. Der Ausdruckssphärensinn ist die instinkthafte Grundlage vieles animalischen und auch

des hominiden, auch noch des kultivierten Zusammenlebens, der mitseelischen Wirkungs- und Beziehungsformen in ihrer Sicherheit wie in ihrer Geschmeidigkeit.

C. Der Mitteilungsweg.

Mitteilung ist die vernehmliche und verständliche Kundgabe eines Bewußtseinstatbestandes an ein Mitgeschöpf.

Mitteilung kann, heißt das, auch auf dem Wege des bloßen Ausdrucks stattfinden, das geschieht z. B. in der Mienen- und Gebärdensprache; aber nicht jede expressive Äußerung des Innenzustandes ist eine Mitteilung. Sondern sie wird es erst, wenn

a) ein Mitgeschöpf überhaupt „anwesend“, d. h. für die Wahrnehmungsmöglichkeit der Äußerung in Reichweite, z. B. also in Hörweite

b) die Übermittlung der Äußerung ans Mitgeschöpf beabsichtigt ist.

Über die Ausdrucksformen hinaus, die auch zu Mitteilungen werden (oder benutzt werden) können, gibt es dann eine Fülle von sinnlichen Äußerungsweisen, die, ohne mehr Ausdruck zu sein, dem Sich-Mitteilen dienen. Ihre beim Menschen wichtigste ist die Sprache.

Jede Mitteilung ist also an ein Mitgeschöpf gerichtet; sie wendet sich an einen Mitlebenden; sie ist nicht nur auf ein Mitgeschöpf gerichtet, wie eine Handlung (z. B. ein stummer Angriff), und sie kann nicht bloß ein Mitgeschöpf beeinflussen oder auch nicht, wie eine beliebige Ausdruckserscheinung (z. B. Erröten, Lachen), sondern sie will sich dem Mitgeschöpf kundtun. Jede echte Mitteilung setzt die Absicht voraus, daß das Mitgeschöpf das sinnliche Mitteilungsmittel vernehme und den seelischen Inhalt, den es ausdrückt, verstehe. Jede Mitteilung muß der Absicht nach vernehmlich und verständlich sein, auch wenn sie es der Wirkung nach manchmal nicht ist. Viele bloßen Ausdruckserscheinungen hingegen tun gerade umgekehrt am Mitgeschöpf eine Wirkung (gleichartige oder abweichende), ohne daß die Absicht einer solchen Wirkung vorliegt.

Alle Bewußtseinstatsachen sind mitteilbar: keineswegs also nur Bewußtseinsinhalte (Vorstellungen, Gedanken, Entschlüsse), sondern auch Bewußtseinszustände (Gefühlslagen, Stimmungen) oder -vorgänge (Stimmungsänderungen, Gemütsbewegungen, Regungen).

Nur Bewußtseinstatsachen sind mitteilbar. Das Entwußte ist, wie alles Unbewußte, der Mitteilung entzogen (im Unterschied also von seiner Fähigkeit, sich in Ausdrucksphänomenen zu äußern!), weil es seinem Wesen nach der Absicht der Kundgabe entzogen ist. Um mitteilbar zu werden, muß es erst ins Bewußtsein gehoben (als Entwußtes: zurückgeholt) werden.

Hauptformen der Mitteilung.

1. Appelle (19). Die irgendwie sinnfällige Kundgabe eines irgendwie gearteten Bewußtseinszustandes an ein Mitgeschöpf wollen wir einen Appell nennen. Ein solcher kann sich jedes Sinnes bedienen: er kann in einem Schrei, überhaupt einer schallmäßigen Hervorbringung, aber auch in einem sichtbaren Verhalten, in einem Geruch (vermutlich viel öfter, als wir wissen), einem Betasten (Stoßen, Reiben, Streicheln usw.) bestehen.

Diese appulsiven Mitteilungen pflegen zumeist elementare Gemütsbewegungen kundzutun: Angst (vor nahendem Feind), Begierde (im Liebesspiel), Eifersucht (ebenda), Zorn (in der Herrschaftsausübung, z. B. bei Hähnen, Schäferhunden) u. dgl. Sie sind daher bei Tieren in ihrer ganzen Fülle zu beobachten. Die große tiersozialpsychologische Schwierigkeit liegt nur darin, sicher zu unterscheiden, ob es sich um eine von Mittieren bloß zufällig wahrgenommene Gemütsausdrucksform oder um deren absichtlich inszenierte Kundgabe an Mittiere handelt. Oft liegt wohl eine Art Zwischending von beiden vor. Auch bei Kindern und z. B. oft bei Hunden ist zu beobachten, daß sie ihre natürlichen Ausdrucksphänomene gewaltsam steigern (Weinen, Wedeln), sobald sie dieselben wahrgenommen wissen. Das ist der Augenblick, wo aus dem Affektausdruck eine Affektkundgabe wird. Das Immerlauterschreien eines zornigen Kindes, sowie es sich gehört weiß, zählt also zu den appulsiven Mitteilungsformen, ist ein Schrei-Schmerz-Appell.

Die Appelle teilen nur Innenzustände mit. Ihr psychischer Inhalt ist rein emotional. Man darf sie nicht als „Signale“ auffassen (und bezeichnen). Ein „Signal“ gibt einen Vorstellungsinhalt kund. Daß es sich hierum bei Tieren (nach allem bisher Ermittelten) nicht handelt, beweist die Tatsache, daß sie alle Gefahren mit den gleichen Schreiformen kundgeben. Sie schreien also nicht „etwas anderes“, je nachdem die Gefahr in Gestalt eines Jägers, eines Raubvogels, eines Unwetters, von oben, unten oder von welcher Seite her, sich nähert. Das alles vermögen sie nicht differenziert kundzutun. Dagegen ist es wahrscheinlich (wenn auch schwierig nachzuweisen), daß sie gewisse Abstufungen der Gefahr, oder des Begehrens oder der Eifersucht kundzutun imstande sind, z. B. durch Modulationen der Schreie, der Flügelschlagbewegung, des Sich-Aufreckens u. dgl. Solche rein emotionalen Intensitätsstufenkundgaben reichen noch bis ins primitive menschliche Sprechen hinüber: bestimmte Höhenlagen der Stimme, die ursprünglich je einer Emotionsstärke oder -weise entsprechen, werden dann für Vorstellungskundgaben fixiert. Schon bei Haustieren sind Ansätze dazu vorhanden, besonders unterm Einflusse der Dressur, die das Tier daran gewöhnt, bestimmte Ausdrucksformen mit bestimmten Vorstellungs-

gruppen (Wortklängen, Sehnehmungen usw.) zu assoziieren. Dressurhunde erschaffen sich allmählich eigene Ausdrucksformen (in Haltung und Stimme) für Widerspruch, Unwillen, Enttäuschung, Zärtlichkeit, die bei undressierten Exemplaren nicht nachweisbar sind. Es liegen hier die Vorstufen, man könnte sagen: Larvenstadien des eigentlichen Sprechens (zu dessen „Imago“ es aber bei keinem Tier kommt).

Die Vernehmlichkeit der appulsiven Mitteilung richtet sich nach dem bei einer Gattung vorherrschenden, lebenbeherrschenden Sinnesgebiet. Je nachdem stehen hörbare oder sichtbare Kundgaben im Vordergrund, oft sind freilich beide vermischt; riechbare spielen etwa bei den Ameisen und dann wieder bei den Hunden eine wesentliche Rolle. Uexkülls Untersuchungen über das „Duftfeld“ des Hundes (20) bestätigen es, daß es sich bei den hündischen Geruchsablagerungen „am Wege“ wenigstens teilweise um Kundgaben eines Anspruchs oder eines Verlangens handelt.

Nach dem vorherrschenden Sinnesgebiet richtet sich auch die Vernehmlichkeitsspanne. Vögel sehen auf riesige Entfernungen, alles Hören kann immerhin mit ansehnlichen Abständen rechnen; Kundgaben an Geruch und Getast aber sind auf größte Nähe angewiesen, das Tasten keineswegs ausschließlich auf wirkliche Berührung: Blinde, aber auch sonst Sensitive spüren eine nahe Wand, Leere u. dgl. nicht nur an Schalländerungen (der Schritte), sondern auch „dumpf“ an der Änderung von Luftwiderstand, Luftzug und ähnlichem.

Die Verständlichkeit einer appulsiven Mitteilung spottet jeder analysierenden Erklärung, sie muß als echter Instinkt hingenommen werden, der sich grobenteils mit dem Spürinstinkt deckt (siehe S. 37). Für den Mitteilungsrezeptor (-empfänger) ist daher oft gar nicht unterscheidbar, ob er das appulsiv Empfangene als ihm appulsiv Kundgetanes auffaßt oder ob es von ihm zufällig wahrgenommen und sogleich richtig verstanden wird: ein Vogel, der Angstschreie naher Vögel vernimmt, tritt wie sie die Flucht an oder rüstet sich (wenn er ans Nest gefesselt ist) zur Verteidigung. Ob ein wirklicher Appell, also eine Mitteilungsform vorliegt, ist also nur vom Mitteilungsgeber her entscheidbar. Bei ihm muß die Absicht (wenn auch noch so triebdumpf) vorhanden sein, Artgenossen, Sippenmitglieder oder was es sei, zu warnen, zu wecken, zu reizen, zu locken: nur dann teilt er sich (appulsiv) mit. Ein Hund kann bellen, ganz spontan, aus Langeweile, Hunger, Kälte; ein anderer, von dessen Nähe jener erste gar nichts weiß, hört es und bellt mit, einfach aus Miterregung; dann aber wandelt sich das Bellen oft in wechselseitige Mitteilungen (was unverkennbar an den Tonlagen-, Modulations-, Tempo-, Intensitätsänderungen zu bemerken ist). Nunmehr finden herüber und hinüber „Appelle“ (Spielappelle, Liebesappelle usw.) statt.

2. **Symbole** drücken einen bestimmten Wesenszug des Mitzuteilenden (z. B. Größe oder Kleinheit, Farbe, Nähe oder Ferne, Gefährlichkeit oder Annehmlichkeit, Dringlichkeit u. dgl.) auf immer dieselbe „bezeichnende“ Art und Weise aus. Bezeichnend ist diese Art und Weise dadurch, daß das gewählte sinnliche Mitteilungsmittel eine Verwandtschaft mit dem, was es mitteilen soll, aufweist. Eine solche Verwandtschaft liegt z. B. vor, wenn Größe durch tiefe, Kleinheit durch hohe Stimmlage ausgedrückt wird; oder Annäherung durch aufsteigend-anschwellende, Entfernung durch absteigend-abschwellende Lautgebung; grelles Rot durch einen schrillen Schrei, tiefes Blau durch ein sanftes Summen; Feindschaft durch Zähnefleetschen, Liebe durch Lippen spitzen — und tausenderlei mehr.

Symbolkeime treten bei dressierten Haustieren gelegentlich zutage, sie sind offensichtlich dem Herrn abgelernt, denn der Mensch gebärdet sich, ohne es zu wissen, fast immerfort symbolisch und nur noch ganz selten elementar-expressiv. Ob es bei wilden oder auch nur völlig dressurlosen domestizierten Tieren je zur Symbolkeimung kommt, ist strittig und jedenfalls fraglich. Die symbolische Mitteilungform ist das spezifische Sich-Mitteilen der Hominiden, ihr Hauptgebiet stellt die Sprache dar.

Sprache, Sprechen, ist das symbolische Sich-Mitteilen durch Lautgebärden oder bloße Lautfolgen, die immer das gleiche bezeichnen.

Dies „Bezeichnende“ der sprachlichen Mitteilungsformen rührt aber aus einer ursprünglichen Verwandtschaft der Bezeichnung mit dem zu Bezeichnenden her. Diese ursprüngliche Verwandtschaft verflüchtigt sich im Laufe der Sprachenentwicklung, wenn sie auch gelegentlich (etwa zu künstlerischen, poetischen Zwecken) wieder hervorgesucht wird; die landläufigen Wörter (Vokabeln) einer heutigen Kultursprache sind größtenteils bloße Signale (siehe S. 42) geworden, ihr Symbolkern ist eingeschrumpft, die Schale (das Wort) ist geblieben und „bezeichnet“, was es bezeichnen soll, aus Gewohnheit oder Übereinkunft, nicht mehr, weil es dafür bezeichnend wäre. Wo wir uns aber mit Wesen verständigen müssen, die unsere konventionellen Bezeichnungen nicht kennen (Anderssprachigen, Taubstummen, Kindern vor dem Sprechalter), dort nehmen wir unsere Zuflucht zum „Bezeichnen“ im ursprünglichen Sinne, d. h. wir stellen wieder eine natürliche Verbindung zwischen Bezeichnung und zu Bezeichnendem her. Eine solche kann auf zwei Hauptarten gestiftet werden, entweder durch Zeigen oder durch Zeichnen. Indem wir auf etwas zeigen, was wir meinen, teilen wir mit, daß wir es meinen; aber noch darüber hinaus vermögen wir auch in Abwesenheit eines Gemeinten mitzuteilen, was wir meinen, indem wir es (z. B. mit dem Finger in die Luft) zeichnen,

d. h. seinen Umriß, seine Gestalt, seinen Umfang oder überhaupt charakteristische Wesenszüge davon nachbilden.

Dabei kann das Zeigen (Hinweisen, Aufzeigen, Hindeuten usw.) nicht nur mit dem Finger, sondern auch mit Kopfbewegungen, Augenbewegungen, Fußbewegungen erfolgen. Und das „Zeichnen“ schließt auch Arten der Nachbildung ein, die gewöhnlich von diesem Wort nicht erfaßt werden, z. B. plastische, wie das Nachbilden eines Dinges mit der Faust, der Zunge, dem Gesamtkörper, aber am seltensten ist dieses Zeichnen, Kopieren, Nachbilden ein „Malen“ (d. h. ein Abbilden in Farben), obwohl gerade diese Bezeichnung („malende Gebärden“) sich dafür besonders irreführend eingebürgert hat. Will man solchen Unklarheiten aus dem Wege gehen, so unterscheidet man am besten das Bezeichnen eines Gemeinten in hinweisendes und nachbildendes Bezeichnen.

In der Erstarrung von Symbolen zu Signalen spielt das hinweisende (zeigende) Bezeichnen eine wichtige Rolle. In der Ausklärung der Appelle zu Symbolen dagegen hat das nachbildende (zeichnende) Bezeichnen den Vorrang. Das ist klar, denn die natürlichste Verwandtschaft zwischen einem Etwas und seiner Bezeichnung ist die Ähnlichkeit, nicht die Nähe. Alles Hinweisen, Zeigen kann nur sinnfällig Nahes erfassen. Das Nachbilden, Zeichnen kann jedoch auch Fernes, Abwesendes, ja bloß Gedachtes, Erdachtes erfassen. Nur durch seine Nachbildung kann ein Etwas vertreten werden, da sein, obwohl es selber nicht da ist: eine solche Stellvertretung durch Nachbildung heißt ein Symbol, eine Symbolisierung. Geht der Nachbildungscharakter, d. h. die wirkliche Ähnlichkeit, Verwandtschaft verloren und bleibt nur noch die Gewöhnung oder Vereinbarung übrig, trotzdem je ein Etwas durch das ihm nun Unähnliche regelmäßig vertreten zu lassen, so ist aus dem echten Symbol von einst ein bloßes Signal geworden. Andererseits sind viele heute sogenannten „Signale“ (z. B. im Verkehrswesen) durchaus symbolischen Charakters, etwa wenn gesperrte Durchfahrt durch einen waagerechten Arm (= wegverlegender Balken), offene Durchfahrt durch einen erhobenen Arm (= aufgehobener Balken) bezeichnet wird. Darum, und überhaupt in Anbetracht des praktisch festgelegten Gebrauchs, den die Bezeichnung „Signal“ erlangt hat, empfiehlt es sich, im Unterschied vom echten Symbol, die Vertretungen eines mitzuteilenden Etwas durch ihm Unverwandtes, Unähnliches, nur noch herkömmlich oder verabredungsgemäß darauf Bezogenes nicht Signale, sondern

3. Syngramme zu nennen; die Berechtigung dieser Wortwahl erhöht sich dadurch, daß es kaum charakteristischere solche Vertretungen gibt als die Schriftzeichen, gleichsam der Prototyp des syngraphischen, nicht mehr symbolischen, entsinnbildlichten Bezeichnens.

Die Signale bilden eine Gruppe der Syngramme: wir signalisieren,

wenn wir etwas unter Umgehung der Sprache und der Schrift mitteilen. Sprache und Schrift werden oft umgangen aus bestimmten Gründen der Vernehmlichkeit oder der Verständlichkeit: sei es, daß eine leichtere und gesichere Vernehmlichkeit und Verständlichkeit, sei es, daß gerade das Gegenteil, sei es, daß beides zugleich (bessere Vernehmlichkeit und Verständlichkeit für bestimmte Mitteilungsempfänger, Unvernehmlichkeit und Unverständlichkeit für andere) angestrebt wird. Viele Signale sind als Geheimverständigungsmittel, Geheimsyngramme entstanden, bestehen als solche fort und entstehen immer wieder als solche. Auch die Schrift selber hat sich größtenteils als ein Geheimsyngramm entwickelt; den Schreibkundigen der Halbkulturen war es immer erwünscht, daß die meisten Mitmenschen „Analphabeten“ blieben, schriftliche Mitteilungen nicht verstanden.

Trotzdem zeigen anfängliche Syngramme immer auch Elemente einer natürlichen Beziehung zwischen zu Bezeichnendem und Bezeichnung. Viele Signale weisen Anspielungen auf den zu signalisierenden Sachverhalt auf; manche sind fixierte Appelle: z. B. Warnungssignale mit Pfeifentönen, die an schrille tierische Schrecklaute erinnern, umgekehrt Beruhigungssignale, die tief brummend oder fröhlich zwitschernd sind. Dasselbe gilt für mimische und gestische Signale. Diese Unverwüstlichkeit der natürlichen Beziehung erklärt sich schon aus der notwendigen Einprägefähigkeit syngraphischer Mitteilungsformen: die Beteiligten würden sie sich einfach nicht merken, sie verwechseln, sobald jede natürliche Beziehung ausgeschaltet würde. Bei willkürlich ausgegebenen Kennworten ereignet sich das sehr leicht. Wer einmal eine Geheimschrift hat aufstellen wollen, weiß, wie schwer es ist, sich dabei zureichend von durchsichtigen natürlichen Verwandtschaften des Bezeichnenden mit dem zu Bezeichnenden abzulösen. Gerade weil Signalsysteme oft auf reiner Abrede beruhen und sehr rasch erlernt werden müssen, bedürfen sie eines Kerns oder Restes natürlicher Anklammerungen an Wesenszüge des zu Bezeichnenden. Mindestens findet die Anklammerung an das Herkömmliche statt, das ja landläufig (wenn auch irrtümlich) als „natürlich“ empfunden wird: alle stenographischen, auch mnemotechnischen (21) Systeme zeigen bei ihren Buchstabenerfindungen solche Anklammerungen an die gewöhnten Zeichen der Alphabete eines bestimmten Kulturkreises, z. B. der lateinischen Schriftform.

Das Herkömmliche selber aber ist nur scheinbar „natürlich“ (weil wir es in frühester Kindheit, wie z. B. die „Muttersprache“) eingepreßt haben; aus ihm sind in Wirklichkeit die meisten ursprünglichen echten Verwandtschaften zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem verschwunden. Keine praktisch gesprochene Sprache der Erde ist mehr vorwiegend „klangmalend“ (onomatopoetisch), obwohl jede noch klang-

malende Bestandteile enthält. Ursprünglich muß aber alles Sprechen teils appulsiv, teils symbolisch, und als symbolisches teils zeigend, teils zeichnend vor sich gegangen sein, denn sonst wäre es zwar vernommen, aber nicht verstanden worden. Dazu reichen Laute allein nicht aus. Mit bloßen Lautfolgen wären die Menschen nie über die Appellformen der Mitteilung hinausgekommen, bestenfalls „Singvögel“ geblieben. Jedes wirkliche und wirksame Alltagssprechen ist auch heute noch Lautgebärde, und im mimisch-gestischen Anteil (Gebärdenanteil) des Sprechens setzen sich die echt symbolischen, zeigenden und zeichnenden Urmittel der sprachlichen Mitteilung fort, während die appulsiven Urmittel der Mitteilung in Tonhöhe, Modulation (Wort- und Satzmelodie), Sprechtempo weiterbestehen. Die Wörter als solche hingegen sind, besonders seit ihrer schriftlichen Fixierung, in der überwältigenden Mehrheit reine Syngramme geworden. Zwischen dem Wort „schwarz“ und dem Erlebnis des Schwarzen besteht kein natürlicherer Zusammenhang als zwischen dem Wort *μελας* oder *niger* oder *noir* oder *black* oder *czerny* und dem Erlebnis des Schwarzen. Jede dieser Bezeichnungen ist nichts als ein sondersprachliches („idiomatisches“) Syngramm für die Schwärze. Wohl aber läßt sich jede dieser Schwarzbezeichnungen praktisch so aussprechen (und das geschieht z. B. in „malender“ Deklamation), daß lautmäßig eine Andeutung natürlicher Beziehung auf „schwarz“ (oder „dunkel“, oder „finster“ usw.) erzielt wird; gewöhnlich wird auch dabei Mimik oder Gestik behilflich sein. Daher kann man sich mit sichtbar sprechenden Mitmenschen, auch wenn sie eine fremde Sprache reden, zur Not „verständigen“, appulsiver Ausdruck, zeigende und zeichnende Geste, appulsive oder zeichnende Tongebung helfen daran mit. Eine modulationsmäßig stark nivellierte und denaturierte, von sichtbarer Mimik und Gestik losgetrennte fremde Wortfolge dagegen ist völlig unverständlich, z. B. im Telephon, weil den puren Wörtern jede natürliche Verwandtschaft mit dem Gesagten fehlt, sie reine Syngramme geworden sind. Daher haben Anfänger Mühe, im Telephon sogar die muttersprachlichen Mitteilungen zu verstehen. Auch das Sprechenlernen des Kindes geht unter unaufhörlichen appulsiven und symbolischen Hilfen der Umgebung, die diese Hilfen teilweise dem Kinde wieder selber ablauscht und abschaut, vor sich, bis die Wörter als reine Syngramme gewonnen sind (von der „Muh“ zur „Kuh“); der schwierigste, manchmal zeitlebens nicht völlig bewältigte Schritt ist dann die Einprägung des (orthographischen) Schriftwortes, das gleichsam ein Syngramm zweiter Potenz vorstellt: denn es steht zum Lautwort in einer rein konventionellen Beziehung, und das Lautwort selber schon in einer konventionellen zu dem, was es bezeichnet, zu seiner „Bedeutung“.

Wie tödend die Syngraphierung der lebendigen Symbole wirkt, zeigt

das eintönige, mienen- und gesticlose Herunterlesen eines (mutter-sprachlichen) Textes: es gehen dabei nicht nur die emotionalen Wirkungen verloren, sondern ein so Gesprochenes wird auch in seiner Bedeutung schwerer verständlich, namentlich der schlichte Zuhörer kann dann „nicht mehr folgen“. Umgekehrt wirkt lebhaftere Tonmodulation, Mimik und Gestikulation nicht nur „mitreißend“, sondern auch „überzeugend“; durch die dabei wiederkehrenden appulsiven und zeigend wie zeichnend symbolischen Hilfen gewinnen auch Wörter und Wörterfolgen gleichsam etwas von ihrer „natürlichen Bedeutungskraft“ zurück. Die Volkstümlichkeit des Kinos beruht mit darauf, daß der primitive Mensch in Miene und Geste, Bewegung und Haltung, Zeigen und Zeichnen das Wesentliche einer Mitteilung um so mehr erlebt, je länger und verwickelter diese Mitteilung ist. Es ist bekannt, daß intellektuelle, „gebildete“ Menschen oft größere Schwierigkeit haben, in den Zusammenhang einer pantomimischen Darstellung einzudringen. Dasselbe gilt schon für die Oper. Es überrascht immer wieder, wie rasch einfache Gemüter sich in den verwickelten Handlungen der Oper zurechtfinden, auch wenn sie vom Text so gut wie nichts verstehen: sie merken genau, was da zwischen den agierenden Figuren geschieht, sich „abspielt“. Umgekehrt ist es bekannt, daß „Gebildete“ oft Bücher in einer Fremdsprache fließend lesen können, während sie in der lebhaften trivialen Alltagskonversation unbeholfen oder hilflos sind.

Entsinnbildlichung — Syngraphie.

Der Vorgang des Symbolverlustes geht in den Sprachen unter dem Doppelprozeß des Lautwandels und Bedeutungswandels vor sich. Wir haben uns nur mit dem sozialpsychologischen Faktor in beiden zu befassen.

a) **Sozialpsychologie des Lautwandels.** Der alltäglichste Vorgang an den Stimmlauten ist ihre Lässigung. Jeder spricht, artikuliert, lautet lässiger, sobald er gewahrt ist, daß der Mitmensch ihn auch so vernimmt und versteht. Hier betätigt sich einfach das Prinzip des geringsten Energieaufwandes (das zwar die Natur nicht ausschließlich beherrscht, aber doch sich sehr oft und stark geltend macht). Selbst Berufssprecher (Redner, Lehrer, Schauspieler) müssen sich immer wieder zusammennehmen, sich nicht in der Artikulation gehen zu lassen. In jeder Sprachentwicklung sind eine beträchtliche Zahl von späteren Lautungen bequemere Lautungen als die früheren. Lässigung aber ist ein mitseelisch überaus ansteckender Vorgang. Das rasche Umsichgreifen von Zuchtlosigkeit in einer Truppe läßt erkennen, wie elementar ein bequemeres, lässigeres Gebaren auf Mitgeschöpfe übergeht. Die Bändiger kennen diese Gefahr an Tiergruppen sehr genau. Lässigere Lautungen werfen sich die sprechenden Menschen wie Bälle zu, die von einem zum anderen

fliegen. Zu Anfang nun hat sich allein durch diese Lässigung ein Laut von seiner natürlichen, symbolischen Beziehung zu dem, was er bezeichnete, entfernt. An Kindern läßt sich beobachten, wie „malende“ Laute (Muh, Puffpaff u. dgl.) anfangs sorgfältig, allmählich immer lässiger artikuliert werden. Das lässige Aussprechen wird endlich das Gewohnte. Wer ein tonmalendes Wort wie „rasseln“ noch wirklich nachbildend spricht, wirkt im Alltag „affektiert“. Kinder werden von Mitkindern deshalb unter Umständen geradezu verhöhnt, bis sie es sein lassen. Die Lautlässigung muß zu den alltäglichsten und urtümlichsten Entsinnbildlichungsprozessen gezählt werden, die sich am Sprecher vollziehen. Das „rasseln“, das die meisten Menschen täglich aussprechen, bezeichnet den Rasselvorgang nur noch ganz entfernt symbolisch, nachbildend, und schon vielmehr syngraphisch, konventionell: „vokabulär“.

Die lautliche Irradiation einer durch Lässigung entstandenen Lautänderung auf Nachbarlaute, durch die Buchstabenänderungen zu Wortänderungen werden, ist an sich ein individualpsychophysiologischer Vorgang, der in seinem kollektiven Umsichgreifen dann den allgemeinen psychophysischen Ansteckungsgesetzen unterliegt.

Der Lautlässigung steht die Lautspreizung gegenüber. Sie ist ein besonders wichtiger Faktor in den Sprechmoden, deren Erheblichkeit für den fortschreitenden Sprechwandel sehr hoch veranschlagt werden muß. Ist die Lässigung eine allgemeinmenschliche Tendenz, der alle schon einzeln unterliegen, so nimmt die Spreizung eher von einzelnen ihren Ausgang und breitet sich strahlenförmig von ihren Ursprungs-herden auf die Massen aus. Die Motive der Lautspreizung bei einzelnen sind sehr mannigfaltig. Rhetorische Sprechpflicht (Ansprachen, Aufrufe, Kommandos, Gebete), Rufnotwendigkeiten bei großen Abständen von Mensch zu Mitmensch im Lebensraum z. B. des Gebirges oder der Steppe, theatralisches Bedürfnis, überhaupt narzissische (selbstgefällige, die Aufmerksamkeit auf sich lenkende) Gebarensneigungen, Fremdtümelei und die mit ihr verbundene „Lauteinfuhr“, schließlich individualphonetische bis zu pathologischen Absonderlichkeiten (Sprechfehler, die an sich und in ihren erkünstelten Selbstkorrekturen namentlich unter Kindern überaus ansteckend wirken) — alles das kann Ursache von Lautspreizungen sein, durch die das Sprechen umgeprägt wird. Manche Spreizungen sind nichts als Moden, also kurzlebig, andere greifen nicht bloß um sich, sondern bürgern sich ein. (In der Gegenwart pendelt z. B. das telephonische Lautartefakt „zwo“ statt „zwei“ zwischen allgemeiner Einbürgerung und Wiederbegrenzung auf seinen technischen Sonderzweck.) Durch Spreizung kann die Sprache um neue (oder wiedererweckte) echte Symbolisierungen bereichert ebenso wie solcher beraubt werden: manche Spreizungen sind „zeichnender“ (und

daher „bezeichnender“) als das, was sie verdrängen, andere sind weniger bezeichnend, weil sie aus ganz anderen Motiven als aus dem Wunsch sinnfälligerer Veranschaulichung des zu Bezeichnenden stammen, endlich sind welche indifferent. „Zwo“ versinnbildlicht lautlich die Zweiheit nicht mehr und nicht weniger, als zwei, zwie oder zween; jedes davon ist pures Syngramm der 2, genau wie die arabische Ziffer, während die römische Ziffer echtes Symbol ist: II, hingegen die V und die X Syngramme; der durch die I, II, III noch stark ursymbolische Charakter der römischen Ziffern hat sie für die mechanische Rechentechnik den rein syngraphisch mechanisierten arabischen unterlegen machen helfen!

Der dritte Prozeß der Entsinnbildlichung, der im striktesten Sinne syngraphierende, ist die Naturalisation des Gewohnten. Das Herkömmliche erscheint den Menschen als das „Natürliche“, desto mehr, je früher im Leben es ihnen eingeprägt worden ist. Dem schlichten Empfinden kommt daher die muttersprachliche Bezeichnung eines zu Bezeichnenden am bezeichnendsten vor, einfach weil er mit ihr ganz „verwachsen“ ist. Auf diese Weise wird die tatsächliche Denaturierung der symbolischen Mitteilungsmittel unmerklich naturalisiert. Man spürt es gar nicht mehr, daß die natürliche Einheit von Bezeichnetem und Bezeichnung geschwunden, die Bezeichnung ein Artefakt geworden ist. Das Syngramm „versinnbildlicht“ nun doch wieder die Sache, weil es durch frühzeitige und alltägliche Verknüpfung mit ihr völlig verwachsen ist. Diese Naturalisation des Gewohnten erstreckt sich ja auch auf viele andere Daseinsdinge, wie Kleider, Gebräuche, sogar Eigennamen. Sie ist ein hochgradig, wenn auch nicht ausschließlich sozialpsychologischer Prozeß, denn wenn sie auch in jedem angelegt ist und aus jedem heraus sich vollzieht, so wird sie doch wesentlich mitbestimmt, empfängt ihre Endgültigkeit durch die Umgebung, die nichts anderes als das Gewohnte darbietet: erst damit wird es das „Natürliche“. Je mehr Mitmenschen und je ausschließlicher sie dieselben Syngramme zu ihren Mitteilungen benutzen, desto „natürlicher“ erscheinen diese, desto weniger wird ihr verlorengegangener Symbolwert vermißt. Alte Telegraphisten leben im Klappern der Morsesignale wie in einer „natürlichen“ Sprache. Für den dressierten Pudel sind die Dressurzeichen seines Herrn völlig „natürliche“ Mitteilungen geworden. Die Tierdressur ist übrigens ein lehrreiches Beispiel für die Umwandlung anfänglich möglichst natürlicher Beziehungen in mechanische, sie stellt einen klassischen Syngraphierungsprozeß dar. Es ist bekannt, daß nicht alle Tiere gleich dressurfähig sind, bei sonst ähnlicher „Intelligenzlage“ (z. B. Hunde — Füchse; Pferde — Esel). Viele Tiere sind über die appulsiven Mitteilungsformen schwer hinauszubringen. Die „syngraphische Bereitschaft“ ist das Kriterium der Eignung zum „Haustier“, weil sie eine besonders hominide (menschheitliche) Eigen-

schaft bedeutet. Die fast schrankenlose Lernfähigkeit des Menschen beruht geradezu auf seiner psychologischen Ausrüstung, auch künstliche, fernliegende Assoziationen rasch so zu befestigen, daß sein ungeheurer denaturierter Gedächtnisvorrat sich ihm wie von selber naturalisiert, ihm „natürlich“ vorkommt. Die Spürfähigkeit für wirklich natürliche Beziehungen wird dadurch (beim „Kulturmenschen“) vielfach geschädigt und ist, wie uns immer wieder überrascht, beim Kinde, beim „Wilden“, beim „Ungebildeten“, namentlich Analphabeten, auch beim naiven Weibe stärker, „ursprünglicher“. Raumenges, naturfernes, „zivilisiertes“ Massendasein wirkt besonders stark syngraphisch nivellierend und reißt von der Ursinnbildlichkeit, dem wahrhaft „Bezeichnenden“ der naiven Mitteilungsmittel los.

b) **Sozialpsychologie des Bedeutungswandels.** Ihr Hauptstück sind suggestive Vorgänge von Mensch zu Mensch; sie ist großenteils eine Sozialpsychologie der Eingebung.

Mitteilung als Eingebung: Suggestion.

Den höchsten Grad der Renaturation erreicht die Naturalisation der denaturierten sprachlichen Syngramme in der Verbalsuggestion. Darunter wird die Tatsache verstanden, daß ein Mensch (unter Umständen) den Inhalt eines vom Mitmenschen zu ihm Gesagten sofort völlig realisiert, z. B. einen Fetzen Papier, der ihm mit dem Satze gereicht wird: „hier hast du eine Rose“, als Rose sieht, riecht, behandelt, oder einen noch so sinnlosen Auftrag eines anderen, der gar keine Auftragsgewalt hat, z. B.: du wirst morgen früh um 4 Uhr aufstehen und einen Brief zur Post tragen, ausführt. Die bekannteste und dabei befremdlichste Verbalsuggestionsform ist die Hypnose, d. h. das Versinken eines wachen Menschen in einen Schlummerzustand lediglich durch den Befehl oder gar nur die Mitteilung, daß dieser Schlummerzustand sich einstellen werde.

Die Verbalsuggestion kann nicht verstanden werden ohne die (umfassendere) Realsuggestion, und diese ist nichts anderes als das auf den Einzelfall angewendete

Ideorealgesez.

Es lautet: Jede Vorstellung schließt einen Antrieb zur Verwirklichung ihres Inhaltes ein.

Die Verwirklichung kann sein:

α) Eine rezeptive, sensureale: die Vorstellung „es donnert“ erzeugt (irrtümliches) Hörwahrnehmen von wirklichem Donner. Zahllose Sinnestäuschungen des Alltags („physiologische Sinnestäuschungen“, also nicht pathologische, auf krankhaften Veränderungen beruhende, sogenannte „Halluzinationen“) entstehen auf diese Weise durch ele-

mentare Ideorealisation eines „Gedachten“. Dieser Vorgang ist zunächst ganz individualpsychologisch. Auch der einsame Mensch, gerade er, meint es donnern zu hören, wenn er fürchtet, es könnte donnern. Wir gewinnen an diesem Beispiel zugleich die Einsicht, daß die Ideorealisationskraft von der Gefühlsstärke einer Vorstellung mitabhängt. Stark affektiv geartete oder in lebhaftem Affekt befindliche Menschen erliegen der sensurealen Ideorealisation besonders leicht. Dasselbe gilt für alle Zustände der Erregung, Ermüdung, Erschöpfung, Überreizung, namentlich auch durch Genußgifte, wie Alkohol oder Tabak. Im übrigen bestehen große individuelle Unterschiede. Endlich ideorealisierten Kinder leichter als Erwachsene, das Weib leichter als der Mann, „Wilde“ und „Ungebildete“ leichter als Zivilisierte und Gebildete. Die Ideorealisationskraft ist also eine affektive, primitive und subjektive Funktion.

β) Eine aktive, aktureale: die Vorstellung „das Kind wird geschlagen“ erweckt den Antrieb, es wirklich zu schlagen. Beinahe jeder vermag durch längere Konzentration auf eine Geschehnisvorstellung das in ihr enthaltene Geschehen in den wachsenden Antrieb, es selber zu vollziehen, umzuwandeln. Diese Tendenz ist von hoher pädagogischer Bedeutung. Namentlich in der Pubertät (und Vorpubertät) führt die intensive Befassung mit bestimmten Vorstellungskreisen, z. B. durch Lektüre (Indianer-, Kriminal-, Liebesgeschichten) rasch zu dem unwiderstehlichen Trieb, das Gelesene oder Gedachte, Gehörte (Theater!) oder Geschaute (Kino!) selbsttätig zu erleben. Die moralisch oder unmoralisch aktivierende Wirkung von Lektüre, Beispiel und Schausstellung beruht überhaupt hierauf. Die Ideorealisationskraft ist auch im akturealen Falle eine affektive, primitive und subjektive Funktion.

Hinzu tritt für beide Fälle, den sensu- und den akturealen, noch der ätative Begünstigungsfaktor, d. h. bestimmte Lebensalter (was nicht ohne weiteres mit stärkerer Affektivität oder mit Primitivität identisch ist) neigen besonders heftig zu Ideorealisationen. Voran steht Pubertät samt Vorpubertät. In dieser Lebenszeit zeitigt die sensureale Ideorealisation als besonders auffällige Erscheinungsform die Eidese, d. h. die fast halluzinatorische Lebhaftigkeit auftauchender Vorstellungsgebilde. Ähnliches wiederholt sich vielleicht in manchen Alterskrisen (hochgradige Intensität und Klarheit von Jugenderinnerungen). Die aktureale Ideorealisation erreicht ihre höchsten Grade in der Hochpubertät, später vielleicht in der Zeugungskrise (ums 28. Lebensjahr herum) und möglicherweise nochmals in den Rückbildungskrisen (Klimakterien). Die ätative Wandlung der Ideorealisationskraft ist für Leistungen wie für Fehlleistungen jedes Menschen von großer Bedeutung.

γ) Eine valutäre, wertmäßige: eine vorgestellte Behauptung wird

darum, weil sie als Vorstellung vorhanden ist, für richtig, gültig, wichtig u. dgl. gehalten. Diese „unkritische“ Überwertung dessen, was da ist, was gedacht, gezeigt, gesprochen wird, ist noch heute die Voraussetzung vieler Überzeugungen, Bekehrungen, Werbungen, „Strömungen“ und „Bewegungen“; sie hat aber besondere völkerpsychologische Bedeutung: die vorlogischen und vorkritischen Menschheits-epochen „denken“ immer von der Voraussetzung (Prämisse) her, daß Wahrgenommenes und Vorstellbares nicht nur wirklich ist, sondern gültig ist, richtig ist, wichtig ist, mächtig ist, wertvoll ist usw. Diese Tendenz steigt mit der Ungewöhnlichkeit, Seltenheit, Eindringlichkeit von Erlebnissen, sie ist eine Art „Raritätsfunktion“ oder „Originalitätsfunktion“; darauf gründet sich noch immer die Überzeugungskraft des Verblüffenden, Bizarren, Seltenen, Außergewöhnlichen (siehe Spiritismus, Okkultismus, Traumdeutung und ähnliche Strömungen). Diese valutäre Ideorealisation ist in besonderem Maße ein sozialpsychologischer Vorgang: sie wächst mit der Zahl der an ihr Beteiligten und ihrer Beziehungsnähe untereinander. Jeder glaubt, schätzt, wertet etwas, weil und wie die Mitmenschen es tun. Hierauf gründet sich ein wesentlicher Teil der Wertübereinstimmungen, auf denen die (psychologische) Existenz anerkannter, wirksamer Normen beruht.

δ) Eine repräsentative, darstellerische, symbolische: eine ge- habte Vorstellung wird umgesetzt in ein ihr Entsprechendes, sie Vertretendes und zugleich Fixierendes, sie wird in eine Zeichnung, eine Abbildung oder Nachbildung, eine Tonfolge, ein Wort oder einen Satz umgewandelt. Man vergegenwärtige sich genau den Unterschied von den drei vorigen Ideorealisationen: es ist etwas anderes, wenn ich ein Vorgestelltes, innerlich Erlebtes wahrnehme, ausführe, bewerte — oder es sage, male, bilde, singe. Erst beim Bauen (überhaupt Konstruieren) wird die Grenze zur exekutiven, akturealen Form fließend. Sonst werden die repräsentativen, symbolischen Ideorealisationen vielfach gerade vollzogen, um den unmittelbar exekutiven auszuweichen, das läßt sich schon völkerpsychologisch vielfältig nachweisen und bildet noch heute einen Wesensbestandteil alles Kunsterlebens (einschließlich der „redenden“ Künste). Es wird ein Erleben in Wort, Ton, Bild usw. „abreagiert“; damit hängt es zusammen, daß Liebes-, Trauer-, Verehrungswörter so leicht Fetisch-, Popanz-, Idolcharakter annehmen. Man könnte auch sagen: die Vorstellung flüchtet sich in den relativen Realisierungsausweg der symbolischen (sprachlichen, bildnerischen, zeichnerischen, malerischen, musikalischen) Vertretung. Das schlagendste Zeugnis dafür ist die Realitätsgeltung, die diesen Vertretungen beigelegt wird: Abbild, Name, Bezeichnung usw. haben noch einmal die volle Wirklichkeit und Wirksamkeit der Sache selber (darauf beruht z. B. völkerpsychologisch ein großer Teil der Zauberei,

der Magie), unter Umständen überdauern sie die Sache selber (z. B. den Tod und die Verwesung) und bewahren die Realität des Gewesenen (Wirklichkeit und Wirksamkeit), des sonst nur noch immer blasser Vorstellbaren.

Aus der sprachlichen Vertretungsweise dieser symbolischen Ideorealisation entwickelt sich dann deren letzte Erscheinungsform:

ε) Die abstrakte, begriffliche, diskursive. Zwar scheint die Begriffsbildung eine Entfernung von der Realität zu sein, ja darauf zu beruhen. In Wahrheit ist sie die Preisgabe der zufälligen Erscheinungswirklichkeit zugunsten einer „perennierenden“, überdauernden, nämlich das jeweilige Erlebnis überdauernden Wirklichkeit der Dinge, d. h. der beharrenden Träger dessen, was wir erleben, beharrend in ihren wesentlichen, bezeichnenden Eigenschaften (zu ihren Eigenschaften gehören auch ihre Zustände, Tätigkeiten, Verhältnisse, Beziehungen). Die Abstraktion erst erschafft eine Welt der Wesentlichkeit, das ist eine höhere, haltbarere Wirklichkeit als die von tausenderlei Unwesentlichem miterfüllte Welt unseres jeweiligen Augenblicks-erlebens, unseres puren Wahrnehmens und Vorstellens. Diese Welt erschaffen zu haben, ist die Leistung des Wortes. Daher strebt jede Sprache dem Aufbau aus Wörtern zu, selbst wenn sie anfänglich (wie die Sprachtheorie lange annahm) aus „Sätzen“ bestanden haben sollte. Ein „Satz“ kann noch ganz appulsiven Charakter tragen, weiter nichts als ein subjektives Erleben aussprechen; erst das vereinzelte Wort realisiert auf seine Art das im Vergänglichen Bleibende an den Geschehnissen in der Welt, ob es dingähnliches, dingdarstellendes Symbol oder dingfernes, nur noch dingbenennendes Syngramm ist. Ja, diese höhere Wirklichkeit der Wesentlichkeit verstärkt ihren Realitätswert, je mehr sie sich von der sinnbildlichen, dingähnlichen Darstellung befreit und zu bloß konventionellen Zeichen syngraphiert. Erst mit dem Gebrauch von dingfernen Formeln konzentriert der Mensch das Wesentlichwirkliche so stark, daß er Herr darüber wird: die technische Bewältigung der Wirklichkeit ist noch nicht durchs Sprechen, auch noch nicht durchs Schreiben, sondern erst durchs Rechnen möglich. Auch die Mathematik unterwirft sich die Welt erst mit der Wendung zur analytischen Geometrie hin, d. h. zu Formulierungen der Wirklichkeit, die gar nichts Sinnfälliges mehr mit dieser gemeinsam haben, während die elementare (euklidische) Geometrie noch stark abbildend bleibt; die Algebraisierung räumlicher Größen und Beziehungen, diese dem naiven Erleben kaum mehr faßbare Abstraktion ist eine so mächtige Realität, nämlich Verwesentlichung der Wirklichkeit, daß erst mit ihr die moderne Naturforschung und Naturunterwerfung (Technik) beginnt.

Diese letzte Ideorealierungsform ist zugleich von größter sozial-

psychologischer Bedeutung. Die sprachliche (und schließlich formelhafte) Mitteilung des Wesentlichen erhöht die Zahl der Menschen, die sich über Wesentliches verständigen, es gleichartig erleben können. Daher ist die mögliche Größe (Mitgliederzahl) einer Menschengemeinschaft (Volk) weitgehend, wo nicht ausschließlich von der Gemeinsamkeit der Sprache abhängig. Vielsprachigkeit, d. h. Verschiedenheit der Bezeichnungen der Dinge, wirkt immer zersplitternd, Gleichsprachigkeit verbindend. Große Reiche haben ihren Zusammenhalt nur durch Einsetzung einer Staatssprache bewahren können, die alle können und verstehen müssen, mögen sie sonst noch ihre Sondersprachen reden. Auch große „Kulturen“ bewahren ihre Einheit und Geschlossenheit wesentlich in einer Sprachgemeinschaft (Rolle des Latein im Abendland, Zerbröckelung des Abendlandes durch Vorherrschaft der vielen Nationalsprachen). Im Tierreich gibt es nur (z. B. sexuelle) Augenblicksgemeinschaften (Schwärme, Züge u. dgl.), die nach Millionen zählen; keine tierische Dauergemeinschaft (Stöcke, Rudel, „Völker“ usw.) reicht ihrem Umfang nach an die hominiden Völker heran, die eben durch die den Tieren fehlende Sprache zusammengehalten werden. Auch der den Tieren fehlende Zusammenhang über mehr als zwei Generationen (siehe S. 94), den wir bei allen Menschen auf Erden vorfinden, wurzelt in der sprachlichen Verknüpfung, welche allein die übersinnlichen Vorstellungen, die diesen Zusammenhang sichern (Geister- und Zaubervorstellungen), wesentlich fixiert, zu wirksamer Ideorealität zu erheben vermag. Die Sprache ist das wesentlichste Bindemittel der menschlichen Gemeinschaft, gerade sofern sie (s. δ und ϵ) das Werkzeug der repräsentativen und abstrahierenden, der darstellenden und begriffbildenden Ideorealisierung ist.

Die darstellende und begriffbildende Sprache, also die Wörtersprache, ist die Hauptträgerin des individuellen und kollektiven „Denkens“; ihre Leistung ist

- a) individualpsychologisch das Einprägen und das Überlegen,
- b) sozialpsychologisch das Eingeben und das Überzeugen. Unser Gegenstand ist nur der b-Fall.

Das Eingeben (Suggerieren) beruht auf den Ideorealisationstendenzen α und β ; es besteht in der Erweckung der sensorischen Realität oder der motorischen Aktivierung einer Vorstellung in einem Mitmenschen durch einen Mitmenschen. Es bleibt aber in den weitaus meisten Fällen nicht „Realsuggestion“, sondern nimmt die Verbalsuggestion zu Hilfe. Die reine Realsuggestion, die wortlose Eingebung, ist meist Autosuggestion, Selbsteingebung, also ein individualpsychologischer Vorgang (ich höre donnern, weil ich fürchte, es könnte donnern; einer stürzt sich in die Tiefe, weil „es“ ihn unwiderstehlich in die Tiefe zieht). Die viel häufigere Art der Eingebung ist die von Mensch zu Mensch, die

mitseelische Eingebung, sie ist meistens verbal, wortbenutzend. Indem sie von einer Kartoffel sagt: dies ist ein Pfirsich — erweckt sie im Mitmenschen durch das Wort „Pfirsich“ die Begrifflichkeit, d. h. Wesentlichkeit der Pfirsicheigenschaften, und diese werden wahrnehmlich, sinnfällig ideorealisiert, d. h. die Kartoffel wird als Pfirsich erlebt, z. B. verzehrt (bekanntes Experiment der Hypnotiseure). Bedarf es einer sehr geschickten Wortbenutzung, so wird die Eingebung zur „Einredung“; bedient sie sich vorwiegend abstrakter („logischer“) Argumente, so nennen wir sie Überredung; bei ausschließlichem Gebrauch der abstrakten (ϵ) Ideorealisierung sprechen wir von Überzeugung.

Alles Beeinflussen, Umwerben, Gewinnen, Bekehren, Verführen, aber auch Bessern, Abbringen, Erziehen am Mitmenschen durchheilt praktisch immer wieder die Skala Eingeben — Einreden — Überreden — Überzeugen; jede wirksame Rede, die wir an einen Einzelnen oder eine Masse halten, arbeitet bald mit packenden Bildern (Eingeben), bald mit schlagenden Gründen (Überzeugen) und mit Gemischen aus beiden (Ein- und Überreden). Auch das Vorstellen nützlicher oder schädlicher Folgen eines Verhaltens wird zumeist wirksam nicht durch die pure logische Kraft der Schlußfolgerungen, sondern durch die Lebendigkeit, die Anschauungskraft, mit der die Bilder der künftigen Folgen hingestellt und ausgemalt werden. Reine Logik wirkt eindeutig erst bei voller Emanzipation von der Wortsprache, z. B. im mathematischen Beweis. Wo das Wort herrscht, bleibt bei all seiner Begriffsstärke ein ebenso starker Rest seiner unmittelbaren Bildkraft, des „Bezeichnenden“ für die Sache, die es ausdrückt, seiner echtsymbolischen oder schein-symbolischen (nämlich durch Gewöhnung naturalisierten) Anschaulichkeit.

Die verbale Eingebung knüpft demnach stets an die bekannte, geläufige Wortbedeutung an. Nur wer genau weiß, welchen Sinn die einfachen Menschen mit Wörtern verbinden, kann auf sie einwirken. (Daher das häufige „Vorbeireden“ der Gebildeteren an weniger Gebildeten). Gleichzeitig besteht aber ein großer Teil der Beeinflussungen von Mensch zu Mitmensch, die durch sprachliche Mitteilung unternommen werden, in der leisen oder groben Verschiebung der Wortbedeutungen. Die Eingebung ist eine Hauptträgerin des sprachlichen Bedeutungswandels. Ja es gibt ohne leise Bedeutungsverschiebungen kaum eine wirksame Worteingebung: sie beruht geradezu auf ihnen.

Sage ich meinem Begleiter: „es donnert!“, ohne daß es wirklich donnert, aber in der Absicht, er möge donnern hören, und er meint danach wirklich donnern zu hören — so liegt folgendes Psychologische vor: 1. eine Begriffsrealisierung, die also in jeder Verbalsuggestion (Worteingebung) steckt; „donnern“, obwohl ein geräuschmalender Rest in dem Worte bewahrt scheint, ist in der Hauptsache doch nicht

lautliche Abbildung des Donnergeräusches, sondern lautliches Gewohnheitszeichen (Syngramm) für alle Sorten realen Donners (die ja sinnlich sehr verschieden ausfallen können) und erweckt als solches suggestiv das Donner-Erlebnis. 2. Dieses Donner-Erlebnis, so suggeriert, ist wahrscheinlich keine echte „Halluzination“, dem wirklichen Hören wirklichen Donners gleichzusetzen, sondern „Illusionsvorstellung“ von starker Lebhaftigkeit, intensive Donner-Erinnerung, die sich um eines der vielfältigen Naturgeräusche, die fortwährend da sind, donner-vortäuschend herumlegt. Dadurch aber wird die Vokabel „donnern“ zu einem Deckzeichen (Syngramm) auch für nur noch sehr andeutungsweise vernommenes Donnern; sie verblaßt in ihrer Sinnfälligkeit; sie wächst in ihrer bloßen Gleichnishaftigkeit, sie wird auch für „Donner“ im übertragenen Sinne „bezeichnend“, z. B. in Wendungen „wie vom Donner gerührt“, „aufgedonnert“, „niedergedonnert“, „Donnerwetter“. Dies aber ist die häufigste, die regulärste Art von Bedeutungswandel schlechthin: der entsinnlichende, verdünnende, „expansive“ Bedeutungswandel, der die Wörter einer Sprache zu vieldeutigeren Bezeichnungen ausweitet: gleich einem Metall, das man zu Blech hämmert, wird durch ihn die Sprache geschmeidiger, biegsamer, aber auch dünner, flacher. Er vollzieht sich größtenteils durch den (sozusagen) „Mißbrauch“ der Bezeichnungen für nicht sinnfällige, allerwärtsverwandte Dinge über das eine Ding (Zustand, Eigenschaft, Vorgang, Tätigkeit, Beziehung) hinaus, für das die Bezeichnung ursprünglich allein galt.

Dieser expansive Bedeutungswandel, die Überdehnung der Bezeichnungen hat drei psychologische Hauptquellen: a) die (individualpsychische) Lässigungsgewohnheit, hier nicht die Lautlässigung, sondern die Bedeutungslässigung, die nonchalante „unsaubere“ Verwendung einer Bezeichnung für „allerhand“, was mit dem ursprünglich Bezeichneten eine Ähnlichkeit hat, und die (sozialpsychische) Ansteckung der Mitmenschen von dieser Verschlämpung des Bedeutungsgebrauchs b) das (fast immer von vornherein sozialpsychische) Spiel mit Bedeutungen, das sich (z. B. an allen Kindern beobachtbar, Alter der Sprachverhunzungen!) häufig mit dem Lautspiel, Bezeichnungsspiel, unlösbar verflocht und noch heute im Jargon, Slang, der Geburt von Modeformeln, Spitznamen und ähnlichem sich betätigt; aus ihm entstehen (oft rasch wieder vergehend) viele Ansätze zu „Geheimbedeutungen“, die landläufigen Wörtern unterlegt werden c) die irreführende, vortäuschende, geheimnistuerische, verwirrende Absicht, keimhaft auch in jenen (zu b gehörigen) Kinderspielerien enthalten, am umfänglichsten völkerpsychologisch im Wesen und Unwesen der Magie geübt: der Zauberer ist sicher einer der skrupellosesten Bedeutungswandler, in dem er neue, vor allem schillernde, vieldeutige Bedeutungen suggeriert, eingibt; noch in den eigentlichen Religionen,

und ganz besonders in magischen Glaubensfragen (also wo es sich um „Zeichen und Wunder“, Herbeiführung übernatürlicher Wirkungen durch natürliche Hilfsmittel, u. a. auch durch Wortgebrauch — „Zauberwort“, Beschwörungsformel usw. handelt) spielen Auseinandersetzungen über Wortbedeutungen eine große Rolle.

Eine Korrektur findet dieser ausweitende und verflachende Bedeutungswandel durch die Neuschöpfung konkreter, solider Bedeutungen für abgenützte Bezeichnungen (man denke z. B. an die Neuverteilung der Begriffe des Bösen und des Einfachen auf die gleichdeutigen Wörter „schlecht“ und „schlicht“). Sie ist größtenteils eine Leistung der rhetorischen und literarischen Sprachschöpfung, es sind die großen (oder jedenfalls vielgehörten, vielgelesenen) Redner (Prediger, Sänger) und Schriftsteller (Dichter), die Wörter und Wendungen bedeutungsmäßig neu abstempeln (22), ja vielfach für neue (oder wiederherzustellende) Bedeutungen neue Bezeichnungen erschaffen. Die starke Suggestivkraft, die von solchen Persönlichkeiten ausgeht, führt zur prüfungslosen Annahme, zur Einbürgerung ihrer Schöpfungen. Dabei erweist sich der Bedeutungswandel als das bleibendere gegenüber dem Bezeichnungswandel: von Nietzsches (des letzten gewaltig suggestiven Sprachschmiedes) eigentümlichen Neuwendungen sind viele nur eine kurzlebige „Mode“ gewesen; dagegen ist der neue Sinn, den er vielen alten Wendungen erteilt hat, Dauerbesitz der Sprache geworden.

Einseelische und mitseelische Voraussetzungen der Eingebung (Suggestivkräfte).

Nicht jeden Augenblick ist jeder Mensch eingebungskräftig oder eingebungsbereit. Nicht alle Menschen sind im Austeilen oder Aufnehmen von Eingebungen gleich beanlagt. Wir wissen, daß es suggestive und suggestible Persönlichkeiten, suggestive und suggestible Situationen („Stunden“, „Lagen“) gibt. Auch darin herrscht aber nicht Willkür und Zufall, sondern es ist Typus und Regel erkennbar.

a) Individualpsychische („einseelische“) Suggestivität und Suggestibilität ist oft angeboren (Begabung, Schwäche). Es gibt z. B. Naturelle, die von jedem Stümper dennoch sofort hypnotisierbar sind (in einen Schlafzustand durch die Erweckung der bloßen Vorstellung davon versetzbar), und es gibt solche, die fast jeden, auch den Widerstrebendsten, zu hypnotisieren vermögen. Den höchsten Grad von Suggestivität nennen wir „faszinierend“, „bannend“. Den extremsten Grad von Suggestibilität bietet die Hysterie dar: bei der so geheißenen krankhaften psychophysischen Beschaffenheit werden Vorstellungen realisiert, deren Verwirklichung dem gesunden Organismus gar nicht möglich ist (völlige Auslöschung von Sinneswahrnehmungen — Feuerschlucken; suggestive Blutungen — Stigmatisation; stundenlange

Muskelspannungen in abnormen Gliederstellungen — Katalepsie). Viele körperlichen und seelischen Zerrüttungen verstärken die Suggestibilität, aber auch die Suggestivität (Macht von Geisteskranken über Gesunde!) Dazu gehört auch die akute und chronische Wirkung von Giften (Alkohol). Ähnliches gilt für das Geschlecht (das weibliche ist suggestibler als das männliche, es gibt doppelt soviel weibliche Hysterie als männliche), Lebensalter (Kinder und Jugendliche sind suggestibler als Erwachsene; Greise sind schwer oder gar nicht mehr hypnotisierbar), Rasse (die Mittelmeerrasse ist suggestibler als die nordische, die Negerrasse suggestibler als die mongolische; Hysterie ist in Frankreich viel häufiger und exzentrischer als in Deutschland), Konstitution (Schmalinge — Leptosome — sind in großer Zahl suggestiv, Drallinge — Eurysome — oft sehr suggestibel).

b) Sozialpsychische (mitseelische) Suggestivität und Suggestibilität wird in ihrer Hauptform durch den Tatbestand der Eingebungsnähe (oder -verwandtschaft, Suggesteraffinität, suggestaffine Beziehung) bezeichnet. Eingebungsnah, suggestaffin stehen zueinander bestimmte 1. Menschensorten, 2. Menschenklassen, 3. Menschentypen.

Unter Menschensorten verstehen wir z. B. die Rassen und Konstitutionen. Das sog. „Herrentum“ einer Rasse besteht größtenteils in einer suggestiven Überlegenheit über eine andere, ihr gegenüber suggestiblere. Zwischen Schmalingen und Drallingen besteht vielfach das suggestaffine Verhältnis von Suggestivität zu Suggestibilität. Hochgewachsene Menschen wirken oft schon dadurch suggestiv auf kleinere; sehr kleine Menschen wehren sich gegen ihre eigene Suggestibilität durch besonders aufbegehrendes, widerspenstiges, mißtrauisches, „kratzbürstiges“ Gebaren. Braunäugige Menschen stehen zu blauäugigen leicht im passiven (suggestiblen) suggestaffinen Verhältnis. „Stechende Augen“, lange magere Hände (beides meist Schmalingszeichen) wirken suggestiv, warme („schmelzende“) Augen, rundlich-weiche Hände („Patschhände“, Drallingszeichen) suggestibel. Ob es suggestaffine Körpergerüche gibt, bleibe dahingestellt. Dagegen setzt die Stimmbeschaffenheit oft ganz elementare Suggesteraffinität; doch sind die suggestiven Stimmfaktoren (Höhenlage, Klangfarbe, Schallstärke) noch wenig erforscht; Tenorstimme (obwohl feminin) wirkt bekanntlich sehr suggestiv auf Mädchen, Alt (obwohl maskulin) ebenso auf viele Männer.

Menschenklassen sind durch soziale Faktoren (gesellschaftliche Umwelt und die aus ihr entspringenden Lebensgewohnheiten) voneinander unterschiedene und geschiedene Gruppen. Das allgemeine, oft nur dumpfe Bewußtsein des Höher- oder Niedriger-, Unabhängig- oder Abhängig-, Herr- oder Knechtseins setzt sehr wesentliche Eigenschaften

suggestiver bzw. suggestibler Natur. Sie drücken sich schon rein expressiv (in Haltung, Geste, Miene, „Blick“ u. dgl.) aus, empfangen aber ihre stärkste Herausarbeitung durch die größere oder geringere Herrschaft über die Sprachmittel (s. u.).

Menschentypen suggestiver und suggestibler Eigenart sind nicht wie Menschensorten angeborene Beschaffenheiten, auch nicht wie Menschenklassen ausschließlich sozial bedingt, sondern aus beiden Faktoren und besonderen ähnlichen Lebensschicksalen herausmodellerte Resultate („Prägungen“), z. B. Berufstypen, Schicksalstypen (Gescheiterte, Abenteuerer, Halbgebildete, Dilettanten), Schrulltypen (Spleene, Sammler, Sonderlinge aller Art, „Einlinge“, Einsiedler, Anti-Geister: Weiberfeinde, Judenfeinde, Schulfreunde, Modefreunde, Vegetarier usw.). Unter ihnen finden sich ebensowohl übersuggestive (z. B. bei den Monomanen) wie übersuggestible (z. B. bei den Halbgebildeten) Menschen. Die Regelmäßigkeit in der Erscheinungswirrnis dieses Typenbezirks ist noch wenig herausgearbeitet, die Arbeit verheißt reiche Ausbeute. Die Bedeutung, in der für diese Menschenarten der Begriff „Typen“ gebraucht wird, rechtfertigt sich schon durch die Deckung mit dem landläufigen Sprachgebrauch, der solche Menschen gern „eine Type“ nennt.

Suggeraffinität ist aber auch, ohne von vornherein zu bestehen, herstellbar: methodische Suggeraffinität, geschaffene Eingebungsnähe. Das souveräne Instrument dafür ist die suggestive Sprechweise. Und zwar läßt sich eine phonetische und eine stilistische Eingebungskraft des Sprechens unterscheiden. Beide vereinigen sich in der gemeinsamen Eigenschaft der Bestimmtheit, mit der das zu Sagende vorgebracht wird. Schon für die Hypnotisierung gibt es in dieser Hinsicht altbekannte „Techniken“. Phonetisch wirkt sehr klares, scharf artikuliertes Sprechen zwar oft weniger „einhemmend“, aber desto stärker eingebend, suggestiv: Norddeutsch überlegen dem Süddeutsch! Stilistisch ist die knapp imperative oder indikative Form überlegen jeder potentiellen, konjunktiven, konditionalen. Vorherrschende Einfachheit (namentlich der syntaktischen Gestaltung: Satzbau) und Knappheit kann durch sparsam verwendete Apartheiten in der Einsetzung einzelner gewählter, selten gebrauchter Wörter oder Wendungen eine Steigerung ihrer Suggestivität erhalten.

Imperative und indikative Eingebung. Beide sind in krassen Formen aus dem Experimentalhypnotismus bekannt, etwa: „Sie sind jetzt ein Hund (indikativ): bellen Sie! (imperativ)“. Das Hauptgebiet der (im übrigen vielfältig durch- und ineinanderlaufenden) beiden Formen ist für die indikative das rezeptive, für die imperative das aktive Verhalten. „Es donnert!“ ist eine indikative Eingebung; mein Gegner ist bestochen; die Franzosen sind dekadent; unser Heer ist unbesieglich; Roosevelt wird Präsident — im öffentlichen Leben spielt die indikative

Eingebung als Mittel der Herstellung von Überzeugungen eine unermeßliche Rolle, sie ist das Hauptwerkzeug der Tagespresse, der Urquell aller „öffentlichen Meinung“. Aber auch die Erziehung beruht großenteils auf ihr, nämlich darauf, daß wir als Kinder eine Fülle von ungeprüften Behauptungen eingepägt erhalten, die später kritisch zu prüfen uns überhaupt nicht mehr in den Sinn kommt. Die imperative Eingebung (Befehlseingebung) ist wiederum in der Erziehung sowie in allen Zucht- und Ordnungseinrichtungen ein Haupthebel des „Funktionierens“ (Heerwesen, Beamtenkörper, Dienstverhältnisse). Es ist keineswegs nur die Furcht vor Strafe, die zum blinden Gehorsam auch gegen Befehle schwer durchschaubaren Sinnes treibt, sondern ein elementarer Trieb der Menschennatur, eine imperativ eingepflanzte Vorstellung zu realisieren. Die Elementarität dieser Tendenz wird erwiesen durch die bisherige Kurzlebigkeit aller „Aufklärungszeitalter“, d. h. solcher Epochen, in denen die Menschen das Leben tunlichst auf vernünftige Begründungen, auf Beweis, Einsicht, Überzeugung aufbauen wollten. In den vielen Jahrtausenden menschheitlicher Entwicklung, die sich halbwegs übersehen lassen, machen die Aufklärungszeitalter nur wenige, winzige Episoden aus. Sie sind immer ganz rasch wieder durch irrationale und suggestive Epochen überwunden worden, in denen die Masse der Menschen vorzieht, prüfungslos zu glauben, was ihnen versichert, und prüfungslos auszuführen, was ihnen befohlen wird.

Artikuläre und grammatische Suggestion. Die phonetische Eigenart von Gesprochenem hat drei Hauptbestandteile: den Einzellaut (z. B. reines a, a auf ä oder a auf o hin lautend), die Sprechmelodie (Tonfall der Wortgefüge und Satzgefüge) und zwischen beiden die Artikulation, d. h. die klare Aussprache aller Lautgefüge, insbesondere ihrer Elementargefüge, der Silben. Für die Steigerung der Eingebungskraft ist letzterer Faktor am wichtigsten. Die Bewertung dieser oder jener Sprechmelodik hat offenbar zeitlich sehr gewechselt, z. B. stand die obersächsische („meißnerische“) Sprechweise noch vor 200 Jahren in hohem, fast vorbildlichem Ansehen, während sie heute unter den deutschen Stammessprechweisen fast zuunterst rangiert, ebenso finden wir Lautungen wie das österreichische â sehr „einnehmend“, andere wie das baltische â merkwürdig, aber eine klare, distinkt akzentuierende Artikulation wirkt in jeder Stammeslautung oder Stammesmelodie stark suggestiv.

Ganz ähnlich steht es bei der stilistischen Wirkung. Auch hier ist eine Dreiheit zu unterscheiden: die Wortwahl (Vokabularstil) auf der einen, der Gefügebau (syntaktischer Stil, Periodenstil) auf der anderen Seite, und zwischen beiden die eigentliche Grammatik, das ist die Wahl der Deklinations- und Konjugationsformen (etwa des vor- oder

nachgesetzten Genitivs, eines wirksamen Plurals, des richtigen Vergangenheits- oder Bedingungstempus), der Geschlechtsabwechslungen (der, die, das), der charakteristischen und befriedigenden Pronomina („welcher“ oder „der“, „jener“ oder „derselbe“, „mein“ oder „unser“ usw.), der schlagendsten Präposition („bei“ oder „neben“, „mit“ oder „über“ u. dgl.) und Konjunktionen („daß“ oder „damit“, „wenn“ oder „während“, „da“ oder „weil“). Der suggestive Schwerpunkt nun liegt stärker im Grammatischen, als im Vokabulären oder Syntaktischen.

Die stärkste Verbalsuggestivität (sprachliche Einigungskraft) beruht auf der artikulären und grammatischen Sprechweise. Dieser Satz kann die Geltung eines Gesetzes der Spracheinigung beanspruchen.

Überzeugende Mitteilung. Überzeugt wird mit Gründen: alle Gründe liegen außerhalb einer Wahrnehmung oder Vorstellung, sind nie in ihr eingeschlossen. Für den einseelischen wie mitseelischen, individualpsychischen wie sozialpsychischen Vorgang des Sich-Überzeugens oder (Andere-) Überzeugens gilt im Gegensatz zum (positiven) Ideorealgengesetz das (negative)

Ideokausalgesetz.

Keine Wahrnehmung oder Vorstellung schließt einen Grund für ihren Inhalt ein.

Dies Gesetz besagt, daß es im sinnlich-assoziativen und phantasie-mäßigen Erleben noch kein retrospektives, gründeaufsuchendes Kausalbedürfnis gibt. Das heißt aber nicht, daß es gar kein Kausalbedürfnis gibt. Nur äußert es sich rein prospektiv, auf die Wirkungen hin, die (ja schon nach dem Walten des Ideorealgengesetzes!) aus einem Erlebnis hervorzugehen trachten und häufig (keineswegs immer) als Absichten, also final, gesehen werden. Alles praktisch schaffende Leben ist bis auf den heutigen Tag von dieser Bewirkenskausalität gelenkt und hat für die Verursachungskausalität wenig übrig. Der Künstler, der Ingenieur, der Politiker, der Priester und Lehrer, der Richter, der Kaufmann und Fabrikant, der Handwerker und Landwirt überlegen ihr Tun und Lassen wesentlich auf die möglichen Wirkungen hin; je naiver die Menschen, desto naiver decken sich ihnen die Wirkungen mit den Absichten. Der praktische Richter wehrt sich gegen eine Aufsuchung der Ursachen des Verbrechens und dessen „Erklärung“ aus Ursachen; die verbrecherische Tat ist gegeben, nun ist zu strafen, zu sühnen, zu schützen, zu verhüten, zu bessern; von den Motiven oder Ursachen wird nur das Notwendigste, oft Notdürftigste „ergründet“, was zur Bemessung des Strafmaßes erforderlich ist. Ebenso wehrt sich der Durchschnittslehrer gegen eine psychologische Ergründung und Erklärung schlechter Leistung oder Gebarung; was er als seine Aufgabe

ansieht, ist Hebung der Leistung oder Besserung des Betragens durch Lehrkunst, Zucht, Strafe, Aneiferung, Geduld. Eine berühmte therapeutische Losung forderte erst wieder vor einem Menschenalter, daß der Arzt „den kranken Menschen behandle“, nicht aber „Krankheiten studiere“. Welche Herrschaft über die Harmonik haben Bach, Beethoven, Wagner, Verdi besessen, welche Klangfarbenwunder haben sie der Orgel, dem Klavier, dem Orchester, der Stimme entlockt, aber die Ursache der Klangfarbe, die Obertöne, hat keiner von ihnen herausgefunden, dazu mußte ein Naturforscher (Helmholtz) kommen. Die Politik ist bekanntlich nie bereit, aus der Geschichte zu lernen, d. h. aus aufgedeckten Verursachungen auf erzielbare Wirkungen zu schließen; immer wieder setzt sie, übt sie, probiert sie ihre Wirkungen gemäß ihren Absichten. Ähnlich sind viele Techniker geschworene Feinde einer „zu“ wissenschaftlichen Vorbildung ihres Faches, eines zu „theoretischen“ Studiums von Mathematik und Naturwissenschaften; sie meinen, daß das praktische Erfinden und Konstruieren dadurch eher gestört werde. In der Gegenwart gewahren wir, wie die meisten praktischen Wirtschaftsmenschen gegen die Ursachen und die „Erklärung“ der Wirtschaftskrise sich ganz indolent verhalten; es beschäftigt sie nur, wie sie selber leidlich herauskommen können, oder wie man überhaupt „weiterkommen“ kann. Den Trieb zur retrospektiven Ergründung hat nur der „theoretische Mensch“, eine besondere Veranlagung, die von der Frage „Woher kommt das?“ besessen ist. Diese Menschensorte spaltet sich in zwei Hauptgattungen, die Forscher und die Denker: die Forscher suchen an den Erscheinungen die nächsten Ursachen, die Denker suchen hinter den Erscheinungen die letzten Ursachen auf. Beides ist übrigens anfangs vereinigt (z. B. noch im Altertum und in der Renaissance) und trennt sich endgültig erst — zum Schaden der Denkerleistung — mit der Hochspezialisierung der an den Erscheinungen arbeitenden Forschungsverfahren. Daß dieser Typus sich hervorwage, zur Geltung komme, Schule mache und dadurch häufiger werde, setzt eine Zivilisation voraus, in der die brennendsten Nöte der praktischen Daseinsnotdurft gestillt sind und die Muße für retrospektive Ergründung der Dinge zunimmt. Epochen der Wissenschaft und Philosophie sind stets solche fortgeschrittenen, insbesondere städtischen Lebenswohlstandes gewesen. Wo die Menschen sich für die bloße Lebensnotdurft rackern, kann sie wohl das Wirken ins Künftige hinein beschäftigen (z. B. um ihre Lage zu bessern), nicht aber die Begründung des Gegenwärtigen durch Ergründung des Gewesenen. Jede Versammlung langweilt sich, wenn ein Redner umständlich von Gründen spricht, aus denen es so sei; jede erregt sich sofort, Massen werden elektrisiert, wenn von den Folgen gesprochen wird, die daher kommen müssen, daß es so sei. Das Mißtrauen des praktischen Menschen

gegen retrospektive Ergründung tut sich in vielem kund, z. B. in Sätzen wie: „Gründe sind wohlfeil wie Brombeeren“, „Um Gründe ist einer nie verlegen“, in der Abneigung gegen Sophistik (mit Gründen „aus einer schwarzen Sache eine weiße machen“, Advokatendialektik), gegen „graue Theorie“ überhaupt.

Daher spielt im Alltagsleben die saubere „logische“ Begründung eine mitseelisch ganz geringe überzeugende Rolle. Zur „Logik“ hat der naive Mensch dreierlei Stellungnahmen: entweder sie sagt „Selbstverständliches“ aus, dann erscheint sie überflüssig; oder sie ist zweideutig (dialektisch), dann erscheint sie fragwürdig; oder sie ist einfach unverständlich (wie die Denkformen der Mathematik, der theoretischen Naturwissenschaften, der Philosophie usw.). Jedoch, worauf gründet sich dann der sozialpsychologische Akt einer überzeugenden Mitteilung?

a) Am stärksten überzeugt der Mensch den Mitmenschen durch Wirkungen. Daher die Forderung der Gläubigen aller Zeiten nach „Zeichen und Wundern“, die Wichtigkeit des „Hokuspokus“ in vielen Bewegungen an sich geistiger oder geistlicher Art, die Vorliebe für Demonstrations- und Experimentalbelehrung, wobei nicht Ursachen ergründet, sondern Wirkungen vorgeführt werden, die mitreißende Kraft von Siegen, nach denen auch der kriegsunwillige einfache Mann an die „gute Sache“ glaubt.

b) Starke Überzeugungskraft haben auch Verheißungen, also wiederum und noch mehr ein aufs Künftige, „ideoreal“ gerichtetes Beeinflussungsverfahren. Auf die überwältigende Mehrzahl der Menschen wirken Verheißungen viel überzeugender als Begründungen. Darin findet die unglaublich massenbewegende Kraft, welche Prophezeiungen und Prophetien seit jeher ausgeübt haben, ihre Erklärung. Ein Prophet wirkt desto „suggestiver“, findet um so weniger Widerstand und Zweifel, mit je weniger „Gründen“ und mit je mehr Realgewißheit er seine Behauptungen über künftiges Geschehen vorträgt. Noch an Kranken (und ihren Angehörigen) kann man beobachten, daß eine Prognose um so eher Glauben findet, je knapper und selbstsicherer sie gestellt wird, dagegen durch eingehende wissenschaftliche Begründung an Eindrucksstärke verliert. Die meisten Leute „glauben“ viel lieber den (zum Teil ganz widersinnigen) herkömmlichen Wetterregeln oder dem (seinem Prinzip nach einfach sinnlosen) hundertjährigen Kalender, als der wissenschaftlich eingehend begründeten meteorologischen Prognose. Die demagogische Politik arbeitet zu neun Zehnteln mit Verheißungen, die sich entweder jede Begründung sparen oder sich mit einer solchen begnügen, deren Dürftigkeit für jeden „gründlich“ denkenden Menschen geradezu beschämend zutage liegt.

Prophetengabe und Demagogenrick ist es, dadurch (überzeugende)

Wirkungen hervorzubringen, daß man sie in Verheißungen einkleidet: anstatt „tue das“ zu sagen: „du wirst das tun“, so „wird es sein“: futuraler Imperativ — auch pädagogisch eine beliebte, sehr suggestive Art der Befehlsmitteilung; sie geht (namentlich in der Militärbefehlssprache) gern in den „indikativen Imperativ“ über: „Das Bataillon greift an“, die Kolonne Soundso „steht um x-Uhr vor der Ortschaft . . .“

c) Behauptungen schlechthin — zu denen ja auch die Verheißungen schon zählen — werden ideorealgeseztlich meist um so widerstandsloser geglaubt und hoch gewertet, je „dreister“, d. h. eben nur behauptend („so ist es“, „so war es“) sie auftreten. Es ist bekannt, daß selbst ganz widersinnige Behauptungen, die man „ausstret“, geglaubt werden; die „Fama“, die Gerüchtbildung, welche einen wesentlichen Teil der öffentlichen „Meinung“ ausmacht, beruht größtenteils hierauf; ebenso die Sentenz „semper aliquid haeret“. Aber auch die ernsthafte Belehrung, z. B. der Schulunterricht, stützt sich weitgehend auf Behauptungen, die vor dem Kinde aufgestellt werden, ohne daß es eine Prüfung anstellen kann oder eine „Begründung“ (das gilt z. B. für alle historischen Ereignisse) überhaupt möglich ist. Jahrhundertlang war ja jedes spontane Fragen des Schülers nach Gründen streng verpönt, wurde bestraft. Es muß hier der merkwürdigen entwicklungspsychologischen Tatsache gedacht werden, daß gleichsam die „Natur“ selber das nach Gründen und Ursachen, nach dem Warum? und Woher? fragende noëtische Kindesalter (etwa vom 5. bis zum 10. Jahre) wieder erstickt, indem sie dessen Antriebe überwuchern läßt erst von der eidetischen Phase (10. bis 16. Jahr: ungeheuer lebendiges, fast halluzinatorisches Sinnfälligwerden von Vorstellungsinhalten, Ideorealität stärkster Intensität) und dann von der thymotischen Pubertät: 15. bis 20. Jahr — in der alles Erleben hochgradig irrational, nämlich emotional, gefühls-, stimmung-, affektmäßig wertend (anstatt verstandesmäßig urteilend) wird. Bei vielen Menschen, vielleicht beim ganzen Durchschnitt, rettet sich von der infantilen Noëse (Zeit der kindlichen „Gewecktheit“) nur ein sehr kleiner Rest durch die Eidese und Thymose hindurch in die Erwachsenenheit. Gegenüber heutigen Überspannungen eines „interessanten“ und künstlerischen (sehr sinnfälligen) Unterrichts muß daraus die Pflicht der Schule zu unermüdlicher Weckung und Schulung der Noëse gefolgert werden.

d) Individualpsychologisch impulsive und das heißt sozialpsychologisch appulsive Mitteilungsweise macht den dargebotenen Mitteilungsinhalt „plausibler“, verhilft ihm zur Annahme durch die Einkleidung in „ansteckende“, mitreißende motorische Sprecherscheinungen: selbst der kritische Mensch vergißt unter Umständen überm „Temperament“ und seiner Überzeugungskraft die Unzulänglichkeit

der Begründungen. Eine fixierte Form dieses Hilfsmittels ist die Hand- und Druckschrift. „Feste“ und „energische“ (Schrift-) Züge, Fett- und Sperrdruck (Schlagzeile!) ersetzen für zahlreiche Leser einer Darlegung die Argumentation. Hier liegt ein noch wenig untersuchtes Imponderabile der verschiedenen Briefwirkung und ein gerade heute außerordentlich gut gekanntes und raffiniert ausgenutztes Ponderabile der Druckausstattung.

e) Gleichnisse üben dadurch eine so überzeugende Wirkung aus, weil sie an den Urglauben des Menschengesistes appellieren, daß alles Erscheinungsähnliche auch wesensähnlich sei, daß dem Bild eines Dinges dessen Kraft innewohne. Noch heute beruht die hohe dialektisch-rhetorische Kunst der Franzosen gutenteils auf der vielseitigen und schlagenden Verwertung von Gleichnissen, Bildern, Parallelen, Analogien. Der Hörer und Leser empfindet naiverweise zunächst so, als ob eine Sache, wenn sie zutreffend verglichen werde, sich wirklich so verhalte wie das, womit sie verglichen wird. Erst der „gründ“liche Mensch wird hinsichtlich der Beweiskraft des Gleichnisses stutzig. Ein packendes Bild als Schluß kann eine ganze brüchige Argumentation zudecken, denn der einfache Geist denkt viel stärker analogisch als logisch; ihm besteht die Welt und ihr Geschehen viel mehr aus Affinität als aus Kausalität.

Mitseeelische Gültigkeit. Der Mitteilungsweg von Menschenseele zu Menschenseele mündet in Ergebnis oder in Ergebnislosigkeit aus, je nachdem das Mitgeteilte für den Mitteilungsempfänger Geltung erlangt oder nicht. Diese mitseeelische Geltung ist von der sog. „objektiven“ Geltung (ob etwas wahr ist, schön ist, gut ist) völlig zu trennen. Die philosophische Frage, ob alle objektiven (logischen, ästhetischen, ethischen) Geltungen auch nur sehr weitverbreitete oder eingewurzelte mitseeelische Geltungen seien, ist für den Sozialpsychologen gar nicht aufzuwerfen. Er kennt viele mitseeelische Geltungen von stärkster Wucht, in denen „objektiv“ Falsches, Häßliches, Schlechtes Geltung erlangt. Die mitseeelische Geltungskraft beruht auf der Urkraft der Ideorealität. Das lebhaft Vorgestellte, als Vorstellung Eingepflanzte, Übertragene, Verbreitete ist wirklich; es ist. Das Wirksamste ist das Wirklichste, das Gültigste. Für die große Masse der Menschen hat daran auch die Entwicklung der Ideorealisationen zur abstrakten rationalen und kausalen Form hin (siehe S. 51) nichts zu ändern vermocht. Jede bisher übersehbare Kultur zeigt vielmehr, daß, je abstrakter eine Minderheit geistig operiert (philosophische, wissenschaftliche Epochen), sie sich desto mehr raschen Schrittes von der Gemeinverständlichkeit und Gemeinwirksamkeit entfernt und die überwältigende Mehrheit sich der Scheinabstraktion in die Arme wirft (ochlokratische Dialektik und Rhetorik), in welcher ein Zerrbild von Begründungen meist sehr

notdürftig die primitiveren Ideorealierungsformen verschleiert: suggestive, oft höchst massiv suggestive Demagogie mit diskursivem Aufputz geht in der Antike wie in der Neuzeit mit der weitesten Entfremdung des ernstesten Geisteslebens von der Gemeinverständlichkeit zeitlich zusammen; das eigentlich geistige Wirken wird „esoterisch“, nur noch engen Zirkeln zugänglich, die Massen werden zum Spielball größter Vorspiegelungen, Verheißungen, Behauptungen, des sozialen und politischen Aberglaubens.

D. Der Handlungsweg.

(Der aktive — aktionale — transitive Weg.)

Eine echte Handlung liegt nur dort vor, wo Änderungen am eigenen Ich, an Mitgeschöpfen oder an Dingen mit Vorsatz, d. h. (dumpf oder klar) vorgestellt, auf psychophysiologische Art bewirkt werden.

Die Möglichkeit psycho-physikalischen Handelns ist in dieser Begriffsbestimmung nicht vorgesehen, da das wirkliche Vorkommen telekinetischer, teleplastischer und ähnlicher Akte bisher einwandfrei nicht erwiesen, wohl aber eine übergroße Anzahl solcher angeblichen Leistungen als Betrug erwiesen ist (Emporheben fester Gegenstände durch „psychische Fernkraft“, Erzeugung von Materie auf demselben Wege u. dgl.). Hingegen ist eingeschlossen in unsere Definition das telepathische, rein psychische Handeln, die Beeinflussung eines mitmenschlichen Denkens durch „Gedankenübertragung“, die Gedanken- oder Gefühlseingebung durch Suggestion, die Eingebung von Handlungen durch Suggestion: diese Fälle vollziehen sich ja doch „psychophysiologisch“, indem der Suggestierende, also Handelnde, seine Absicht durch physiologische Mittelglieder verwirklicht: Worte, Blicke („Faszination“), Griffe (Striche); auch die reine Gedankenübertragung setzt eine übertragende Energie physiologischer Art, von Gehirn zu Gehirn „schwingend“, wenn auch physikalisch fortleitbar, voraus.

In den weitaus meisten Fällen ist „psychophysiologisch“ gleichbedeutend mit „psycho-motorisch“: die überwältigende Mehrzahl aller Handlungen bei Mensch und Tier sind Umsetzungen einer Absicht, die auf Änderung eines Vorhandenen abzielt, in Bewegungsakte. Selbst in den die differenziertere Kultur immer einseitiger beherrschenden Änderungen des Vorhandenen durch verbale (mündliche oder schriftliche oder signalisierte) Mitteilung bleibt ein entscheidender psychomotorischer Faktor erhalten, das Sprechen, Schreiben, Rufen, Drahten, Winken usw. Von der echten Mitteilung unterscheidet sich die „Verbal-Handlung“ durch den Primat der Änderungsabsicht in ihr, die bloße Mitteilung ist an einen Mitmenschen, die Worthandlung auf einen

Mitmenschen gerichtet. Worthandlungen können auch auf Dinge gerichtet sein, Mitteilungen niemals an Dinge.

Handeln aus dumpf vorgestellten Absichten heißt Triebhandeln; je klarer die Absicht (das Ziel, der Zweck, der Erfolg, das Ergebnis) eines Handelns vorgestellt ist, ehe die psychomotorische Ausführung einsetzt, desto mehr sprechen wir von *Tathandeln*, *Tun* — und *Lassen*: letzteres ist das ein vorgestelltes *Tun* unterdrückende und darum unterlassende *Handeln*, bei dem der motorische Anteil nicht wahrnehmbar zu sein braucht, aber vorhanden und, z. B. als hemmende Muskelspannung, experimentell nachweisbar ist. Das „Lassen“, z. B. die psychomotorische Unterdrückung eines Impulses zum *Tätlichwerden*, kann eine anstrengendere Leistung sein als die *Tätlichkeit* selber. Wir bezeichnen die rein motorischen Elemente dieses „Lassens“ im Unterschied von den positiven Bewegungen als *Entwegungen*. Sie bestehen in Bewegungshemmungen durch Gegenbewegungen, wenn auch oft unsichtbaren Maßes. (Die Sprache kennt diesen Begriff in dem Wort „unentwegt“, womit bildlich ja die Ununterdrücktheit, Ungeschwächtheit einer Bewegung, z. B. politischen, gekennzeichnet wird).

Dreifache Bezogenheit des Handelns. Das *Tun* und *Lassen* eines Geschöpfes kann ausschließlich auf sich selber gehen. Dieses selbstbezogene *Handeln* (Sich-Kratzen eines Felltieres, Sich-Umwenden eines Seesterns, Selbstverstümmelung, Reinigung, Gymnastik, Sprechübungen eines Menschen) ist Gegenstand der Individualpsychologie und kommt sozialpsychologisch nur in Frage, insoweit Mitgeschöpfe davon mitgeriffen (siehe S. 18 ff.), etwa erschreckt, ermuntert, erheitert werden, an ihm den Seelenzustand des selbstbezogenen Handelnden spüren: diese mitseelischen Wirkungsmöglichkeiten auch selbstbezogenen Handelns sind früher besprochen. Die SPs hat es unmittelbar nur mit den beiden anderen Bezogenheiten des Handelns zu tun, die wir als *Du-bezogenes* und *Dritt-bezogenes* *Handeln* unterscheiden. Im *Du-bezogenen* *Handeln* sind zwei Wege möglich: von „mir“ zu „dir“, und von „dir“ zu „mir“. Das heißt: das *Du-bezogene* *Handeln* ist sozialpsychologisch untersuchbar vom handelnden Subjekt oder von dessen Objekt her, in bezug auf seine *Motivation* oder in bezug auf seine *Reaktion*. Das *Dritt-bezogene* *Handeln* geht entweder auf eine *Person* oder auf eine *Sache*. A kann *Zeuge* (oder auch *Anstifter*, *Leidtragender*, *Geschädigter*) sein, wenn B einen C z. B. mißhandelt oder liebkost oder bestiehlt oder anherrscht. A kann aber auch *Zeuge* usw. sein, wenn B ein C (ein Ding) fortnimmt, zerstört, reinigt, erzeugt, transportiert. Wir stoßen hier zum ersten Male auf

Die mitseelischen Figuren. Selbstbezogenes *Handeln* (sofern es überhaupt mitseelenwirksam wird) spielt sich an der *Einfigur* ab, *du-bezogenes* an der *Zweifigur*, *drittbezogenes* als *sachbezogenes* ebenfalls

an der Zweifigur, drittbezogenes als geschöpfbezogenes an der Dreifigur von seelisch beteiligten Menschen (Geschöpfen).

Es gibt nur anscheinend beliebig hohe „Vielfiguren“ für die SPs; in Wirklichkeit sind alle zählbaren Mehralsdreifiguren in die elementaren Figuren (Ein-, Zwei-, Dreifigur) auflösbar, die Vierfigur in eine Zwei- und Zweifigur oder eine Drei- und Einfigur, und ebenso alle höheren bis zur echten (unzählbaren) Vielfigur, wie die „Menge“ und „Masse“ sie darbietet (siehe S. 85, erst dort wird auch die Bedeutung der Grundfiguren für Ausdrucks- und Mitteilungsvorgänge zu würdigen sein).

Das **aktumotorische Experiment** (23) zeigt, daß viele Versuchspersonen, die den Auftrag haben, eine gewollte (also handlungsartige) Bewegung eines A zu beobachten, von dem Impuls zur gleichen Bewegung unwiderstehlich mitgeriffen werden: ideomotorischer Fall (siehe S. 21). Es zeigt aber auch, daß, je handlungsmäßiger diese A-Bewegung ist, z. B. dubezogen auf einen B hin gerichtet, etwa auf ihn zu ausgeführt, desto öfter und entschiedener der Impuls zu einer anderssinnigen Bewegung ausgelöst wird. Wir führen hier für jenen und diesen Fall die Bezeichnungen Mitreaktion und Gegenreaktion, mitreaktives und gegenreaktives Verhalten des Beobachters einer Handlung ein. Das ergibt ein

Aktumotorisches Hauptgesetz: Jedes Handeln hat die Tendenz, im Mitgeschöpf entweder mitreaktive oder gegenreaktive Antriebe zu erzeugen. Die Wahrscheinlichkeit der gegenreaktiven Antriebe steigt mit der Dubezogenheit des Handelns.

Drei gegenreaktive Hauptformen können unterschieden werden, die ein beobachtetes Handeln auslöst:

Spiegelreakte, Fluchtreakte, Schleierreakte. Unter einem „Reakt“ wollen wir fortan den mitseelischen Tatbestand einer mitmenschlichen Handlung, die durch eine menschliche Handlung hervorgerufen wird, verstehen (während der Begriff der „Reaktion“ viel weiter ist, z. B. auch Ausdruckserscheinungen oder Mitteilungen umfaßt, mit denen ein Mitmensch auf das Handeln eines Menschen reagiert).

a) Spiegelreakte. Es wird der Akt eines A durch einen gleichartigen Akt des B beantwortet: ein Schlag von A auf B zu durch einen Gegenschlag von B auf A zu; Umarmungen gehören dahin; viele Drohungen; zwei Hunde knurren einander an; zwei sich begegnende Menschen beschleunigen beide ihren Schritt im Näherkommen, grüßen sich gegenseitig u. dgl. m. Immer ist hier, natürlich nur aufs Wesentliche hin gesehen, die Handlung B, der Reakt, eine Art Spiegelbild der Handlung A, des primären Aktes.

b) Fluchtreakte. Der Reakt ist ein Ausweichen, Ausbiegen,

Zurückweichen vor dem Akt: Sich-ducken oder Zurückprallen vor einem Schlag, Davonlaufen vor dem Verfolger, Sich-verkriechen, Sich-totstellen, Sich-abkehren vor einem Gruß u. a. m. Keineswegs kann man alle Schutzhandlungen hierher rechnen; sie gehören großenteils unter die

c) Schleierreakte. Der Reakt ist eine Überdeckung des elementaren reaktiven Antriebs durch ein ihn hemmendes, abstellendes, unkenntlich machendes Verhalten. Die „Parade“ beim Hieb gehört im allgemeinen hierher, viele Arten der „Deckung“, Parade und Deckung sind oft eine Mischung aus Fluchtreakt und Spiegelreakt, es wird vor dem Angriffsakt ausgewichen, indem sogleich oder so gut wie gleichzeitig ein Gegenangriffsakt vollzogen wird. Schleierreakte sind daher oft Tricks, Künste, Techniken, systematisch erlernbar. Aber auch vieles, oft entscheidendes an der „Haltung“ („Direktion“, Pose, Manier) ist Schleierreakt, d. h. instinktiv oder überlegt erzeugte Maskierung des ursprünglichen reaktiven Antriebs durch eine andersartige (bis entgegengesetzte), wenn auch oft nur angedeutete Handlung. Bei der Mensur zu „stehen“ (statt davonzulaufen oder auszuweichen) ist, obwohl es das Bild der Ruhe bietet, in Wirklichkeit eine meist unter größter motorischer Anstrengung (Muskelentwegung) zustande gebrachte echte Handlung, die den natürlichen Antrieb, einem Treffer der gegnerischen Waffe zu entweichen, überdeckt. Viele anezogenen Schleierreakte schrumpfen im Laufe der Zeit zu Schleiergebärden, zu Maskenausdruck ein (siehe S. 33): die Schleiergebärden, -mienen, -haltungen sind ein besonders reichhaltiger Bestandteil der auf Ausdruckserscheinungen reduzierten (entwegten) einstigen Handlungen. Schleierreakte sind auch z. B. lautes Singen oder Sprechen im Dunkel (um sich vor einem möglichen, unsichtbaren — „virtuellen“, siehe S. 68, 76, 91, — Feinde Mut zu machen), das schnodderige Reden bei Verlegenheit, erkünsteltes Auf-lachen bei einer niederschmetternden Nachricht usw. In allen solchen Fällen ist ja das Lachen und ähnliches nicht echter Ausdruck eines entsprechenden Gemütszustandes, sondern „gemachte“ Maske, Handlung zum Zweck der Überdeckung des Ausdrucks, der den wirklichen Gemütszustand verraten würde. Vielgeschwätzigkeit ist ein bekannter Schleierreakt des Prüflings gegenüber den (gestellten oder befürchteten) Fragen des Examinators. Dagegen sind die schamhaften Fluchtgebärden namentlich des Weibes in der Sexualität (auch das „Fluchtspiel“ tierischer Weibchen vor dem brünstigen Männchen) nur manchmal, z. B. in der Koketterie, Schleierreakte; elementar müssen sie als echte Fluchtreakte angesprochen werden, ist doch der entsprechende Innenzustand zwiespältig („ambivalent“), es mischen sich in ihm, es ringen in ihm der Wunsch, genommen zu werden (der zu Spiegelreakten drängt) mit der Angst, genommen zu werden (die den Fluchtreakt

erzeugt). An den zarteren Formen dieser Mischung steigert sich ja geradezu die Dringlichkeit der Werbung des Partners. Schleierreakte stellen sich gern im erotischen „Getue“ (kokettem, prüdem, „altjüngferlichem“) ein; umgekehrt in der Markierung besonderer sexueller Forschheit bei im Innersten timiden Naturellen; oft schrumpft hier der Schleierreakt freilich auf Mitteilungen ein (Sexualrenommieren, Liebesprahlerei).

Personifikation und Virtualität. Wieso stellt sachbezogenes Handeln eine sozialpsychische Dreifigur, selbstbezogenes unter Umständen eine sozialpsychische Zweifigur her? — Mit anderen Worten: wodurch wird sachbezogenes Handeln drittbezogenes und selbstbezogenes unter Umständen dubezogenes?

a) Sachbezogenes Handeln kann einfach dubezogenes sein, wenn die Sache, um die es geht, ein „Bestandteil“ meiner selbst ist: z. B. ein Besitztum, das einer mir entreißen will, stiehlt, beschädigt oder aufbewahrt, repariert, vermehrt. Was ein „Ich“ hierbei an einer Sache eines „Du“ tut, ist, sozialpsychologisch gesehen, nichts als ein Tun des Ich an dem Du selber.

b) Anders liegt es, wenn sich ein Handeln des „Ich“ auf eine Sache bezieht, die mit dem „Du“ an sich nichts zu schaffen hat. Auch hier kann ein pures dubezogenes Handeln vorliegen: sehe ich einen Jungen eine fremde Fensterscheibe mutwillig einschlagen und züchtige ihn dafür, so tue ich das entweder aus elementarem Zorn über die Unart des Jungen oder aus dem Gefühl einer erzieherischen Verpflichtung an ihm. Den Besitzer der Scheibe kenne ich nicht, vielleicht ist er wohlhabend und der Schaden „schädigt“ ihn gar nicht.

c) Es ist aber auch möglich, daß ich doch an ihn denke; vielleicht ist es ein einfacher Mann, dem schon dieser kleine Schaden fühlbar wird; oder ich fühle mich für ihn verletzt im Rechtsbewußtsein, daß sein Eigentum mutwillig angetastet ist. Die beschädigte Sache personifiziert sich mir zum geschädigten Besitzer, d. h. (da ich ihn gar nicht kenne, vielleicht ist es auch eine Büroscheibe, die einer G. m. b. H. gehört) zu einem virtuellen „Du“, ein mitseelisch Reales ist für mich nicht vorhanden, ich trete gleichsam vergeltend für ein abwesendes, mir unbekanntes, gedachtes Du ein, in das sich mir die zerschlagene Scheibe verpersönlicht.

d) Noch deutlicher vollzieht sich die Personifikation, wenn der Junge etwa im Walde von einem grünenden Nadelbäumchen mutwillig die Spitze abknickt. Kann sein, daß ich an die geschädigte Forstverwaltung denke (Fall c) oder nur an das verbotene Tun schlechthin (Fall b); aber vielleicht (und sehr oft, wohl meist) tut mir auch das Bäumchen leid, nicht weil ich meine, daß es Schmerz verspürt, oder daß es sich von dieser Beschädigung nicht wieder erholen werde, sondern

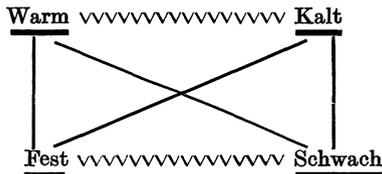
weil es wehrlos beschädigt, verunstaltet, benachteiligt wird. Es gewinnt einen personifizierten Wert, es versinnbildlicht mir eine „Individualität“, besser eine Individuation. Das gleiche kann für eine tote Sache gelten, etwa für einen zerkratzten Zierspiegel in einem unbewohnten Schloß, für ein beschmiertes Gemälde in einer Sammlung. In allen solchen Fällen richtet sich eine Art Mitgefühl auf das beschädigte Ding, das eine Art individuellen Wertes darstellt, eine dingliche Individuation. (Bei den Bewegungen gegen die Verunstaltung von Naturschönheiten — Strömen, Bergen, Hainen — oder von Baulichkeiten — „Heimatschutz“ — spielt dieses Mitgefühl neben dem Zorn über die Genußbeeinträchtigung des Beschauers eine fast nie zu vermissende Rolle). Es handelt sich um eine sublimierende (erhöhende) Personifikation, im Unterschied von der vikariierenden (vertretenden) Personifikation, bei der die beschädigte Sache den geschädigten Besitzer vertritt, während dort die beschädigte Sache selber sich für mich zu einem angetasteten Individualwert erhöht (der ihren materiellen Wert bekanntlich oft weit übersteigt). Die Sache wird zu einer Art von „imaginärem Du“, zu einem eingebildet persönlichen Dritten (wohl zu unterscheiden von dem unbekanntem, nicht gegenwärtigen, aber vorhandenen persönlichen Dritten, dem Besitzer, der ein virtuelles Du, das ich schütze, räche u. dgl. darstellt; siehe S. 76 u. 91).

e) Ein virtuelles oder imaginäres Du kann für mich aber auch der an sich selbst Handelnde werden, z. B. wenn ich ihn an einem, streng genommen, mich nichts angehenden Tun verhindere: Errettung vom Selbstmord! Unterbrechung in einem wirren Selbstgespräch, in einer Selbstbeschädigung, einer Überanstrengung u. dgl. Hierbei projiziere ich in den andern, mit sich Beschäftigten, ein von mir unterstelltes „Du“ hinein, das vor seinem augenblicklich handelnden „Ich“ geschützt werden muß. Ob dieses „Ich“ vorhanden und nur momentan verdeckt (also echt „virtuell“) oder überhaupt nicht vorhanden (also imaginär) ist, kann im Einzelfalle sehr verschieden und schwierig festzustellen sein. Zu unterscheiden ist aber dieses echte selbstbezogene Handeln, in das ich mich einmische, von bloß scheinbar selbstbezogenem, das andere mit betreffen muß, z. B. ein die Schamhaftigkeit verletzendes, das der Handelnde fälschlich für „seine“ Angelegenheit hält und durch das doch Mitmenschen in Wirklichkeit schwer belästigt oder psychisch geschädigt werden (Exhibition).

Stellvertretende (vikariierende) und erhöhende (sublimierende) Personifikation von Dingen, Virtualität und Imaginisierung von mitseelischen Individuen sind praktische sozialpsychische Vollziehungen von größter Häufigkeit und Tragweite und theoretisch von besonderem sozialpsychologischem Interesse. Sie werden in anderem Zusammen-

hange (unter den Gemeinschaftsformen, siehe S. 91 ff.) wieder und näher zu betrachten sein.

Aktumotorische Typen: „Charakter“. Kindheitspsychologische Beobachtung läßt erkennen, daß von vornherein („originär“) eine bestimmte Art des Handelns in den Menschen angelegt ist und sich durchzusetzen strebt. Sie wurzelt im Temperament und ist eigentlich nur dessen aktumotorische, „extraverse“ Erscheinungsform, genau wie es seine assoziativ-intellektuellen, „intraversen“ Auswirkungen aufweist. Auch alles Handeln ist daher lebhaft oder ruhig, jäh oder scheu, oder eine simultane oder sukzessive Mischung dieser Elementarbeschaffenheiten. Doch ist damit das Wesentliche des Handelns nicht getroffen, sondern nur eine formale Qualität, wenn sie auch keineswegs praktisch unwesentlich ist. Zum Wesen des Handelns gehören „soziale“ Qualitäten, die mit den verschiedenen formalen gepaart oder gekreuzt sein können: sie konstituieren Handlungsweisen, die wir „sozial“ oder „antisozial“, wohl auch „synton“ oder „dyston“ nennen, womit wir die immer wiederkehrende Handlungsgesinnung, den „Charakter“ eines Geschöpfes meinen. Die weitaus einfachste und anschaulichste Unterscheidung läßt sich hierbei mit den Begriffen „warm“ und „kalt“ treffen. Dieses Gegenüberpaar wird ergänzt durch das andere „fest“ und „schwach“. Wir gewinnen also folgendes Diagramm:



Wie im Temperamentschema (S. 32) schließen sich auch im Charakterschema die wellig verbundenen Eigenschaften in der Gleichzeitigkeit aus und sind höchstens im Nacheinander (periodisch) verknüpft denkbar (wenn auch selten); die geradlinig verbundenen aber können alle simultanen und sukzessiven Kombinationen eingehen. Jeder findet dafür viele alltäglichen Belege; um nur auf einige hinzuweisen, würde etwa die Kombination warm und fest den im schönsten Sinne verlässlichen Mitmenschen, warm und schwach recht viele Sanguiniker, kalt und fest die Herrennaturen, kalt und schwach die „Frigiden“ kennzeichnen.

Es ist ein hartnäckiger Irrtum, daß der „Charakter“ vom „Leben“ stärker umgestaltet werde als Talente und Temperamente. Die Unerweckbarkeit und Unmodellierbarkeit gilt bei allen drei Veranlagungen nur für die positiv oder negativ extremen Fälle höchster Intensität. Wie musikalisches Ingenium nicht anerzogen oder mathematischer Defekt nicht abgewöhnt werden kann, so ist auch äußerst jähes oder

ruhiges Temperament nicht änderbar, ebenso wie äußerste Kälte oder Schwäche im Charakter. Wie aber aus einer Durchschnittsbegabung einzelne Richtungen hochgradig geschult werden oder umgekehrt durch Vernachlässigung verkümmern können, so mäßigen sich auch durch Erziehung und Lebensnotwendigkeit viele jähren Züge, kann Schwäche sich festigen, Ruhe mobilisiert werden; und genau so „wäscht“ „der Strom der Welt“ gleich den Kieseln am Strande die Elementarzüge der Charakteranlage, Kühle kann ebenso zu Kälte verhärtet, wie durch Liebe „aufgetaut“ werden, Festigkeit zermürbt, Wärme ertötet werden. Diese Umwandlung der Anlagen durchs Leben vollzieht sich freilich überall nach dem Prinzip der seelischen Schichtenbildung (Schichtung). Im Entwußtsein (siehe S. 32) bleiben auch die „überwundenen“ Bestandteile spurenhafte erhalten, um manchmal ganz überraschend wieder „an den Tag“ des Bewußtseins hervorzubrechen. Nicht selten werden sie auf sukzessive Positionen angewiesen: wer sich zu einer „Herrennatur“ hat härten müssen, um zu bestehen (der Staatsmann, Heerführer, Unternehmer), lebt seine unaustilgbare Wärme oder seine Schwächen im Kreise der Familie, in Liebhabereien aus, der Warme und Schwache umgekehrt hat jähe Ausbrüche („Anfälle“) von Schroffheit und Härte oder läßt diese Züge im Spiel, in der Lektüre auf ihre Kosten kommen. Es ist solche Einsicht auch für die praktische Mitseelenkunde wichtig: alle Anlagen, Talente, Temperamente und Charaktere sind in der ganzen Ausdehnung des Durchschnitts weitgehend positiv und negativ gestaltbar, nur an den extremen positiven und negativen Enden versagen sie sich der Beeinflussung. Dies darf den Erzieher, Seelsorger, Seelenarzt, Strafvollzieher, den Vorgesetzten und Führer jeder Art in seinem beruflichen Bemühen an Zöglingen, Beichtkindern, Leidenden, Fehlenden, an Untergebenen und Gefolgschaft ermutigen, es zeigt ihm freilich auch die Grenzen seines (noch so hohen und geduldigen) Könnens, über die hinaus er sich (und anderen) keine Illusionen machen soll.

Innere Willenshandlung. Schon bei Tieren kommt es manchmal nicht zu einer Handlung, die ausdrucksmäßig völlig vorbereitet war. Die Ausführung wird spontan aufgegeben (nicht bloß durch äußere Umstände verhindert). Ob es bei Tieren „Vorsätze“ gibt, deren Ausführung vertagt und später eines Augenblicks vollzogen wird, vermögen wir nicht zu durchschauen.

Eine derartige Dissoziation der Handlung in Vorsatz und Ausführung ist beim Menschen nicht nur häufig, sondern wird mit differenzierter Gesellschaftsform immer mehr die Regel. Ein Willensakt, der vorläufig (und oft ja für immer) psychisch abschließt, statt motorisch, wird eine „innere Willenshandlung“ genannt. Vorsätze, Beschlüsse, Entschlüsse, Entscheidungen, Absichten, Pläne, Projekte, Zweck-

setzungen, Zielsetzungen können dahin gehören. Unter ihnen steht der „Entschluß“ der echten Handlung am nächsten, da er mindestens baldiges Vollziehen einschließt, die „Absicht“ am fernsten, da sie unklar und unbestimmt sein und bleiben kann.

Insbesondere hat man die reinen Denkakte, das aktive „angestrengte“, auf ein Ergebnis gerichtete Nachdenken, als eine Form der inneren Willenshandlung bezeichnet (24). In der Tat wird ja hierbei eine beabsichtigte Veränderung im eigenen Ich herbeigeführt. Der „Schluß“ („ich komme zu dem Schluß, daß . . .“) ist jedenfalls, im Gegensatz zum Entschluß, die bewegungsfernste, amotorische Art der Aktivität. Er ist diejenige Form des Handelns, die unserer Eingangsdefinition nur noch entspricht, wenn man aus ihr das Wörtchen „physiologisch“ entfernt. Ob ein solches rein psychisches Tun, das den motorischen Vollzug nicht nur aufschiebt oder auf ihn verzichtet, sondern gar keinen mehr hat, noch zu den „Handlungen“ zu rechnen sei, ist eine terminologische Zweckmäßigsfrage.

Für uns ist das Wesentliche: ob, wie und wie weit inneren Handlungen überhaupt noch sozialpsychologische Wirksamkeit zukommt?

Antwort: sie kommt ihnen nur zu, sofern solche inneren Handlungen ohne äußeren Vollzug sich entweder im Ausdruck oder durch Mitteilung, oder etwa „telepathisch“ dem Mitmenschen „verraten“, kundtun. Ein gefaßter Vorsatz kann eine völlige Veränderung in Miene und Haltung bewirken und dadurch mitseelisch wirksam werden. Oder er kann anvertraut, ausgeplaudert, angedeutet werden. Und die Gläubigen der Telepathie meinen gern, daß gerade von hochkonzentrierten inneren Vorsätzen eine psychenergetische Beeinflussung von Mitmenschen ausgehe.

In jedem der drei Fälle mündet damit der Handlungsweg in einen der drei anderen Wege und hört als Handlungsweg auf. Sozialpsychologisch gibt es also anscheinend keine „inneren Handlungen“; sie werden durch ihre Innerlichkeit zu Nichthandlungen.

Das gilt insbesondere auch für die Denkakte. Ein Buch ist ein „Werk“ erst, wenn es veröffentlicht, also physisch und „physiologisch“ geworden, nämlich geschrieben, gedruckt und gelesen ist. Eine Wahrheit (oder ein Irrtum) muß ausgesprochen werden, um eine „Tat“ zu sein; auch wenn man es gelegentlich eine „kühne Tat“ nennt, daß einer wagt, so oder so etwas zu denken, so ist darin doch stets die Unterstellung der Kundgabe dieses Denkens an andere eingeschlossen. Dabei können die „anderen“ auch „höhere Wesen“ sein. Es kann als eine verwegene oder tapfere Tat gerühmt werden, sich durch konsequentes einsames Denken von überlieferten Glaubensvorstellungen loszureißen, entweder weil das Bekanntgeben dieses Ergebnisses soziale Gefahren mit sich bringt, oder weil es gegenüber den Autoritäten, von denen es sich

damit lossagt, eine „innere Kühnheit“ bedeutet. Die höchste dieser Autoritäten kann ein (persönlicher) Gott sein.

Hier wird nun doch eine mitseelische Bezogenheit auch des abstraktesten inneren, rein geistigen „Handelns“ sichtbar: die virtuelle oder gar imaginäre. Sie kann in zweierlei Richtung vorliegen: als Rückbezogenheit — denn wie das motorisch vollziehbare, so ist auch das rein innere Handeln, auch als Denken, oft durch mitseelische Anregungen, Nötigungen, Anzweiflungen, Anfeindungen u. dgl. erzeugt und bestimmt; und als Hinbezogenheit, der geistig Schaffende hat virtuelle oder imaginäre Einzelgestalten, soziale Zirkel, ja Massen („Publikum“) im Auge, im Sinne, „für“ die er (nicht gröblich durch Erfolgsspekulation, wenngleich auch das vorkommt) denkt, ringt sich entscheidet, „zu“ denen er schon als Schaffender „spricht“, auch im Gemälde, in Tönen, in baulichen Linien usw. Ohne eine solche virtuelle oder imaginäre „Gemeinde“ (mit der sich später die reale Gemeinde, die das Werk findet, manchmal gar nicht deckt) würde das meiste, vielleicht jedes „innere Handeln“, Sich-Entscheiden, Umdenken, Folgern, Grübeln, Überlegen gar nicht zustande kommen. Dadurch erweist sich also auch die „innere Handlung“ als keineswegs streng individualpsychischer Tatbestand, sondern aufs Vielfältigste als sozialpsychischer; ihre nur scheinbare „Selbstbezogenheit“ ist in Wahrheit zumeist (wenn auch virtuelle oder imaginäre) Dubezogenheit und Drittbezogenheit.

II. Hauptabschnitt.

Die mitseelischen Wirkungsantriebe. (SPs der Kräfte.)

Jeder (ein-)seelische Vorgang, Zustand, Inhalt kann zu einem mitseelischen Antrieb werden, kann sozialpsychische Kraft gewinnen. Das bezeugte ja schon die Betrachtung der Wirkungswege. Kein Gefühl, das nicht durch seinen Ausdruck mitergreifen (oder abstoßen), kein Gedanke, der nicht durch Mitteilung überzeugen (oder Grübeln oder Widerspruch erregen), keine Handlung, die nicht Unterwerfung oder Abwehr oder Durchkreuzung oder Beistand auslösen könnte. Wenn es aber so steht, was bleibt dann für die SPs als Wissenschaft übrig?

Die Aufgabe jeder Wissenschaft. Das heißt: in der Fülle des So-Beschaffenseins und So-Geschehens die Regel zu erforschen; dadurch überhaupt erst das Walten von Wirkung sicherzustellen (denn selbst das angeblich „singuläre“ geschichtliche Heldenwirken ist nur so zu erweisen: ob Napoleon durch sein Feldherrngenie oder ob seine Armee durch ihren Todesmut oder ihre Tüchtigkeit einen bestimmten Sieg errungen hat — der Streit also zwischen „heroistischer“ und „kollektivistischer“ Geschichtsauffassung überhaupt — kann nur entschieden werden durch den Nachweis, daß es immer wieder Napoleon war, der unter den verschiedensten Umständen, auch sehr ungünstigen, immer wieder siegte); die Regel womöglich als Gesetz auszuweisen, d. h. als notwendig aus dem Zusammenwirken von Elementarbestandteilen sich ergebende Wiederkehr des gleichen; endlich hieraus die Theorie abzuleiten, das ist die Unterstellung letzter Eigenschaften der Elementarbestandteile, die keine andere Wirkung als die im Gesetz zusammengefaßte, in der Regel zutage getretene zulassen.

Beginnen muß jede solche wissenschaftliche Aufrollung eines Untersuchungsgebietes mit dem Versuch einer Systematik der realen Erscheinungsfülle, einer klassifizierenden Ordnung des Ungeordneten. Sie geht zweckmäßig von den einfachsten Gesichtspunkten aus.

Für die SPs ist der einfachste Gesichtspunkt die Fragestellung: ob eine mitseelisch wirksame Triebkraft die beteiligten Individuen einander näher oder einander ferner bringe, verknüpfe oder trenne, vereine oder entzweie.

Hiernach lassen sich alle mitseelischen Triebkräfte unterscheiden in

1. Ausschließlich nähernde (verknüpfende), z. B. Begierde, Neugierde, Liebe.

2. Ausschließlich entfernende (trennende), z. B. Ekel, Haß, Einsamkeitsbedürfnis.

3. Durch Verknüpfung (Nähe) trennende (entfernende), z. B. Überdruß.

4. durch Trennung (Ferne) verknüpfende (nähernde), z. B. Sehnsucht.

Offenkundig spielt in diese Klassifikation ein nichtseelischer Faktor hinein: Nähe oder Ferne, das räumliche Verhältnis der Beteiligten zueinander. Dieser räumliche Faktor ist schon früher wiederholt aufgetaucht: bei der Frage der Gedankenübertragung (S. 13); bei der Vernehmlichkeit von Mitteilungen (S. 40), bei der Handlungsbezogenheit (S. 66). Offenbar also sind sozialpsychische Einwirkungen oft räumlich mitbestimmt, in ihrem Zustandekommen, ihrer Stärke, ihrer Art, ihrer Dauer. Wir nennen den räumlichen Abstand, durch den eine sozialpsychische Wirkung mitbestimmt wird, den sozialpsychophysischen Lebensraum oder (kürzer) den sozialphysischen Abstand (je nachdem: die sozialphysische Nähe, die sozialphysische Ferne). Er ist es, der das Einzelwesen überhaupt raumbedingt macht; durch ihn wird das psychische Leben eine Funktion der räumlichen materiellen Welt, während die Nichts-als-Einzelseele völlig unräumlich gedacht werden könnte. Weil Geschöpf mit Geschöpf seelisch leben muß, ist alles Seelenleben raumgeordnet und raumabhängig.

Der Einwand, daß auch die Individualpsyche (Einseele) raumbestimmt sei, weil sie durch ihre Bindung an den Körper von dessen naturhafter Umwelt (Boden, Klima, Landschaft) beeinflußt werde, ist nicht stichhaltig. Denn dieser Lebensplatz ist auswechselbar oder in seinen Eigenschaften selber veränderbar: der Tropenmensch kann auch in der Subarktis leben, wir erzeugen in der Zivilisation überall ein künstliches Klima, indem wir „wohnen“. Möglicher Lebensraum der Einzelseele ist die Erde, soweit sie überhaupt bewohnbar ist. Erst die Existenz der Mitseele schafft solche Raumbedingungen für die Einzelseele, an denen sie nichts zu ändern vermag: Raumspannungen, die in alle mitseelischen Beziehungen unweigerlich mitbestimmend eingehen. Raumenge oder Raumweite, Nähe oder Ferne, Erreichbarkeit oder Unerreichbarkeit, Sichtbarkeit oder nur noch Hörbarkeit (bei Tieren: Riechbarkeit oder nur noch Sicht- oder Hörbarkeit) setzen überall auf Erden zwischen mehreren Geschöpfen verschiedenartige Beziehungsmöglichkeiten und Beziehungswirklichkeiten. Gewisse Formen der mitseelischen Beziehung werden wir weitgehend durch einen Raumfaktor mit bestimmt finden (siehe S. 100 u.).

Sozialphysische („leibhafte“) Determinanten. Die Bezeichnung „sozialphysisch“ oder „leibhaft“ (= mitkörperlich) besagt, daß die

mitseelischen Kräfteentfaltungen durch den Körperabstand der Seelenträger mitbestimmt werden. Alle mitseelischen Wirkungen, die mittels der unmittelbaren Sinne vom Einen zum Mit-Einen (Anderen) oder der „Mitwelt“ gehen, heißen real. Solche, die sich nur noch mittelbar der Sinne bedienen oder ihrer ganz entraten, heißen virtuell. Endlich gibt es welche, die von einem nur erdachten (geglaubten, erdichteten usw.) Mit-Einen aus- oder zu ihm hingehen: diese heißen imaginär.

Beispiele. Die reale Einflußstärke, die von einem Menschen auf mich ausgeübt wird, den ich täglich sehe, sprechen höre, mit dem ich leibhaftig verkehre (esse, spazierengehe, Zärtlichkeiten wechsele, mich gatte, plaudere), kann erfahrungsgemäß sich außerordentlich abschwächen, wenn wir sinnenmäßig getrennt werden (etwa durch Übersiedlung des Einen an einen anderen Wohnsitz); tägliches Telephonieren steht dem sozialphysischen Verkehr am nächsten, entfaltet noch die stärksten realen Einflußkräfte; Briefe schreiben (und lesen) kann schon eine wesentliche Abschwächung sein; bloß aneinander denken, der strikt virtuelle Fall, führt oft zum völligen Sich-Entfremden, Sichgleichgültig-werden. Oder es kann dieser virtuelle Fall bereits in den imaginären übergeleitet werden: wir erschaffen uns ein ganz anderes Bild von dem Entfernten, stattdessen es mit erfundenen Zügen aus, „idealisieren“ oder „idolisieren“ es, um uns seine Einflußkraft zu erhalten. Liebesbriefwechsel bei weiten und langen Trennungen zeigen oft diese Tendenz. Nach Liebesenttäuschungen wird oft in Gestalten der Dichtung oder des Glaubens („Himmelsbräutigam“) imaginärer Ersatz gesucht. Der geschlechtsreifende Jugendliche lebt mit den Figuren seiner Bücher nicht selten inniger zusammen, wird von ihrem imaginären Verhalten, Gebaren, Schicksal stärker beeinflußt als von seiner realen Umgebung; im selben Alter ist ebenso oft der Einfluß durch Korrespondenz, sogar bei seltenem Briefwechsel, oder durch Aneinanderdenken, mächtiger als durch leibhaften Umgang. Ebenso wissen wir, daß uns „persönliche“ Bekanntschaft und Begegnung mit einem Künstler, Denker, Staatsmann oft schwer enttäuscht und ihm sogar entfremden kann, während wir ihn aus der virtuellen Beeindruckung durch seine Leistungen, Äußerungen, seinen Ruf und Ruhm enthusiastisch verehrten, vielleicht „auf ihn eingeschworen“ waren.

Es verhält sich also nicht etwa derart, daß die realen (sozialphysischen) Kräfte die wirkungsstärksten sind und die Kräftewirksamkeit über die virtuellen (rein sozialpsychischen) zu den imaginären hin abnimmt. Es handelt sich um keine Intensitätsgrade, sondern um Realitätsverschiedenheiten, deren Intensitätsverschiedenheit singulär, für jeden Fall anders durch seine besondere Lagerung (Konstellation) bestimmt wird.

Realisierung und Virtualisierung. In der Wirklichkeit sind die drei

„Existentialitäten“ (siehe S. 91) real, virtuell und imaginär durch allerlei Zwischenformen verbunden. Die nur noch telephonische Beziehung zwischen zwei Menschen reduziert die sinnenhafte Einwirkung auf einen Sinn, die nur noch briefliche ebenso, die akustisch-telephonische bleibt eine sinnesunmittelbare (lebendige Stimme, direkt gehört), die optisch-briefliche ist eine bloß mittelbare (handschriftliche oder gar maschinenschriftliche Äußerung, gelesen). In beiden Fällen ergänzen sich die mitseelischen Wechselwirkungen virtuell, wenn sie vollbütig bleiben sollen. Andererseits werden Gestalten der Imagination, mit denen wir „umgehen“, mit Zügen ausgestattet, die vielfach realen Gestalten entnommen sind, und bei nur noch virtuellen Beziehungen tut häufig die Imagination Wesentliches hinzu, um ein lebendiges Bild zu erhalten, das dann vom realen sich beträchtlich im illusionären Sinne unterscheidet.

Am wichtigsten ist die Tendenz zur Realisierung imaginärer und zur Virtualisierung realer mitseelischer Triebkräfte.

Realisierung der Imagination ist ein konstitutiver Prozeß in allem religiösen (inbegriffen das mythische, magische, überhaupt jedes „übersinnliche“) Erleben. Auch völlig überweltliche, übermenschliche, rein geistig, ja überpersönlich gedachte und geforderte Gottheiten werden personifiziert, vermenschlicht, mit kreatürlichen Zügen ausgestattet; die Abbildung, Nachbildung, Versinnbildlichung ist ein Hauptmittel dazu. Reine Geister (Engel u. dgl.) empfangen sinnliche Züge; reine Seelen (der Verstorbenen) werden als „erscheinbar“, inkorporiert, materialisierbar gedacht. Große Religionen, wie das Christentum, lehren für den Antritt des „ewigen Lebens“ die Wiederausstattung mit einem „verklärten Leib“, ohne welche offenbar die Seligkeit der Gottesnähe und Gotteseigenschaft und (vielleicht) der Gemeinschaft der Seligen untereinander unerlebbar erscheint. Völlig irrealer Imagination hat auf die Dauer keine Haltbarkeit; nur „geistige“ Beziehungen zur Gottheit, rein geistiges Fortleben, Hölle als pure ewige Reue u. dgl. verblässen nach einiger Zeit so, daß sie wirkungs- und wesenlos werden, d. h. dem Unglauben weichen. Jede „Idee“ stirbt ab, wenn sie völlig aufhört, „Eidos“ (Bild) zu sein: „Imagination“ heißt ja selber Bildschöpfung, Einbildung.

In umgekehrter Richtung müßten viele sinnlichen, leibhaften, realen mitseelischen Beziehungen unzulänglich oder unerträglich sein, wenn sie nicht weitgehend durch virtuelle ergänzt würden. Die Spannungen, Reibungen, Zwiste, Brüche zwischen leibhaftig zusammenlebenden Menschen bedürfen zu ihrer Kompensation des Bewußtseins von latenten Eigenschaften des anderen, von früheren Beziehungen, von künftigen, um nicht zum Abbruch zu führen. Jede Art Liebe ist besonders schöpferisch in solcher Virtualisierung momentaner Nicht-

vorhandenheiten eines Mitgeschöpfes, einschließlich der Tierliebe des Menschen. Fundamentale Gemeinschaftsinstitutionen, wie die Ehe, die Erziehung, die Kameradschaft der Armeen, die Disziplin im Dienst, das Ordensleben u. a. m. sind überhaupt nur unter dieser Voraussetzung möglich. (Ibsens berühmter Begriff der „Lebenslüge“ geht hierauf: das Dasein wäre ohne weitgehende Virtualisierung der mitmenschlichen Wechselbeziehungen unerträglich). Auf der Virtualisierung der Realität beruhen (wie auf der Realisierung der Imagination die religiösen) viele „aufklärerischen“ Lehren und Bewegungen, die Überzeugung vom Guten in jedem Menschen, von der Bildungsfähigkeit aller, Humanität, Demokratie, Sozialismus, jeder „Fortschrittsglaube“. Die Virtualisierung züchtet eine Unzahl „sozialer“ Eigenschaften im Einzelnen dem Mitgeschöpf gegenüber: Geduld, Nachsicht, Unverdrossenheit, Liebe, Mitleid, Erbarmen u. dgl. m. Die reine Erfahrung vom Nichts-als-Realen würde zum Nihilismus und zur Brutalität führen.

Soziale und antisoziale Kräfte. Die Schädigung, Beschädigung, schließlich Beseitigung des Mitgeschöpfes ist der Inbegriff „antisozialen“ Verhaltens, der Kriminalität, von Vergehen und Verbrechen. Es ist verständlich, daß die wissenschaftliche Erforschung der sozialen Triebkräfte an diesem Gegenstande, als dem krassesten, daher greifbarsten, begonnen hat: mit der Kriminalpsychologie (Kriminalanthropologie) ist die SPs zum ersten Male eine exakte Wissenschaft des Verhaltens von Mensch zu Mitmensch und der es bestimmenden Triebkräfte geworden. Der Mensch als soziales Wesen ward zuerst in seiner Variante als antisoziales Wesen erforscht, statt bloß beredet, gepredigt, beschriftstellert und umphilosophiert. Dabei verwandelten sich die antisozial-psychischen Kräfte fast gänzlich in antisozial-physische. Dies geschah z. B. in der Theorie von Lombroso (25). Der Verbrecher ist „geboren“ (delinquente nato), seine ererbte anthropologische Substanz macht ihn kriminell, antisozial. Das „radikal Böse“ im Menschen, die Widermitmenschlichkeit wurde als physisches Entartungszeichen gedeutet (demgegenüber folgerichtig weder Vergeltung noch Besserung, sondern nur Unschädlichmachung, Sicherung der anderen vor ihm, in Betracht kommt). Die Spannung zwischen dieser Theorie und der „sozialpathologischen“ (nach welcher der Mensch wesentlich erst durch sein mitmenschliches Erleben, z. B. mangelnde Erziehung, schlechten Umgang, wirtschaftliche Hoffnungslosigkeit) antisozial wird, hat zu weitgehender Klärung der Frage nach den physio-psychischen Triebkräften im mitseelischen Leben überhaupt geführt.

Synthym und dysthym (mitlebig und sichlebig). Durch den bedeutenden Wurf Ernst Kretschmers (26) sind aus jahrzehntelangen Vorstadien wissenschaftlicher Mühe zwei menschliche Grundtypen herausgearbeitet worden, die mit einem bestimmten Körperbau einen bestimmten Seelen-

bau (psychische Struktur) verknüpft zeigen. Die psychopathologischen und individualpsychischen Züge beschäftigen uns hier nicht (Anlage zu bestimmten Abnormitäten hier und dort; Vorwiegen gewisser Talente hier und dort). Sozialpsychisch zeigen die „Eurysomen“ (Feistkörperliche, Drallinge) eine synthyme (auch „synton“ genannt, was zu medizinisch, also weniger empfehlenswert ist) Anlage, d. h. sie sind von Haus aus getrieben, in Verbindung, Übereinstimmung, Frieden, Frohsinn, Harmonie oder Kompromiß mit den Mitmenschen auszukommen, sie sind gesellig, menschenbedürftig, liebebedürftig (im aktiven und passiven, gebenden und empfangenden Sinne), auseinandersetzungsbereit, anschußbedürftig, hingebend, aufgehend, belehrbar und bekehrbar, gütig oder gutmütig, gebefroh, aufgeschlossen, vertrauensselig und leichtvertraut, plauderfroh u. dgl. — das bedeutet natürlich nicht: all das Aufgezählte jeder auf einmal, sondern von diesen Wesenszügen bietet jeder Synthyme eine Kombinationsauswahl dar. Es sind mit anderen Worten klassisch „soziale“, manchmal „ultrasoziale“ Menschen, die bei aller oft sehr ausgeprägten und bedeutenden (z. B. künstlerischen) Individualität doch des Mitlebens mit den Mitmenschen bedürfen, daher „mitlebig“ für sie eine treffende Benennung ist; viele von ihnen ertragen Alleinsein, Einsamkeit, Isolierung schlechterdings nicht, es ist beinahe das einzige, was sie wirklich unglücklich macht. Auch bei gelegentlichen Temperamentsausbrüchen und -übergriffen gegen den Mitmenschen sind sie leicht zu beschwichtigen, versöhnlich, „meinen es nicht so“, vergessen und vergeben gern — anderen und sich selber. Zur Kriminalität steuern sie fast nur Affektvergehen bei (Verbalinjurien, Hausfriedensbruch, allenfalls Totschlag). Roheits- und Berechnungsdelikte sind äußerst selten; in der Prostitution rekrutieren sie den gutmütigen, leichtsinnigen, sinnlichen, nicht den ausbeuterischen, kaltschnäuzigen, frigiden Typ. Im Gegensatz dazu suchen alle Dysthymen, die zugleich Leptosome (Schmalleibige, Schmalinge, Hochgeschossene, Hagere, Langgliedrige, Spinnige) sind, die Distanz, sind unnahbar, abgeschlossen und verschlossen, undurchsichtig, kalt oder kühl, ungesellig oder gesellschaftsschwierig, unberechenbar, echte Herren- oder echte Sklavennaturen (die Synthymen: echte Gefährtennaturen!), hart oder scheu, herrisch oder ausweichend, grausam oder feige, schwer einflußbar, schwer überzeugbar, eher großmütig als gutmütig, eher leutselig als gemütlich, mißtrauisch, menschenverachtend, eher fanatisch und zelotisch als enthusiastisch, eher aszetisch als schwärmerisch. Es ist die extrem individuelle, asoziale Menschensorte, der die Gemeinschaft nur Mittel zum Zweck bedeutet (manchmal zu sehr bedeutenden Zwecken), die sich (in ihren Zielsetzungen) lebt, ausgesprochen „sichlebig“ — in den krassesten Steigerungen anti-

sozial, sichlebig auf Kosten des Mitlebens, Repräsentant der eiskalten kriminellen Grausamkeit, des „Verbrechens“ im strikteren Sinne (s. a. S. 146). In genialischen Ausprägungen stellt sie weniger Künstler als Glaubenseiferer, Religionsstifter, Staatsmänner, Diplomaten, Politiker, Feldherrn, Kolonisatoren, Condottieri, Abenteurer großen Stils, aber auch einsame Denker, schrullenhafte Gelehrte, Organisatoren, Erfinder und Entdecker, Finanzgrößen, Gründer, große Juristen und Theologen, während die großen Ärzte mehr auf der synthymen Seite versammelt sind.

Affinitäten

sind elementare Anziehungskräfte zwischen Individuen. Sie können real, virtuell oder imaginär sein. Es ist bekannt, wie „bannend“ uns erdichtete Gestalten zu „fesseln“ vermögen, so daß wir nicht wieder von ihnen loskommen, mit und „in“ ihnen leben, von ihnen (z. B. vorbildlich oder warnend) beeinflußt werden, und wie stark die Anziehung in einer virtuellen Beziehung sein kann (z. B. in einer ausschließlich brieflichen, oder über Trennungen Liebender hinweg). Das Gegenteil der Affinitas ist das Diffugium, das elementare „Auseinanderfliehen“, Sich-Abstoßen. Es ist durchaus zweckmäßig (und darum zulässig), dafür den kunstlateinischen Ausdruck „Diffugität“ zu bilden; Individuen, die so oder so aufeinander wirken, heißen wir affin oder diffug zueinander (S. 34).

Holotrope und monotrope Affinität (und Diffugität). Die elementare Anziehung (oder Abstoßung), die ein Geschöpf auf ein Mitgeschöpf ausübt, kann von der psychophysischen Gesamterscheinung oder von psychischen oder physischen Einzelheiten ausgehen. Je nachdem nennen wir sie holotrop (aufs Ganze gekehrt) oder monotrop (auf einzelnes gekehrt). Jemand kann von einer Frau unwiderstehlich hingerissen sein, weil sie schön, klug und gütig ist und alles dies zu einer Harmonie in ihr vereinigt scheint, oder aber weil sie zwar häßlich, aber goldblond, oder gertenschlank, oder üppig, oder zwar reizlos, aber sehr gescheit, oder zwar unbedeutend, aber herzensgut und liebenswürdig, oder fröhlich, oder im Gegenteil melancholisch ist.

Für diesen Unterschied gibt es vor allem eine „ätative Dominante“, ein Lebensaltersgesetz der Affinität: Mit zunehmendem Alter tritt eine Dissoziationstendenz in den Affinitäten und Diffugitäten hervor, so daß der Holotropismus ab- und der Monotropismus zunimmt.

Der junge Mensch „liebt“, verehrt, respektiert überwiegend den Totalmitmenschen. An der elementarsten Affinität, der Geschlechterliebe, wird das besonders deutlich. Auf der Höhe der Jugend, etwa um 18 bis 25 herum, gilt die Liebe (und damit oft die Gattenwahl) dem unteilbaren psychophysischen Ganzen des geliebten Geschöpfes.

Reifere Menschen sehen immer mehr auf Einzelvorzüge (daher, aus kritischer Beobachtung der Einzelmängel, ihre wachsende Schwierigkeit, so elementar zu lieben wie in der Jugend); sehr ausgesprochen vollzieht sich allmählich die Dissoziation von seelischer Zuneigung und geschlechtlichem Geschmack, die oft störend weit auseinandertreten; der „Fetischismus“, das sexuelle Erregt- und Angezogenwerden durch isolierte Einzelreize (Haar, Hände, Nägel, Lippen, Nase, Beine, Gang, Stimme, Duft usw.) beherrscht zunehmend das Einrücken in die Lebensspäte; auch an Einzelmängeln stößt sich die Liebe des älteren Menschen viel eher als die des jüngeren. Kinder vermögen noch ums 8. bis 10. Jahr herum ihre Sympathien oder Antipathien kaum zu analysieren, mit Einzelheiten zu belegen; die Jugendlichen von 15 Jahren können dies schon eher.

Sodann waltet eine Geschlechterverschiedenheit in dem Sinne, daß der Mann in jeder Lebensbeziehung eher von monotropen, das Weib mehr von holotropen Einstellungen geleitet wird. Die überhaupt ausgeprägtere Einheit des weiblichen Organismus findet auch hier ihren Ausdruck. Sie gilt für die emotional-triebhaftere Sphäre ganz besonders. Diesen Tatbestand nennen wir das Geschlechterverschiedenheitsgesetz der Affinität.

Endlich gibt es eine „finale Dominante“, ein Beziehungszielgesetz der Affinität:

Holotropismus oder Monotropismus überwiegt je nach dem (bewußten oder unbewußten) Ziel der zu stiftenden mitmenschlichen Beziehung.

So ist die Gattenwahl eminent holotrop eingestellt (27), im (oft nicht genug beachteten) Unterschied vom bloßen Liebesspiel, das viel stärker monotrop gelenkt ist. Das gilt schon fürs Tierreich. Das erotische Gaukeln führt hier in vielen Fällen keineswegs zur Begattung; es „heiraten“ sich (gatten sich) oft ganz andere Individuen als die, die miteinander „geflirtet“ haben.

Ob Monotropismus oder Holotropismus der Affinität vorwaltet, ist demnach, außer den zahllosen Einzelvarianten, wesentlich mitbedingt durch das Lebensalter, das Beziehungsziel und die Geschlechtszugehörigkeit.

Gegensatz und Ähnlichkeit. Ein Sprichwort lehrt: Gleich und gleich gesellt sich gern — und ein anderes: Die Gegensätze ziehen sich an. Welches hat recht? Hierfür ist vor allem die finale Dominante bestimmend.

Untersuchungen Kretschmers machen es wahrscheinlich, daß für die menschliche Gattenwahl die holotrope Kontrastaffinität etwa vier Fünftel der Entscheidungen herbeiführt. Dies ist darum überraschend, weil 1. anzunehmen wäre, daß für kurzfristige Gemeinschaften

der Reiz des Kontrastes, fürs dauernde Miteinanderleben („bei Tag und Nacht“) durch Jahrzehnte hin aber die Gleichgerichtetheit der Wesenszüge eine günstige Grundlage abgebe, 2. die „synthymen“ Naturelle, die „Mitlebigen“, nicht bloß ihrerseits am Leben anderer gern teilnehmen, sondern selber teilnahmebedürftig sind, ihr Tun und Lassen gern von anderen mitgelebt sehen; sie „fliegen“ denn auch in der flüchtigeren Bekanntschaft, in der Augenblickssympathie, weil sie sich mit elementarer Leichtigkeit aneinander anschließen und füreinander aufschließen, gern „aufeinander zu“. Wenn auch sie trotzdem für die Gattenwahl sich ganz überwiegend mit ihrem Gegensatz, mit den ihrem „Herzens“-bedürfnis eigentlich fremdartigen Dysthymen verbinden, so läßt sich das nur aus dem Walten eines echten Instinkts erklären, d. h. aus dem zwingenden Antriebenssein zu einem Verhalten, das objektiv höchst zweckmäßig ist, ohne in dieser Zweckmäßigkeit subjektiv durchschaut zu werden. Dieser gam-affine Instinkt dient offensichtlich der günstigsten Zusammenfügung zur Fortpflanzung und Vererbung, der „Gattung“ im Vollsinn des Wortes. Durch Kreuzung der Gegensatztypen wird 1. negativ die Gefahr konvergenter Belastung mit gleichen Defekten oder Nachteilen aus zwei Ahnenreihen her vermindert, 2. positiv die Vielseitigkeit, die Fülle der Erbeigenschaften und ihrer Kombinationsmöglichkeiten und damit die Anpassungselastizität gesteigert. Fraglos könnten Synthyme in der Ehe mit Synthymen oft ein gewisseres psychologisches Verstehen, eine vollkommener Harmonie, mehr „Glück“ finden. Wenn trotzdem ihr Instinkt sie veranlaßt, nicht dies voranzustellen, sondern das generativ Zweckmäßige, das vielleicht mit ausgesprochenen psychischen Opfern erkaufte wird, so offenbart dies unzweideutig, daß gerade die „Natur“ der Gattenwahl nicht die höchste Glücksumme, sondern die beste Fortpflanzungschance als Ziel gesetzt hat.

Ob sich die holotrope Kontrastaffinität als gamaffine Macht auch auf die Rassigkeit erstreckt, ist noch ungeklärt — wie die ganze Frage, ob es zwischen sehr verschiedenartigen Rassen, z. B. Nordischen und Negeren, ein elementar diffuses Verhalten gibt, das sich auf die rassische Gesamterscheinung bezieht, oder ob es das elementar gar nicht gibt und es faktisch durch soziale „Vorurteile“ (Nordamerika!) gezüchtet ist. Es könnte sein, daß die oft beobachtete Anziehung zwischen rasseverschiedenen Individuen einer monotropen Affinität folgt (Blond zu Schwarz, Blau zu Braun, Rosig zu Brünett usw.). Es ist aber auch möglich, daß bei Rassengemenge oder -berührung einfach die konstitutionelle Gamaffinität nach dem holotropen Kontrastgesetz, also Synthyme mit Dysthymen, waltet und rassische Hemmungen überwältigt. Die natürliche Rassenabneigung wird jedenfalls heute unterm Einfluß von künstlich rassendiffugen Doktrinen außerordentlich überschätzt. Wieweit sie im einzelnen etwa schon bei Haustieren vorhanden

ist (z. B. bei Hunden), darüber fehlen wirklich zuverlässige Beobachtungen.

So gut wie ununtersucht ist auch das große Feld der Freundschaft. Selbst bei sexaffinen Einmischungen (Urninge und Tribaden) scheidet ja trotz aller gleichgeschlechtlichen Leidenschaft der gamaffine Faktor (Fortpflanzungsinstinkt) aus. Es wäre erwünscht, gerade an homosexuellen Freundschaften sowie an (ja oft erotisch getönten) „zärtlichen“ oder „schwärmerischen“ Jugendfreundschaften zu ermitteln, ob in ihnen mehr kontrastierende oder mehr übereinstimmende Partner sich zusammenfinden. Wir vermuten das letztere. Als sicher läßt sich aussprechen: je mehr eine Freundschaft erotisiert ist, desto eher spielen monotrope Affinitäten in ihr eine Rolle (Wohlgefallen an Haarfarbe, Augen, Händen, Brust usw.); je asexueller sie ist, desto mehr gehorcht sie der holotropen Anziehung (Sympathie für die Gesamtpersönlichkeit).

Die flüchtigen Vereinigungen („Kurzgemeinschaften“), wie Bekanntschaften, Flirte, „Verkehr“ — sind so oft durch Zufälligkeiten, Zweckmäßigkeiten, Nutzesichtspunkte u. dgl. mitbestimmt, daß ein Naturgesetz in ihnen schwerlich als waltend angenommen werden kann. Sofern es doch mitwaltet, dürfte die Übereinstimmung vorwalten. Im Bereich der vorwiegenden Sexaffinität, namentlich eben der flüchtigen (einmalige geschlechtliche Partnerwahl) spielen monotrope Anziehungen eine ungewöhnlich große Rolle; was hier „sein (oder ihr) Typ“ heißt, ist zumeist gerade kein echter „Typ“, keine Totalerscheinung, sondern ein Zug oder eine kleine Zahl von Zügen, wie etwa große gebogene Nase oder wulstige Lippen oder rotes Haar usw. Die Halbwelt nutzt diese sexaffinen Monotropismen seit alters durch ihre Herrichtungs- „künste“ aus (z. B. durch künstliche Blond- oder Rotfärbung des Haares, Fettbusigkeit oder extreme Magerkeit u. a. m.). Überdies gilt hier das Lebensaltersgesetz der Affinität (siehe S. 81).

Affine Ermattung: der erotrope Pendelschlag. Jede noch so elementare Anziehungskraft kann der Ermattung verfallen; rein psychologisch gesehen, heißt diese Ermattung Überdruß, der Typus der durch Nähe trennenden mitseelischen Kräfte. Überdruß darf nicht verwechselt werden mit „Enttäuschung“. Enttäuschung ist eine seelische Reaktion auf bestimmte Erfahrungen, die einer Erwartung nicht entsprechen. Überdruß jedoch ist eine seelische Reaktion auf eine Beziehung der Nähe, der Verbundenheit, des Genusses schlechthin, ohne daß etwas Enttäuschendes von der anderen Seite vorliegen muß. Er ist die typische Ermattungserscheinung der lustvollen Emotionen, ob es einfachste sinnliche Gefühle (Wohlgeschmack, Duft, Leuchten, Klingen, Wärme usw.) oder Zuneigungsgefühle sein mögen. Wir wählen das Wort „Ermattung“ und nicht „Ermüdung“, weil es dahingestellt bleiben soll, ob dem tat-

sächlichen seelischen Erlahmen, welches den Überdruß ausmacht, eine echte physiologische Ermüdung, nämlich ein bestimmter Grad von energetischem Stoffabbau unter Entstehung von Giftspuren (Keno-toxinen?) zugrunde liegt. Der Umschwung aus der positiven in die negative Gefühlslage, aus Lust in Unlust, kann sicher auch ohne einen physiologischen Ermüdungszustand als ein Reaktionswechsel schlechthin erfolgen.

Jede Art Nähe kann Überdruß erregen. Besonders regelmäßig wird die Sexualnähe davon ergriffen. Es ist hier namentlich die männliche sexuelle Stillung, auf deren Höhepunkt der vorher leidenschaftliche Besitzwille in Abstandsverlangen umschlägt. Bei tierischen Männchen drückt sich das im eigenen Davonlaufen oder im Davonjagen des Weibchens, manchmal unter Mißhandlungen, aus. Sinnlich ist beim Menschen besonders der sofortige Widerwille gegen den vorher gierig gesuchten und genossenen Sexualgeruch charakteristisch. Vor dem, was im Stadium der verliebten Wünsche (Libido) anlockend wirkte, tritt nun Abneigung bis zum Ekel auf. Die Enttäuschung des (namentlich des ungestillt gebliebenen) Weibes darüber, daß der ejakulierte männliche Partner nicht einmal mehr zu einem Kuß sich aufraffen kann, sondern sich brutal abkehrt, ist oft der Ausgangspunkt erster Liebeszerrüttungen. Alle „monotropen“ Zärtlichkeiten, bis zu ihren perversen Arten und Graden hin, verfallen oft ganz unvermittelt dem Widerwillen (Kußformen, fetischistische Liebkosungen) nach eben noch leidenschaftlichem Begehren.

Das Phänomen erinnert an den „kollektiven Puls“ (siehe S. 27), greift aber weiter: der Pulsschlag zeigt nur die Welle und ihr Abebben, hier jedoch schlägt die zweite Phase bis zum Gegensatz der ersten aus, es ist das Bild des Pendelschlags, das sich uns darbietet. Wohl alle erotischen Erregungen verlaufen gelegentlich einmal oder überhaupt in solchem Pendelschlag; positiver und negativer Erotropismus, Verlangen und Abkehr, Zugriff und Flucht lösen einander ab.

Ähnliches vollzieht sich aber auch im Bereich der einfachen Wertschätzung von Eigenschaften überhaupt: Fröhlichkeit, Gesprächigkeit, Gescheitheit, Regsamkeit, ebenso aber auch Ruhe, Gelassenheit, Überlegenheit können jetzt beglücken und nach einer Weile „auf die Nerven gehen“. Es ist möglich, daß für die Dynamik des Überdrusses zeitliche Schwingungsregeln bestehen, die noch nicht aufgedeckt sind. Die Tatsache als solche ist fürs praktische Miteinanderleben von größter Bedeutung. Konflikte und Enttäuschungen haben oft ihren Ursprung darin, daß uns mitmenschliche Eigenschaften unerträglich werden, die wir einst anziehend gefunden haben; die Selbstbeherrschung und Selbsterziehung findet im duldsamen Ertragenlernen der Überdrußphasen ein weites Feld; viele äußerliche Gepflogenheiten der persönlichen Lebens-

einteilung haben in diesem Wechsel von affiner Frische und Ermattung ihre Quelle.

Die soziale Figuration. Die Herstellung der Ein-, Zwei-, Drei- und Vielfigur (siehe S. 65) kann zwar aus allen möglichen Antrieben erfolgen; außerdem aber finden wir seelische Kräfte wirksam (bald allein, bald in Verbindung mit anderen), die spezifisch figurierend sind, also auf nichts als die Absonderung (von jedem), die Zwiesgesellung, die Dreiung, die Massenhaftigkeit ausgehen. Der „Herdentrieb“ ist bekannt, wenn auch als erklärender Faktor oft mißbraucht; er spielt schon im Tierreich eine (wechselnde) Rolle, jeder Mensch kennt Stunden, da er nichts als in der Masse aufgehen oder untertauchen möchte. Wir lassen ihm zweckmäßig den eingeführten Namen. Ihm gegenüber steht der Isolierungstrieb, der unbezwingliche Wunsch, allein gelassen zu werden; jeder erfährt ihn gelegentlich, aber in Vorherrschaft zeigt doch diese beiden Triebe je eine bestimmte Menschensorte, deren eine sich eigentlich nur in der Masse, deren entgegengesetzte sich eigentlich nur einsam wohl fühlt — oder jedenfalls (denn das Wohlgefühl ist für das Walten von Trieben nicht entscheidend) dort zur Einherdung, hier zur Einsamkeit drängt. Namentlich viele Einsamkeitssüchtigen sind in der Einsamkeit keineswegs „glücklich“, oft schwermütig, vergrübelt, selbstquälerisch, aber trotzdem ertragen sie das Beieinandersein mit anderen einfach nicht. Eher trifft es auf viele Herdennaturen zu, daß es ihnen nur in der Masse wohl ist, sie einsam nichts mit sich anzufangen wissen, sich tödlich langweilen, bedrückt fühlen, Grillen fangen usw.

Zwischen Herdentrieb und Isolierungstrieb stehen als ebenfalls spezifisch figurierende Antriebskraftformen der Zweigungs- und der Dreiungstrieb. Leider können wir jenen nicht als „Paarungstrieb“ bezeichnen, weil dieses Wort für den ausschließlich sexuellen Zweigungstrieb vergeben ist; der Paarungstrieb ist jedenfalls die häufigste und stärkste Art von Zweigungstrieb. Bei seinem Walten wird Anwesenheit, Hinzutritt oder Einmischung eines Dritten besonders störend empfunden, verhütet, abgewehrt, oft mit rücksichtsloser Gewalt. Es gibt sexualpathologische Triebhaftigkeiten der Dreiung bei der Paarung; dahin zählen die aktiven und namentlich passiven „Voyeurs“, die durch Anwesenheit bei einem Sexualakt anderer selber erregt werden oder durch deren Anwesenheit erst die beiden sich Paarenden vollgültig erregt werden. (Hebbels „Gyges“ streift das Problem.)

Auch außerhalb der Sexualsphäre gibt es ausgesprochen auf Zweigung bedachte Naturelle. Die Freundschaft (ohne erotischen Beigeschmack) ist ihre bevorzugte Mitlebensform; ebenso die Freundschaftsvarianten, wie sie in den Lebensgemeinschaften der Kameradschaft, Mitarbeiterschaft, in zahlreichen eigentümlichen Verhältnissen von Herr und Diener (Knecht, Sekretär, Assistent), Vorgesetztem und Unter-

gebenem, Kompagnon, Hilfskraft, Leidendem und Pfleger, Arzt und Patient, Beichtvater und Beichtkind u. a. zutage treten (gemeint ist: über das zwangsläufige Zweigungsverhältnis hinaus, das sich zunächst aus der bloßen Situation des Beichtens, Konsultierens, Diktierens usw. ergibt). Gewöhnung an zwangsläufige Zweigung kann einen ausgesprochen dauernden Zweigungstrieb züchten; das ist oft bei kinderlosen Ehepaaren zu beobachten, die (trotz ursprünglich anders gerichtetem Wunsch) sich so an das „Nur-zu-Zweien-sein“ gewöhnen, daß sie auch im übrigen Leben diese Mitlebensfigur als die ihnen gemäße suchen. „Dreifältige Zweigung“ findet sich wiederum gern im Zweikindersystem: inniger Anschluß beider Eltern aneinander, je eines Elter an je ein Kind (besonders oft: Vater mit Tochter, Mutter mit Sohn) und der beiden Geschwister untereinander. Die Vierfigur gliedert sich hier in eine Dreimalzweifigur.

Bei der Dreieung ist besonders charakteristisch die Teilung der Menschen in solche, die sie bevorzugen, aufsuchen, herstellen, und solche, die sie meiden, fliehen, sprengen. Der Dreieungstrieb ist ein klassisches Charakteristikum der Timiden: sie, die in der Zweigung scheu, verschlossen, unsicher, schwächlich sind, gehen aus sich heraus, werden selbstbewußter, ja übermütig und angriffslustig, sobald ein Dritter die Zweigung aufhebt. In der jugendlichen Erotik (also in der „episodischen Timidität“, Situationstimidität) ist dies besonders regelmäßig zu beobachten: der keck Flirtende (oder Kokettierende) wird „blöde“, sowie er sich mit dem erotischen Partner alleingelassen sieht. Die Dreieungsnaturelle empfangen auch geistige Anstachelung erst und vorzugsweise in dieser Figuration, sie lassen dann ihr Licht leuchten, werden witzig, geistreich, plaudern blendend, „geben sich aus“. Der Wunsch nach einem Zeugen bei einer Unterredung entspringt oft nicht dem Gedanken an künftiges Zeugnis, sondern dem gegenwärtigen Bedürfnis, zu Dreien zu sein, um mehr aus sich herauszugehen, forscher aufzutreten, entschiedenere Forderungen zu stellen. „Herrennaturen“, selbstbewußte, „valide“ Menschen dagegen finden ihre Rechnung mehr in der Zweigung, in der sie ihrer Überlegenheit sicher sind. Die Synthymen (Mitlebigen, siehe S.78), zeigen besonders gern den Dreieungstrieb; es wirkt dazu in ihnen wohl das vielseitige Bedürfnis, sich auszugeben, sich zu verschwenden — sie sind daher oft ausgesprochene Herdennaturen und fast nie isolierungsbedürftig, ja meist isolierungsflüchtig (autophob). Umgekehrt treibt es die Dysthymen vorzugsweise in die Ein- und Zweifiguration.

Dies bewährt sich auch im Intellektsgebiet. Es gibt streng einsame Denker, die nur mit sich selber geistig zurechtkommen; andere, welche im Gegenteil Aussprache, Widerspruch, Kritik oder Zustimmung, Bewunderung schon während des Denkprozesses brauchen, um voran-

zukommen (W. Ostwalds „romantischer Forschertypus“); es gibt Dichter, die fortwährend aus dem entstehenden Manuskript vorlesen müssen, Maler, die Atelierbesuche lieben — und umgekehrt; dabei sind die einen wieder auf (massenhaftes) „Publikum“ schlechthin bedacht, andere auf nur eine „vertraute Seele“. „Tres faciunt collegium“, diese Sentenz stellt für die Debatte, Beratung und ähnliches die Dreifigur als Optimum oder Minimum hin (vielleicht intuitiv im Hinblick auf das häufige timide „Nichtaufkommen“ bei nur Zweien).

Eine höchst eigentümliche völkerpsychologische Tatsache ist die Vorherrschaft der Dreifiguration in vielen Mysterien und Magien bis in die Gottheitsvorstellungen der Weltreligionen hinein. Vielfach wird dabei sublimiert das generative Dreieungsverhältnis sichtbar oder ahnbar: Vater, Mutter, Erzeugter, Geschlechterspannung und Generationenspannung, die dreifigurale Doppelspannung des einfachsten Familientatbestandes, der sich eben aus den Genera und Generationen herstellt (siehe S. 99 ff.). Doch muß man sich vor gewaltsamen Reduktionen und Interpretationen hierbei hüten. Jedenfalls dürfen so frappante transzendente Dreifigurationen, wie (außer der Trinität) Gott — Teufel — Sünder, oder: Gottvater — Gottessohn — Mutter Gottes (die eigentliche kultische und Gebetstrias im Katholizismus) oder Brahma, Wischnu und Schiwa nicht künstlich auf generative Urschemen zurückgepreßt werden. Andere große Glaubenssysteme, wie der Parsismus, haben die ausgesprochene Zweieung (Licht und Finsternis, Gut und Böse).

Kräfteumlagerung. Jedes mitseelische Kräftewalten ist der innerseelischen Verlegung fähig. Es kann eine Anziehung, die anfangs auf klaren Vorstellungen beruht, mit der Zeit gefühlsmäßig, triebhaft, im Grunde inhaltlos, dumpf werden; umgekehrt verwandelt sich anfänglich rein triebmäßige Affinität oft in ein Zueinanderhalten, eine Zusammengehörigkeit aus klarem Bewußtsein der Vorzüge des Mitgeschöpfes. Anfänglich so gut wie ausschließliches Bedürfnis, sich mitzuteilen, kann dem Drang weichen, für den andern zu handeln — und umgekehrt. Ursprünglich rein sexuelle Hingabe tritt allmählich zurück hinter gemütlichem Sich-Verstehen und Sich-Brauchen; aber ebensooft drängen sich in anfangs geistige Beziehungen zwischen geschlechtsverschiedenen Partnern häufig immer stärker sinnliche ein und schließlich vor. Dem Interesse entsprungene Verbindungen können einen ausgesprochen „herzlichen Charakter“ annehmen usw.

Diese Verwandlung, richtiger Verlagerung der An- und Beziehungen (und auch der Abstößungen) in eine andere Seelensphäre wird keineswegs nur Einzelereignissen verdankt, die eine solche „Wendung“ herbeiführen. Das kann natürlich auch vorkommen. Aber es besteht außerdem eine durchgängige spontane Tendenz der mitseelischen

Kräfte, sich allmählich zu verlagern. Es gehört zu den Seltenheiten, vielleicht kommt es nie vor, daß menschenverbindende Kräfte dauernd die gleichen bleiben; und es ist nicht bloß Verstärkung oder Abschwächung, wovon sie betroffen werden, Intensitätswandel, sondern auch Qualitätswandel, der das Überwandern in eine andere seelische Sphäre (aus der Vorstellungs- in die Gemüts-, aus der Willens- in die Denksphäre usw.) mit einschließt. Diese Tendenz kann schreitend oder schwingend sein, d. h. es kann eine fortschreitende, zum Früheren nie zurückkehrende Wandlung oder ein Hin und Her zwischen zwei (oder mehreren) Kräftevorherrschaften stattfinden; etwa kann eine Ehe sich von vorherrschender Sinnlichkeit zu überwiegender Herzlichkeit entwickeln, oder Phasen des einen wechseln mit Phasen des anderen. Ein Staatsphilosoph kann sich (nicht zufällig oder aus äußerlicher Gelegenheit, sondern aus innerem Antrieb) zum praktischen Staatsmann umbilden, aber es kann (Disraeli!) das Bedürfnis nach realer Kraftbetätigung mit dem nach imaginärer (politische Dichtungen) abwechseln. Im zweiten Falle liegt wohl ein Phasenwechsel aus Ermattung vor, im ersten eine Phasenfolge durch Ausschöpfung. Eine Liebe schöpft sich etwa zunächst sinnlich aus („Honigmonde“), dann durchläuft sie das Stadium der Herzlichkeit (Gemütsverbundenheit), liegt auch das hinter ihr, so mag sie sich noch rein geistig oder pflichtmäßig (intellektuell oder charakterlich) bewahren und bewähren.

Auf diesen Grundtatsachen beruht ein großer Teil alles sozialen Gestaltswandels. Und dieser wiederum bildet die Grundlage für den historischen Gestaltwandel der vielgenannten „Heterogonie der Zwecke“, die wissenschaftlich besser eine Heterogonie der Zweckwirkungen hieße (28). Keine scheinbar noch so festgegründete Gesinnung bleibt dieselbe, die sie einmal war. Jede wandelt sich, und in diesem Wandel spielt nicht nur Zu- oder Abnahme (etwa: des Patriotismus, der „Erbfeindschaft“, des Familiensinns, der Gläubigkeit usw.), sondern ebenso Verlagerung der gesinnungstragenden sozialpsychischen Kräfte eine entscheidende Rolle. Auch anscheinend sehr konservative Institutionen (wie die katholische Kirche, das englische Parlament, jeder Adel) werden heute durch wesentlich andere Seelenkräfte zusammengehalten als vor hundert oder dreihundert Jahren. Das „proletarische Klassenbewußtsein“ zeigt heute eine ganz andere Struktur, als vor 75 Jahren, da Marx und Lassalle es erweckten, sozusagen erzeugten; damals dumpftriebhaft, fast rein elendsemotional, ist es nun entweder willensfest (Rußland) oder fast theoretisch-gedanklich (Deutschland) geworden. Diese „Heterogonien“ wachsen jeder Führung über den Kopf, wenn sie sich nicht mit ihnen abfindet.

Transversion heißt die Kräfteverlagerung, wenn sie bis zur Unkenntlichkeit der Kontinuität geht, so daß der Zusammenhang einer

späteren Phase mit einer früheren aus dem Bewußtsein, ja aus der Wahrnehmbarkeit entschwindet, nur auf künstlichen Umwegen aufgedeckt werden kann. Auf die verschwenderische Annahme solcher entwußten Transversionen mitseelischer Triebkräfte (und ihre methodische Entlarvung z. B. als Libido!) gründet sich die psychoanalytische Theorie. Ebenso begegnen wir in manchen Spieltheorien, z. B. derjenigen von St. Hall (29) der Annahme, daß im kindlichen (oder auch noch erwachsenen) Spielen unbewußte Triebe auf eine unkenntliche Art abreagiert werden: manche Spiele sind Mordtransversionen, andere Notzuchtstransversionen, ähnlich wie in der Psychoanalyse die Träume, Witze, Fehlleistungen, die Neurosen es sind. Empirisch ist nur gesichert, daß bei allen Verlagerungen von mitseelisch wirksamen Kräften echte Verdrängungen vorkommen, d. h. nicht die gewöhnlichen gedächtnismäßigen Verblässungen des einst wirksam Gewesenen, sondern willkürliche bis krampfhaft abdrängungen von der Erinnerung (vom „Daran-denken“) bis zur Verleugnung vor sich selber. Dieser Vorgang kann oft nur bewältigt werden durch Schleierreakte und Schleierakte in der Beziehung zu dem Mitgeschöpf, dem gegenüber sich die Beziehung geändert hat (erzwungene Kälte anstatt einstiger Wärme; Frigidität betrogener Frauen, Verschlossenheit nach enttäuschter oder abgeklungener Vertrauensseligkeit, Zugeknöpftheit nach verletzter Freimut u. dgl.). Der Beziehungswandel in der Geschlechterliebe ist wohl der Hauptschauplatz solcher Transvertierungen, aber auch das Verhältnis der Unterordnung (im Amt, sozial, wirtschaftliche Abhängigkeit) bietet dafür zahllose Ausgangspunkte; das „Theater“ des höfischen, politischen, gesellschaftlichen Lebens rührt großenteils davon her.

Der lebensalterlich zunehmende Monotropismus, die Dissoziierung der Seelenteile, tritt auch an den Transversionen zutage. Jugendliche sind miteinander (manchmal überlange) „böse“, obwohl sie sich lieben; Erwachsene sind zueinander liebenswürdig, obwohl sie sich hassen. Sie trennen immer sicherer das sachlich Notwendige (Zusammenarbeit, gesellschaftliche Beziehung) vom seelisch Elementaren (Antipathie, Groll, umgekehrt auch von Sympathie, Liebe); der Jugendliche in seiner viel ungeteilten Ich-Totalität, bringt diese Scheidung noch nicht fertig und läßt seine seelische Verwundung sich in allen Richtungen austoben. Auch die Geschlechterverschiedenheit tritt wieder (wie S. 81) zutage. Beim noch so diplomatisch sich verstellenden Weibe ist das Hindurchschimmern des unter einem dünnen Schleier vibrierenden echten Gefühls viel deutlicher, muß daher der wirklich maskierende Schleier viel massiver aufgetragen werden, pflegen die Durchbrüche des Verdrängten viel eruptiver zu sein als beim Manne; allerdings entladen sie sich oft (dank der gewaltsameren Transvertierung) unkenntlicher, „hysterischer“. Die sehr verschiedenartige Transversion der Flitterwochenseelenlage bei

Mann und Weib gibt oft den Hauptgrund für das immer dissonantere Unglücklichwerden von Ehen ab. Einerseits schwächt sich die erotische Ansprechbarkeit des Mannes nach dem Gesetz der Ermattung, des Überdrusses rascher ab als die des Weibes: diese ist oft noch im Anstieg, drängt überhaupt erst der rechten Entfaltung zu, während jene schon deutlich nachläßt. Umgekehrt kann jene männliche „schwingend“ wieder aufleben, während die enttäuschte weibliche sich auf die in-zwischen geborenen Kinder sublimiert (= transvertiert) hat und von da keiner Rückwendung fähig ist. Später kann (an der Schwelle des Klimakteriums, Anfang der Vierzig) die Rückschwingung beim Weibe sich einstellen und bis zur erotischen Aufdringlichkeit gehen, während der Mann seine Beziehung völlig in Herzlichkeit transvertiert hat und erotisch nur noch für fremde und jüngere „Appelle“ ansprechbar ist. Über die bloße Sexualpsychologie hinaus ist für die „Konjugalpsychologie“ (Gattenseelenkunde) dieses Stück Sozialpsychologie von größtem Erkenntniswert.

III. Hauptabschnitt.

Die mitseelischen Gebilde.

(SPs der Formen.)

Auf den mitseelischen Wegen erzeugen die mitseelischen Kräfte flüchtige oder dauerhafte Zusammenfassungen von Geschöpfen zu Gemeinschaften, die ein sehr verschiedenartiges Erscheinungsbild darbieten können. Um in ihren unübersehbaren Formenreichtum Ordnung zu bringen, ist es nötig, die Hauptgestaltungsformen auseinanderzuhalten. Sie gliedern sich unter die sechs Gesichtspunkte der Beteiligtenzahl, des Innigkeitsgrades, der Zeitdauer, des Wirklichkeitsgrades, der Entstehungsweise und des Inhaltes. Unter jedem dieser Gesichtspunkte sind drei Gemeinschaftssorten unterscheidbar.

Formentafel.

I. Extensität oder Umfang der Gemeinschaft: 1. Zwei 2. Drei 3. Viele	II. Intensität oder Festigkeit der Gemeinschaft: 1. Beziehung 2. Verbindung 3. Vereinigung
III. Temporalität oder Zeitdauer der Gemeinschaft: 1. Augenblick 2. Zeitweile 3. Dauer	IV. Existentialität oder Wirklichkeit der Gemeinschaft: 1. Real 2. Virtuell 3. Imaginär
V. Modalität oder Zustandekommen der Gemeinschaft: 1. Zufall 2. Zwang 3. Absicht	VI. Qualität oder Inhalt der Gemeinschaft: 1. Trieb 2. Zweck 3. Sinn

Mit anderen Worten: Auf den Umfang hin betrachtet, lassen sich als wesentliche Hauptformen sozialpsychischer Gebilde die Gemeinschaften zu Zweien, zu Dreien, zu Vielen unterscheiden; auf ihren Innigkeitsgrad hin betrachtet, die Hauptstufen der Beziehung, der Verknüpfung, der Bindung; auf ihre Zeitdauer hin betrachtet, Gemeinschaften für den

Augenblick, für Zeitweiligkeit, für die Dauer; auf ihre Wirklichkeit hin betrachtet, reale, virtuelle und imaginäre Gemeinschaften; auf ihr Zustandekommen hin betrachtet, Gemeinschaften durch Zufall, durch Zwang, aus Absicht; auf ihren Inhalt hin betrachtet, Triebgemeinschaften, Zweckgemeinschaften, Sinngemeinschaften.

Beispiele mögen das erläutern.

I. Der Gemeinschaftsumfang kann naturgemäß nicht die „Einfigur“ enthalten, denn sie ist ja die Nichtgemeinschaft, das Individualgebilde. Jede Figur von mehr als drei Personen, das wurde schon früher ausgeführt (siehe S. 66), ist entweder eine kombinierte Zwei- und Drei- oder eine multiple Zweifigur oder eine Vielfigur. Schon „vier“ sind entweder zwei mal zwei oder drei und einer oder aber „mehr als drei“, wie fünf, sechs, sieben usw. auch. Freilich zeigen im Durchschnitt die Umfänge wenig über drei die Zerlegungstendenz in eins, zwei und drei; was eine „Menge“ kennzeichnet, davon wird später die Rede sein. (S. 103). Die Einfigur ist überhaupt nie und nirgends ein ursprünglicher Tatbestand; sie ist stets aus einer Mehrfigur herausgelöst, zumeist „herausmodelliert“.

Die starke sozialpsychische Erheblichkeit der Extensitätsformen in den Gemeinschaftstatbeständen ist früher (S. 85) schon dargetan. Die Tendenz zu oder Dominanz von bestimmten Extensitäten (Zweigruppierungen) ist daher ein ganz wesentlicher Gesichtspunkt der sozialpsychologischen Erkenntnis, der nie außer acht gelassen werden soll.

II. Die Gemeinschaftsfestigkeit bedeutet nicht eine zeitliche (temporale) Eigenschaft, wenn auch in manchen alltagssprachlichen Wendungen der Begriff „fest“ (ein „festes Band“, „festes Verhältnis“ u. dgl.) so gebraucht wird. Im eigentlichen Sinne bezeichnet „fest“ immer das eng Zusammenhängende, das aber (schon rein physikalisch) augenblicks, wenn auch nur mit erheblicher Gewalt, getrennt werden kann. Dies gilt auch für unseren Begriff der Festigkeit. (Man könnte daran denken, ihn durch „Innigkeit“ zu ersetzen, doch ist diese Bezeichnung noch stärker mit einem Nebensinn, dem des spontan Anhänglichen, Gemütswarmen, Liebreichen besetzt). Der sinngemäße Gegensatz zu diesem „fest“ ist „locker“, „lose“.

Die losesten Gemeinschaftsformen werden durch die bloße „Beziehung“ dargestellt. Sie kann z. B. ausschließlich in der räumlichen Nähe (oder Annäherung) bestehen; eine grundlegende solche loseste Beziehung ist etwa die Begegnung, die häufigste und loseste Zweierbeziehung, die wir kennen (dieser Ausdruck „Zweierbeziehung“ charakterisiert die Begegnung also extensiv und intensiv, unterm Gesichtspunkt I und II unserer Formentafel). Die Zahl der bloßen Begegnungen eines Großstadtmenschen während seines Lebens geht hoch in die Millionen. Davon ist die Mehrzahl psychologisch indifferent. Jede iso-

lierte Begegnung ist aber psychologisch höchst relevant, so gut wie niemals gleichgültig. Das gilt schon für Tiere. Zwei Tiere derselben Art (und auch viele Tiere verschiedener Arten, ja Gattungen, ja Stämme), die sich zu Zweien begegnen, machen sich höchst interessiert miteinander zu schaffen, greifen sich an, erschrecken, verfolgen sich, stutzen, betrachten, behorchen, beriechen sich usw. Jede einsame Menschenbegegnung stiftet für den Augenblick eine Beziehung, die bis zur Vernichtung eines der Begegner führen kann: bei allen „wilden“ Völkern kann es lebensgefährlich sein, unvermutet einem Mitgliede zu begegnen. Die Völkerpsychologie kennt die mannigfachsten Rituale zu Regelung unerwarteter Begegnungen bei den Primitiven und Halbkultivierten. Auch der einfache Mensch höherer Völker fordert und leistet bei Begegnungen mit „Wildfremden“ mindestens einen Gruß, womöglich das Wechseln einer Frage und Antwort, Austausch eines Wunsches (in Tirol: „Zeit lass'n!“) oder dergleichen. Oft veranlaßt uns eine plötzliche Begegnung in der Einsamkeit zu spontanen, sachlich vielleicht unnötigen Fragen (nach der Zeit, dem Weg, der Entfernung, dem Wetter). In der Kriminalpsychologie spielt die Auslösung eines verbrecherischen Impulses durch plötzliche Begegnung eine erhebliche Rolle. Timide Naturelle werden durch ganz fremde Begegnungen in Verlegenheit gebracht; Depressive und Paranoide können jeder Begegnung ausweichen oder von jeder wahrhaft erregt werden.

Begegnung führt oft zu einer „Anknüpfung“. Namentlich wiederholte Begegnungen an immer derselben Stelle, einsame Begegnungen und ähnliche drängen zur Anknüpfung. Damit ist der Übergang zum zweiten Festigkeitsgrad gegeben. Eine „Verbindung“ ist es schon, wenn aus der Begegnung dank der Anknüpfung etwa eine Begleitung wird. Wir wissen, wie alltäglich das vorkommt, und alltäglich ist auch die Verfestigung dieses Grades zur höchsten Intensität, der Vereinigung, etwa der geschlechtlichen, oder der verbrecherischen (Komplott), oder der geselligen (Volksfeste). An der geschlechtlichen Vereinigung (der Paarung) sieht man, wie die Intensität nichts mit der Temporalität, die Innigkeit nichts mit der Dauer zu tun hat; denn es ist die innigste Vereinigung, die es gibt, und doch kann sie ganz kurzdauernd, eine, temporal betrachtet, reine Augenblicksgemeinschaft sein.

III. Die Gemeinschaftszeitlichkeit ist also eine Sache für sich. An Intensität so verschiedene Tatbestände wie die Begegnung und die Paarung können doch temporal gleicherweise zu den sozialpsychischen Augenblicksformen gehören. Zu ihnen zählen auch Vielfigurationen, wie die Menge (siehe S. 103), z. B. die durcheinanderflutende Menschenmenge eines großstädtischen verkehrsreichen Platzes, die aus zahllosen Augenblicksanwesenheiten und -begegnungen sich zusammensetzt. Hingegen ist die Zuschauermenge bei einer Zirkusvorstellung,

einem sportlichen Ereignis, einem Staatsbegräbnis, extensiv eine Vielerform, intensiv durch den gemeinsamen Schauzweck verbunden, temporal schon eine zeitweilige Gemeinschaft (wir bilden für „Phase“, das noch einen Nebensinn — Zeitabschnitt eines zusammenhängenden Ganzen — birgt, das durchaus zweckmäßige Wort „Zeitweile“). Die Zeitweile schließt stets das Bewußtsein und den Tatbestand ihrer Begrenzung, ihres abzusehenden Endes ein. Dies fehlt der „Dauer“: Dauer muß nicht tatsächlich bedeuten, daß eine Beziehung „ewig“, z. B. lebenslänglich währt, aber wo von Dauer die Rede ist, wird jedenfalls an keine Beendigung gedacht. In diesem Sinne ist das Zirkuspersonal, der Sportverein, dem die zeitweilige Gemeinschaft der Besucher zuschaut, eine Dauergemeinschaft. Deren ausgeprägteste Formen sind natürlich die der Absicht nach auf Lebensdauer vollzogenen Verbindungen, wie die Ehe, berufliche „Lebensstellungen“ (Ämter, Firmen), obwohl es selbst da faktische Trennungen gibt. Die weitaus meisten tierischen Familien sind zeitweilige, die meisten menschlichen (auch primitiven) dauernde Gemeinschaften; bei manchen Tieren ist die Ehe eine Dauergemeinschaft, die Familie aber auf Zeitweile begrenzt, denn mit dem Geschlechtsreifwerden der Jungen findet deren endgültige Trennung auf Nimmerwiederkehr von den Alten statt. In manchen primitiven Formen der Menschenfamilie liegt es umgekehrt, der Familienzusammenhang (manchmal über drei und mehr Generationen, sogar bis ins Fiktive — Tierahnen! — hinein) ist von strengster Dauer, die eheliche Verbindung oder mindestens in ihr die geschlechtliche Vereinigung eine zeitweilige (Gruppenehe).

IV. Gerade an diesem Familienbeispiel weist sich auch sehr eindrucksvoll die existentielle Stufung des Gemeinschaftslebens aus. Die Ehe ist höchst real, die Verwandtenbeziehung vielfach virtuell (wir kennen manche Anverwandten gar nicht, respektieren oder verehren sie aber als „Angehörige“; am mächtigsten ist diese familiäre Virtualgemeinschaft im Adel, wo sie zeitweilig — durch „Familientage“ etwa — realisiert wird), die Ahnenverehrung (Tierahnen, Heroen, Halbgötter) nicht selten geradezu imaginär. Es ist zu beachten, daß die Grade der Existentialität sich nicht etwa mit denen der Intensität decken; dies trifft nur gelegentlich zu. Eine Paarung z. B. ist freilich meist eine Vereinigung von stärkster Realität; aber selbst in diesem Falle gibt es imaginäre Phänomene („Himmelshochzeit“, mystische Vereinigungen), die Masturbation pendelt vielfältig zwischen virtuellen und imaginären Geschlechtspartnern hin und her, d. h. bekannten, die in der Vorstellung „genommen“ werden, und völlig erdachten Figuren, die ein erotisches Ideal verkörpern. Umgekehrt kann eine höchst reale Gemeinschaft eine bloße, sehr dünne Beziehung sein, z. B. die eingepreßter Nachbarn in einer gestauten Menge, die nur in der räumlichen Nähe

oder im Hin und Her von Gelegenheitsbemerkungen besteht. In der Religion bildet der Unterschied, ob einer an Gottes Realität nicht zweifelt, sondern sie als gegeben hinnimmt (oder erlebt), oder ob einer nur an Gott glaubt, weil ihm das ein Gemütsbedürfnis oder ein logisches oder ethisches Postulat bedeutet, die Gottesvorstellung also zur Imagination wird, seit jeher die Trennung zwischen Orthodoxie und Freigläubigkeit, zwischen „lebendiger“ und „abstrakter“ Gottesauffassung, zwischen „Anbetung“ und „Verehrung“. Im übrigen ist über die existentiellen Gemeinschaftsformen schon früher (S. 76 ff.) ausreichendes gesagt worden.

V. Der Modus der Gemeinschaftswerdung zeigt die Hauptmöglichkeiten von Zufall, Zwang und Absicht. Zufallsgemeinschaften können recht enge Verbindungen werden, ohne daß Absicht jemals ersichtlich ins Spiel tritt; man denke an Tischgemeinschaften, die der Zufall stiftet und zusammenhält. Die Macht der Gewohnheit bildet dabei keinen Faktor für sich; Gewöhnung löst sich entweder in Zufall oder in Absicht oder in Zwang auf, sie kann aus einem der drei oder allen möglichen Gemischen davon hervorgehen. In der Ehe z. B. ist sie ein Gemisch aus Zwang und Absicht; beim Militär aus Zufall und Zwang; bei der Tischrunde oft aus Zufall und (allmählich sich hinzugesellender) Absicht. Man kann Tausende von Beispielen durchmustern und wird finden, daß es eine andere Modalität der Gemeinschaftsentstehung als Zufall, Zwang oder Absicht nicht gibt. Auf eine dieser drei Weisen oder durch eine Mischung davon ist jede Gemeinschaft zustande gekommen. Es ist auch keineswegs so, daß Zufall und Zwang primäre Modi wären, denen die Absicht sich erst sekundär zugesellte. Wie oft haben wir die Absicht einer Gemeinschaftsstiftung, suchen wir Liebe, Freundschaft, Spielgesellschaft, und der Zufall muß zu Hilfe kommen oder der Zwang. Namentlich timide Naturelle suchen oft imaginär, und finden schließlich nur unterm Zwang (des Zusammensitzens in der Schulklasse, des Nebeneinanderstehens, -marschierens beim Militär). Daß zum „Zwang“ auch der „Zwang der Not“ gehört, ist selbstverständlich: gemeinsame Gefahr (Rettungsboot) kann Menschen innig verbinden, die einander vorher ganz gleichgültig waren. Die drei Grundmodalitäten spielen daher auch in den Wandel aller übrigen Formstufen oft entscheidend hinein: Wandel der Zweier- zur Vielergemeinschaft, der Beziehung zur Vereinigung, der Virtualität zur Realität, der Augenblicks- zur Dauerverbindung.

VI. Unter der Qualität verstehen wir die Eigenart, welche eine Gemeinschaft durch ihren Inhalt empfängt. Wenn wir der primitivsten Art dieses Inhalts die Bezeichnung „Trieb“ geben, so meinen wir also nicht den Trieb als Absichtsform, als treibende Kraft zur Gemeinschaftsuche, sondern als gefundenen Inhalt: in diesem Sinne bleibt die tierische Ehe

eine ausschließliche Triebgemeinschaft, auch wo sie von noch so beträchtlicher Dauer der Vereinigung ist. Reine Triebgemeinschaften sind viele menschlichen Paarungen, etwa alle mit Freudenmädchen vollzogenen, vom Manne her gesehen; vom Weibe her sind sie reine Zweckvereinigungen. Eine Liebschaft kann als pure Triebgemeinschaft beginnen, kann für das Weib Zweckgemeinschaft (Spekulation auf Heirat, überhaupt Versorgung) werden, aber auch Sinngemeinschaft: Sich-Verstehen auch in seelischer, beruflicher, sozialer, geistiger Hinsicht, während vielleicht die anfänglich vorherrschende Triebstillung als Inhalt des Verhältnisses zurücktritt. Umgekehrt verflachen zahlreiche ursprünglichen Sinngemeinschaften unserer heutigen Jungeneration (z. B. Kameradschaften, indem Liebschaft hinzutritt) zur bloßen Triebstillung als Hauptinhalt, als das sie wesentlich Ausfüllende.

Es bleibt zu begründen, warum wir von „Sinngemeinschaft“ sprechen und nicht statt Sinn lieber Überzeugung, Ideal oder dergleichen sagen. Tatsächlich ist kein Begriff so umfassend für das, worauf es unterscheidend (von Trieb und Zweck) ankommt, wie der des „Sinnes“. Zweck ist ein rein rational gestecktes Einzelziel, um dessentwillen etwas getan, gestiftet, gelassen wird. Überzeugung ist eine rational gegründete Auffassung. Sinn reicht viel tiefer; er bedeutet das zugleich rationale wie irrationale Erfüllt- und Durchdrungensein von der Bedeutung eines Tuns, Angehörens, Sichverhaltens. Eine gute Ehe braucht in vielem keine Überzeugungsgemeinschaft zu sein. Eheleute können verschiedener religiöser, politischer, künstlerischer Überzeugung sein; sie ist auch mehr als eine bloße Zweckgemeinschaft, etwa um Kinder zu erzeugen; ihre universale Bedeutung, etwa auch die einer kinderlosen Mischehe, liegt darin, daß sie trotzdem einen tiefen Sinn hat, der in Dingen wie Lebensverbundenheit, Treue, Duldsamkeit, Opferbereitschaft, Hingabe, nämlich in der Vereinigung alles dessen, sich abspiegelt. Die Freundschaft ist besonders ausgesprochen eine Sinngemeinschaft; Freunde können sehr verschiedener Überzeugung in Einzelfragen sein, was sie aneinander bindet, ist meist eine irrationale Übereinstimmung in der Persönlichkeitshaltung zu Welt und Leben oder das Bedürfnis wechselseitiger Ergänzung, die ihre Zweiheit sinnvoll macht. In diesem „Sinne“ sind Inbegriffe, wie „katholisch“ oder „konservativ“ oder „revolutionär“ oder „deutsch“ echte Sinngemeinschaftsinbegriffe. Eine konservative Partei kann wesentlich eine Zweckgemeinschaft sein, in ihr sind zahlreiche unkonservative Menschen, und zahlreiche echt konservative bleiben außerhalb ihrer, weil ihnen die Parteizwecksetzung überhaupt fremd ist; die katholische Kirche als äußerliche Rechtsinstitution ist eine Zweckgemeinschaft, eine ebensolche das Deutsche Reich, aber der Katholizismus ist ein sinngemeinschaftliches Band, und die deutsche Nation ist eine Gemeinschaft, die in Gefühl, Erinnerung, Überzeugung,

Entschlossenheit, Ahnung, Zielsetzung sich eins weiß — diese Einheit von alledem macht den höchsten Sinn des Deutschseins, das Deutschtum aus. Man könnte durchaus daran denken, die alte Silbe „tum“, die das sinnvoll Wesentliche bezeichnet, zu verselbständigen und von Tumgemeinschaften zu sprechen! — eben als von denen, die durch die tümliche Einheit auf einer Lebenslinie verbunden sind.

Die Gewohnheit findet auch in der Qualitätsreihe keinen selbständigen Platz. Sie ist nur eine Variante der Triebhaftigkeit; Gewohnheit ist einer der zähesten und dumpfsten Triebe der Menschennatur (und schon der Tiernatur), für den Durchschnitt ist sie bis zu gewissen Grenzen hin geradezu als echter Instinkt zu bewerten, da sie ihn am gewissensten vor Gefahr, Wagnis, Schaden bewahrt. Der Gewohnheitstrieb variiert als eine mehr aktive und eine mehr passive Form. Als jene ist er Wiederholungs-, als diese Trägheitstrieb (Stereotypie — Indolenz).

Wichtige Triebgemeinschaften sind die Spielgemeinschaften, und sie bleiben es für zahlreiche Spielende immer; dem Spieler aus Spilleidenschaft ist die pure Triebbefriedigung das Primäre, wo nicht Einzige, hinter dem alle Zwecke, wie Zeitvertreib, Gewinn u. dgl. zurücktreten. Auch die den eigenen Körper einsetzenden Spiele (Sport) gehen vielfach vom Trieb aus, können zu reinen Zwecksetzungen (Professionals, Schulung, Therapie) umgebogen, aber auch sinnhaft gestaltet werden: das Olympia der Hellenen vereinigte diese in einer großartigen, das zutiefst Gemeinsame des Griechentums in sich schließenden Sinn-, einer echten Tumgemeinschaft.

Sinngemeinschaften sind u. a. auch Stände, Kasten, „Kreise“, Zirkel, Sekten, Bünde; während in Begriffen wie Verband, Verein, Klub, Klüngel, Clique, Kartell, Trust das rein Zweckhafte seinen Ausdruck findet. Die Schulklasse ist zunächst eine ganz äußerliche Zweckgemeinschaft (noch ausgesprochener die Teilklassse, der Zötus), aber es steckt doch etwas Sinnvolles in ihr: wie wir aus der Völkerpsychologie wissen, ist die Vereinigung Gleichaltriger zeitweilig fast ein Mysterium gewesen, und sicher entspringt sie auch einem Urtrieb der Natur, der beim Durchschnittskinde immer wiederkehrt, während beim ungewöhnlichen Kinde (und Erwachsenen) die Hingezogenheit zu viel reiferen (älteren) Menschen (oder umgekehrt zu viel jüngeren) in Erscheinung zu treten pflegt. Die sakramentale Auffassung der Ehe (im Katholizismus) ist höchste Sinngebung; beiderseits ihrer steht die pure Zwecksetzung der Konvenienz- oder Spekulationsheirat, ebenso wie der rein eugenischen Ehe, und umgekehrt die triebgemeinschaftliche Eheauffassung eines Teils der radikalen Jugend von heute, welche das freie Auseinandergehen nach dem Erlöschen der Triebstillungsinhalte des Zusammenlebens verlangt. Die Gemeinschaft mit Gott oder Göttern ist für viele primitiven Men-

schen (einst und jetzt) überwiegend Triebgemeinschaft (aus Angst, Grauen, Hörigkeitssucht), für andere überwiegend Zweckgemeinschaft (Lohn im Jenseits oder Diesseits, „langes Leben und Wohlergehen auf Erden“); aber für den wahrhaft Frommen Sinngemeinschaft, durch die all sein Tun und Lassen, Welt und Wirken, Dasein und Dinge überhaupt erst sinnvoll werden.

Die Sozialstrukturen:

Sozialorganismus — Sozialaggregat — Sozialorganisation.

Uralt sind Vergleiche von Menschengemeinschaften mit Lebewesen, seit jeher besonders gern ins Pathologische übergreifend (etwa die Fabel des Menenius Agrippa bei der römischen Plebejersezeption). Im 19. Jahrhundert wurden diese Analogien für den Staat wissenschaftlich ausgebaut; außer dem Staate ergriffen sie auch das Volkstum oder die Gesellschaft (Schäffle: „Bau und Leben des sozialen Körpers“). Ungeachtet aller dabei untergelaufenen Gleichnispielereien ist der Drang zu dieser Analogie offenbar so elementar, daß man fragen muß, ob in ihr eine Syllogie enthalten ist, eine echte Schlüssigkeit, die es wissenschaftlich gestattet, ja fordert, die Gemeinschaften (oder gewisse Gemeinschaften) als eine Art von Organismen, als Fälle von Lebewesen anzusprechen.

Der Vergleich ist zunächst eine Bildungsleistung: ein gelehrsameres Gleichnis. Dem naiven Verstand kommt es nicht bei, einen Staat für ein Tier oder eine Pflanze zu halten. Die Wesensverschiedenheiten sind zu sinnfällig. Die Gemeinschaft setzt sich aus lauter selbständigen Einzelwesen zusammen; der Organismus ist ein Einzelwesen. Jeder Bürger ist ein Lebewesen; wie können Millionen Bürger abermals dasselbe sein? Der Vergleich mit „Gliedern“ hinkt. Glieder (und Organe) können sich nicht von ihrem Organismus abtrennen und anderswohin begeben. Nur mit staatlichen „Organen“ ist hier eine Parallele möglich, denn Rechtspflege oder Polizei oder Schule scheinen gliedmäßig mit dem Staatsganzen verbunden zu sein, ohne es keine Existenzfähigkeit zu besitzen. Aber auch diese Analogie versagt bald. Denn jene Staatseinrichtungen bestehen selber wieder aus Personen, deren jede an und für sich „austreten“, flüchten, sterben kann. Vergleichbar damit wären nur die Zellen eines Lebewesens, und die Zelle als Lebensinheit ist erst im 19. Jahrhundert in Fleisch und Blut des Bildungsgutes übergegangen. Jedoch Zellen haben auch kein Eigenleben außerhalb des Organismus, zu dem sie gehören. Von ihm abgetrennt, gehen sie rasch zugrunde. Doch gibt es in ihm ortsbewegliche Zellen, z. B. die roten und weißen Blutkörperchen, die Lymphozyten u. dgl. Aber den Organismus können auch sie nicht lebendig verlassen, nur den Ort im Organismus wechseln. Es wäre demnach höchstens die erdgebundene Gesamt-

menschheit als ein Organismus auffaßbar, denn auch der Einzelmensch kann deren Grenzen (noch) nicht verlassen. Aber gerade die „Menschheit“ hat bisher am allerwenigsten zum Vergleich mit einem Organismus herausgefordert, denn sie hat am allerwenigsten wie ein solcher als Lebenseinheit funktioniert. Und wieviel anderes stimmt auch in der organischen Staatsparallele nicht! Ein Staat geht nicht so zugrunde, daß alle seine „Zellen“, d. h. seine Bürger wirklich sterben. Er zerfällt etwa nach einer Krise („Krankheit“), und seine Bürger werden Bürger anderer Staaten. Weiter: zur wirklichen geschlechtlichen Fortpflanzung gibt es überhaupt keine soziale Analogie, höchstens zu der durch „Ableger“, die ja größtenteils eine künstliche, eine (von Menschen) organisierte, keine organische ist: Kolonien, Tochterstaaten ließen sich allenfalls damit vergleichen. Kurzum, die organischen Analogien dringen nirgends bis zum Wesentlichen vor. Sie bleiben an Äußerlichkeiten haften. Und bedenkt man, daß das Individuum Mensch ein bewußtseintragendes, spontan handlungsfähiges, für sich auffassendes, verarbeitendes, wollendes und tätiges Ich ist, so tritt der fundamentale Unterschied von der „Zelle“ erst recht zutage. Neun Zehntel aller organischen Analogien über die Menschengemeinschaften haben überhaupt keinen wissenschaftlichen Erkenntniswert, sondern sind manchmal harmlose, ergötzliche, illustrative, manchmal schiefe, abwegige und bedenkliche, weil die wirklichen Wesenheiten und Zusammenhänge verdunkelnde Bilder. Sie gehören dem Phantasiebereich vielmehr als dem Erkenntnis- und Ergründungsbereich unseres Geistes an.

Dennoch bestehen in manchen Gemeinschaften einzelne Beziehungsweisen, die zu Recht als organische charakterisiert werden dürfen. Wir bezeichnen sie als organische Determinanten und unterscheiden sie in drei Gruppen: biogone, biochrone und biotope.

Organische Determination findet sich am eindeutigsten im Fortpflanzungsprozeß.

1. Die biogone Determination besteht in der Erbübertragung von Eigenschaften aus der Vorfahrensubstanz auf die Nachkommenschaft. Ganz gleichgültig, ob diese Übertragung ausschließlich durch „Gene“ (und Gene-Kombinationen), d. h. durch isolierte Einzelerbheiten vollzogen wird (Mendelismus) oder ob daneben noch eine diffuse Vererbung eines allgemeinen Substanzcharakters einhergeht (Galtonismus), in jedem Falle ist jedes Lebewesen, das durch geschlechtliche Fortpflanzung entsteht, also jedes Wirbeltier einschließlich des Menschen, erbsubstantiell weitgehend festgelegt. Die biogone (= lebenzeugende) Tatsache setzt „Blutsverwandtschaft“. Die Frage nach deren Graden liegt sehr verwickelt. Es ist nicht so, daß unmittelbare („filiale“) Abkunft oder Gemeinsamkeit der filialen Abkunft (Geschwister) den höchsten Ähnlichkeitsgrad verbürgen. Schon tausend-

fache Erfahrung lehrt, daß einer psychophysisch einem Oheim oder einer Großtante mehr ähneln kann als seinem Vater oder seinen Schwestern. Wie dem auch sei, die Biogenie determiniert eindeutig und unvertauschbar eine Fülle von individuellen, auch psychischen Eigenschaften aller von ihr Erfaßten: Nachkommen sind selbständig gewordene (individuierte) Stücke ihrer Vorfahren. Jeder von uns war einmal eine Zelle des Organismus seines Vaters und seiner Mutter. Jeder ist die organische Fortsetzung seiner Ahnen. Der Familienzusammenhang ist somit, dank der Biogenie, eine Art Organismus. Der Nachkomme ist im Grunde von seinen Vorfahren biologisch nicht entfernter als der Erwachsene von seiner eigenen Kindheit.

2. Die Biogenie setzt unvertauschbare biochrone Proportionen. Alle Kinder sind jünger als ihre Eltern. Und zwar sind sie um ein Mindestbestimmtes jünger: um mindestens 10, in unseren Erdbreiten 15 Jahre. Sie sind aber auch um ein Höchstbestimmtes jünger, das gegenüber der Mutter besonders exakt begrenzt ist: um höchstens 50 Jahre (gegenüber dem Vater ist es unbestimmter, weil der Zeitpunkt des sicheren Erlöschens der männlichen Fruchtbarkeit unbestimmbar ist). Blutsgeschwister können also auch untereinander nicht um mehr als etwa 35 Jahre („ein Menschenalter“) altersverschieden sein; und sie müssen untereinander stets, wo nicht ganz gleichaltrig (Mehrlinge), um mindestens 10 Monate altersverschieden sein. Diese biochrone Starre des unmittelbar generativen Zusammenhangs lockert sich schon für den zweiten Verwandtschaftsgrad bis zur Umkehrbarkeit auf: bei Geschwisterkindern kann der Neffe älter sein als der Onkel, sogar der Großneffe älter als sein Großonkel, und gar im Halbstiefefalle ist vielleicht ein Enkel aus erster Ehe um soviel älter als ein Kind aus zweiter Ehe, daß er dessen Vater sein könnte, hier ist dann auch der Enkel nicht mehr das „Kindeskind“, wie im Normalfalle. Auch die biochronen Fixa sind ein Merkmal des echt Organischen; jeder Organismus zeigt eine zeitliche Abfolge von Tatsachen, die weder umkehrbar noch verkürzbar ist, schon bei der Pflanze kann das Erscheinen der Blüten und Früchte nicht unter ein bestimmtes Minimum des Lebensalters heruntergetrieben werden, auch in der erkünstelten Züchtung nicht, ebensowenig läßt sich die geschlechtsunreife Kindheit der Tiere willkürlich beseitigen oder abkürzen.

3. Endlich gibt es im Organismus räumliche Fixierungen, die im Fortpflanzungszusammenhang zwischen dessen Einzelgliedern wiederkehren. Im Mittelpunkt steht die „Austragung“ der Leibesfrucht bei den Säugetieren. Sie ist beim Menschen unter rund 200 Tage nicht herabdrückbar; Frühgeburten sind erst vom 6. Schwangerschaftsmonat an lebensfähig. Vielleicht kann das durch pflegetechnische Fortschritte noch um einiges zurückgedrückt werden, um viel kaum. Während dieser

Zeit ist der werdende Organismus an den Lebensraum der Gebärmutter gebunden, und zwar nun außer biotop auch noch wieder biogon: nur der Mutterleib sichert dem Embryo das Leben und Sichentwickeln, indem er ihn zu seinem „Gliede“ macht, der Embryo wird monatelang ein Stück Mutter, ist von ihr untrennbar, geht mit ihr zugrunde. Vorläufig ist ferner auch die physische Paarung unerläßliche Bedingung der Lebensentstehung; nur das in die weibliche Scheide eingeführte männliche Glied, das auf diese Weise sich ins Weib hinein ejakuliert, vermag zu zeugen. Dies kann vielleicht technisch noch überwunden werden (so daß etwa von einem räumlich getrennten Mann „bezogenes“ Sperma bei mechanischer Verbringung in die Gebärmutter zeugungsfähig würde). Endlich ist das Neugeborene und das Kind überhaupt an die Pflege durch Erwachsene gebunden, sein Lebensraum ist auf die Nähe Erwachsener begrenzt. Natürlicherweise ist es zuerst der Mutterbrust bedürftig; doch ist diese Bindung durch Fremdbrust (Amme) oder Tiermilch (Flasche) austauschbar, nicht ersetzbar freilich sind auch dann die Erwachsenen, sei es, daß sie die Brust oder die Flasche reichen. Ähnliche Biotopien finden wir in jedem Organismus. Zwar können Pflanzen vor dem Grünen zum Blühen gebracht werden, aber nicht vor dem Blühen zum Fruchttragen; Früchte können erst von einem bestimmten Zeitpunkt an (Biochronie) vom Baum getrennt (Biotopie) und an der Sonne oder in künstlicher Wärme ausgereift werden; Wurzeln wachsen in entgegengesetzter Richtung wie Stengel, Blätter in Winkelstellungen zum Stengel usw.

Die Gemeinschaften oder Gemeinschaftseinrichtungen, welche gern mit Organismen verglichen werden, weisen größtenteils all diese Fixationen nicht auf. Dadurch eben kennzeichnen sie sich als Nichtorganismen. Weder besteht zwischen ihren einzelnen eine biogone Bindung: kein Staat, den wir kennen, setzt sich nur aus lauter Blutsverwandten zusammen, so gern auch die Fiktion gemeinsamer Herkommen eines Volkes gepflegt wird. Vollends besteht kein Staat nur aus einer Familie ersten Grades, d. h. aus einem einzigen Stammbaum von Urgroßvätern bis zu Urenkeln (nur diese vier Generationen kommen praktisch gleichzeitig vor, obschon die Möglichkeit des Zusammenlebens von sieben Generationen biotheoretisch bestände). In allen praktischen Staaten setzt sich die Mehrzahl der Staatsangehörigenschaft aus einander Blutsfremden, nicht aus Blutsverwandten zusammen. Die biogone Fixierung fehlt.

Ebensowenig gibt es eine biochrone. Alle zeitlichen Proportionen im Staate sind umkehrbar, können auch anders sein. Gewiß gibt es als Einrichtung Ältestenkollegien (Gerusia, Senat), aber es ist nicht gesagt, daß bei ihnen die größte wirkliche Macht ruht. Der König oder Diktator oder Präsident kann jünger sein als sie. In der preußischen

Armee hatte der jüngste Leutnant mehr Geltung als der älteste Wachtmeister. Ein Kabinettchef kann jünger sein als alle seine Ressortminister. Heute wird Verjüngung der Staatsführung wieder besonders entschieden gefordert. Ebenso ist es in Vereinen, Bündeln, in der Gesellschaft, Wirtschaft. Ein blutjunger Chef kann einen steinalten Prokuristen haben, in einem Bankhause kann der Generaldirektor jünger sein als viele Buchhalter. Natürlich wird oft faktisch das Alter einen Vorrang haben (dank seiner Erfahrung, aus Tradition), aber er ist kein unaufhebbarer, er läßt sich jederzeit willkürlich aufheben; in jeder Revolution geschieht das besonders weitgehend.

Noch weniger gibt es biotope Fixierungen. Ein Staat kann dieselbe Macht und Blüte haben bei dünner wie bei dichter Bevölkerung. Venedig und Hamburg waren blühende Staatswesen, ebenso wie Kanada oder Schweden. Biologisch kann jeder Volksgenosse seinen Platz im Volke oder Staate jeden Augenblick verlassen, nur Gebote oder Verbote, also Rechtssatzungen, nicht Naturtatsachen vermögen ihn daran zu hindern. Praktisch vollziehen sich solche Ortswechsel unausgesetzt in Form der Binnenwanderungen (Landflucht, Wachsen der Großstädte, „Zug nach dem Westen“). Was da geschieht, würde jeden echten Organismus zugrunde richten: es können sich nicht ohne Krankheit aus den Lymphdrüsen Millionen von Zellen entfernen und sich in der Milz ansiedeln, diese aufs Zehnfache vergrößern. Man nennt zwar auch im sozialen Leben solche Vorgänge manchmal „ungesund“, aber große Staatswesen, wie England, sind dabei gediehen. Jeder einzelne kann zu jeder Zeit auswandern, wenn nicht Verbote es ihm unmöglich machen; der „soziale Organismus“ als solcher legt kein Hindernis in den Weg. Der Auswanderer kann im neuen Vaterlande völlig dessen Sprache und Sitte annehmen, er kann ein Feind seiner früheren Heimat werden — nur seine Blutsverwandtschaft mit seiner Familie kann er nicht ändern; die Gene, die er von seinen Vorfahren mitbringt, vererbt er auch auf seine Nachkommen. Er kann in der Fremde reicher und angesehener, klüger und besser werden als seine Eltern, aber älter als sie kann er nicht werden.

Organische Determination besteht also im Kreise der Familie, vom Konzentrationsfelde der Mutter-Kind-Beziehung aus abgestuft („verdünnt“) zu den loseren Blutsverwandtschaftsgraden hin. In diesen verflüchtigt sie sich, bis sie außerhalb der Blutsverwandtschaft aufhört. Die Familie allein verdient den Namen „Sozialorganismus“.

Sofern im Stammes-, Volks-, Völker-, Staatsleben Familienzusammenhänge eine wesentliche Rolle spielen, tragen sie ein sozialorganisches Verhalten in jenes Leben hinein. Je größer diese Rolle ist, desto mehr gehorcht das soziale Leben sozialorganischen Gesetzen. So sind Staaten, die von einer Familie regiert werden (Erbmonarchien) stärker sozialorganisch determiniert als Republiken mit periodischer Wahl des Ober-

hauptes. Ein Volk kann jeden zu seinem Oberhaupt wählen, sich seine Qualitäten aussuchen; den Thronanwärter muß es mit seinen Genen, die er mitbringt, hinnehmen. Die Demokratie ist die radikalste Form des Nichtorganischen; im weitesten Abstände von den echten Sozialorganismen ist sie der Inbegriff der **Sozialorganisation**, d. h. der ausschließlich durch Rechtssatzung hergestellten, „eingerrichteten“ Beziehungen aller ihrer Angehörigen untereinander. Das Erwachsensein ist die letzte „natürliche“ Schranke, die ihr für die Austeilung der Rechtsgleichheit gesetzt bleibt. Auch Stände, Klassen, Kasten (s. u. S. 105) sind (wenn auch oft sehr alte und feste) Sozialorganisationen, nicht Organismen; sie werden durch Gewohnheit oder Zwang, nicht durch Natur zusammengehalten. Jede politische oder soziale, akute oder langsamere Umwälzung in der Geschichte hat gezeigt, daß aus den vorher unterdrückten, von der Herrschaft oder von bestimmten Berufen ferngehaltenen Schichten ebenso viele „natürliche“ Talente (staatsmännische, feldherrliche, verwaltende, ökonomisch erwerbende, intellektuelle) kamen, wie aus der Schicht, die sich eine „natürliche“ Veranlagung und Bestimmung für all das zuschrieb. Wenn sich dann die neuen sozialen Emporkömmlinge eine neue Monopolstellung einrichten, so erscheint ihnen in kurzem ihre Bestimmung wieder genau so „natürlich“ (z. B. dem Bürgertum, nachdem es den Adel niedergungen hatte, gegenüber der Arbeiterschaft). Die Menschen sind immer gestimmt, das Vorhandene und Gewohnte als das „Natürliche“ aufzufassen (s. S. 47). Dieser Irrtum ist vielfach auch in die Wissenschaft übergegangen; darum tragen die meisten sozialorganischen Staatslehren einen pseudokonservativen Zug, die Bewahrung des Vorhandenen erscheint ihnen als die Wahrung des Natürlichen.

Alle aus Menschen sich herstellenden Gebilde, welche weder organisch im echten Sinne, noch organisiert durch Satzung sind, stellen wir als **Sozialaggregate** (= Anhäufungen, grex = Haufen) neben die Sozialorganismen und die Sozialorganisationen. Dahin gehören die Mengen, Versammlungen, Aufläufe usw. Aus den Sozialaggregaten gehen oft sozialorganische und organisatorische Bildungen hervor (Liebschaften und Geburten, Verlobungen und Heiraten nach Volksfesten; Gründung von Vereinen, Parteien u. dgl. aus Versammlungen heraus). Die elementarste Umwandlung eines Sozialaggregates in eine beginnende Sozialorganisation ist das **Masse-Werden** einer Menge. Die in der Menge sich darstellende, mitseelisch noch ganz indifferente Vielzahl weist in der „Masse“ zumindest das mitseelische Band auf, daß sie darum vorhanden ist und wenigstens zeitweilig zusammenbleibt, weil jeder in ihr mit vielen andern zusammensein möchte (Herdtrieb). Dieses primitivste Massen herstellende Motiv kann sich dann mannigfaltig anreichern und verwickeln. Die modernen „Massen“ sind meist

echte Sozialorganisationen, denen sich immer neue Vielzahlen auf die eben beschriebene Art „aggregieren“ und weiterhin zuorganisieren.

Einrichtungen wie das Mutterrecht (Matriarchat) haben mit der stärkeren biotopen Bindung zwischen Mutter und Kind (im Vergleich zu der flüchtigeren biologischen Rolle des Vaters) nichts zu schaffen. Sie sind reine Rechtseinrichtungen (z. T. aus magischen Kultgebräuchen entstanden), die auf den Sozialorganismus der Familie aufgepfropft werden und ihm eine bestimmte sozialorganisatorische Prägung verleihen. Im selben Sinne sind auch die Eheformen nicht eine „natürlicher“ als die andere; der echt organische Familienzusammenhang läßt sich sehr verschieden (als Einehe, Gruppenehe, Vielweiberei usw.) organisieren; die biogenen, -chronen und -topen Determinationen bleiben dabei die ewig gleichen.

Rasse wird im letzten Menschenalter mit wachsender Betonung als der organische Faktor im menschheitlichen Gemeinschaftsleben bewertet. Er verdient daher eine gesonderte Würdigung.

Unser obiger Auswanderer (S. 102) kann in der Tat außer seinen Blutsverwandtschaftsgenen auch seine Rassengene nicht ausmerzen. Er kann sie höchstens durch Vermischung „verdünnen“. Daß die Rasse ein organischer Faktor ist, der durch Willkür, Lebensform, Umwelt (auch Klima) gar nicht oder nicht im wesentlichen abgeändert werden kann (im Unterschied z. B. von der Sprache), ist außer Frage. Die Frage lautet nur, ob und inwieweit Rasse ein sozialorganischer Faktor ist, d. h. ob aus Rassentatsachen Gemeinschaftsgebilde hervorgehen (oder umgekehrt durch sie ausgeschlossen, aufgehoben werden).

Die wissenschaftliche Antwort hierauf kann nur lauten: natürlicherweise nach aller Erfahrung nicht.

Dem scheinen schwerwiegende soziale und sozialpsychische Tatbestände (soziale Deklassierung der Farbigen in Amerika; Antisemitismus) zu widersprechen. Aber diese „Rassengegensätze“ haben überaus verwickelte Motive: soziale, religiöse, sittengeschichtliche, politische. Über elementare Rassenantipathien wissen wir bei Tier und Mensch beinahe nichts Zuverlässiges. Bei Kolonisationen erwies sich der Paarungstrieb mit fremden Rassen meist als so stark, daß oft Verbote ihm entgegenwirken mußten. In den „Bastarden von Rehobot“ (30) haben sich seit Generationen Holländer mit Hottentotten ohne subjektive Hemmung (und auch ohne objektive Schädigung der Nachkommenschaft) gekreuzt. Die Zulassung des Konnubiums mit den Juden in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts brachte eine stürmische Tendenz zu jüdisch-mitteuropäischen Mischehen zutage, bis die politische Agitation dagegen auftrat. Die nordische Rasse („Germanen“) war bei

ihrem Massenvordringen in den Lebensraum der mittelmeerischen zum Konnubium außerordentlich begehrt. In Südfrankreich, wo seit dem Weltkriege viele Afrikaner geblieben sind, und im französischen Kolonialreich selber ist kaum eine Rassenabneigung erkennbar.

Auf der anderen Seite haben Rassen nie eine völkische oder staatliche Einheit als Rassen gebildet. Jede bekannte Rasse der Erde zerfällt in viele Völkerschaften, und zahlreiche Völkerschaften sind seit jeher mischrassig gewesen. „Panäthiopismus“ u. dgl. sind Bildungsbewegungen, welche sich gegen die soziale und politische Deklassierung der Farbigen richten. Gerade die nordische Rasse (eine der bestabgegrenzten, denn sie ist die einzige blondhaarige und blauäugige auf Erden), deren Solidarität gegenwärtig besonders eindringlich gelehrt wird, war stets in viele Völker und Staaten zersplittert, die einander zum Teil grimmig befehdeten, und ist zahllose Vermischungen mit anderen Rassen auf ihren großen Wanderzügen eingegangen. Alle geschichtlich tonangebenden Staaten sind höchst buntrassig gemischt gewesen. Rasse als Ganzes ist noch nie geschichtlich aufgetreten, immer nur „Volk“ und „Staat“. Gerade die Germanen sind ein ebenso illustres wie illustratives Beispiel dafür, daß Völker in dem Augenblick, wo sie in die Geschichte eintreten, ihre Reinrassigkeit aufgeben.

Ist also die Rasse zweifellos ein organischer Faktor, der durch seine psychophysischen Eigenschaften für die Eigenart menschlicher Sozialstrukturen wesentlich sein kann, so ist sie als Rasse doch kein sozialorganischer Tatbestand, sicherlich bildet keine Rasse auf Erden in sich einen Sozialorganismus. Rasse ist vielmehr ein bloßes Sozialaggregat, d. h. eine große, oft riesige Zahl räumlich beieinander wohnender, gleichrassiger Menschen; in diesen Aggregaten gibt es die Sozialorganismen der Familien und die mannigfachen Sozialorganisationen der Stämme, Clans, Völker, Staaten u. dgl. Die moderne Tendenz, Rassen selber als solche zu „Sozialorganisationen“ umzubilden („Afrika den Afrikanern“, Staaten nur aus „nordischen Edelmenschen“) dürfte utopisch sein.

Ebensowenig ist der

Beruf ein sozialorganischer Faktor (er ist ein sozialer, aber darum noch kein organischer). Wo der Beruf zu berufsgleichen Gemeinschaftsgebilden führt — z. B. „Berufsständen“, Innungen, Zünften, manchen Kasten — dort handelt es sich stets um sozialorganisatorische, nicht um sozialorganische Schöpfungen. Zwischen Trägern desselben Berufes besteht keine natürliche Affinität, sondern oft Haß, Neid, Mißgunst, Spannung. Nur bestimmte Interessengleichheiten (z. B. erwerbliche) verbinden sie oft. Daß der Beruf die „natürlichste“ Betätigung des Menschen sei, indem er seiner „Anlage“ Entfaltung gewähre, ist viel-

mehr eine moderne Forderung als eine menschheitliche Erfahrung. Jahrtausende hindurch hat die überwältigende Mehrheit der Menschen ihren Beruf nicht wählen können, sondern ist in ihn hineingeboren, hineingezwungen, hineinverkauft (Sklaverei) worden, und noch auf der Höhe der griechischen Antike (Aristoteles) galt das Berufsdasein als das banausische, unfreie, subalterne. Beruf als „natürlicher“ Lebensinhalt ist eine neuzeitliche Erscheinung und Forderung, kaum ein halbes Jahrtausend alt. Nur im Bereich des geistigen Hervorbringens und der Kunstfertigkeiten haben sich (in exzeptioneller Stellung!) frühzeitig Berufe entfaltet, zu denen die natürliche Anlage unwiderstehlich drängte. Diese „organische“ Berufswahl und -funktion gilt für kaum ein Hundertstel der Menschen. Gar nicht organisch sind die „berufsständischen“ Gliederungen, die mit Vorliebe so bezeichnet werden. Zünfte, Kasten, Innungen usw. sind gerade durch höchst mechanische Zusammenfassungen, Zumutungen, Ausschließungen und Schrankensetzungen gekennzeichnet. Ebensowenig hält die Kennzeichnung der Bodengebundenheit als „organisch“ vor sozialpsychologischer Kritik stand. Sie trifft ja biologisch überhaupt nur für die Pflanzen zu! Je höher die Tiere sich differenzieren, desto freier vom Boden werden sie, desto weiter und auswechselbarer wird ihr Lebensraum. Auch die Menschen sind sehr spät „Bauern“ und überhaupt „seßhaft“ geworden, und kaum aus „natürlichem“ Drange. Sie sind auch in bodengebundener Existenz nicht „glücklicher“, wie wenn sie darin ihre „wahre Natur“ gefunden hätten; wo der Zwang zur Bodensässigkeit aufgehoben, „Freizügigkeit“ erlaubt wird, dort setzt regelmäßig eine ausgebreitete Landflucht ein, der noch nie bisher eine freiwillige Rückkehr „zur Scholle“ nachgefolgt ist. Auch „Kulturen“ sind immer nur entstanden, wo Städte entstanden sind, also mit dem Aufhören der allgemeinen Schollengebundenheit und dem Einsetzen massenhafter Menschenfluktuation. Die (heute wieder betriebene) Zurückführung von Massen aus den Großstädten aufs Land ist ein ausgesprochen sozialorganisatorischer, kein sozialorganischer Prozeß. Er hat seine Hauptwurzel darin, daß viele (namentlich rasch aufgeschossenen) Großstädte ihre sozialorganischen Halte (z. B. Familienherrschaft: Patriziate, Versippung) eingebüßt haben und zu amorphen Sozialaggregaten beschäftigungsloser und besitzloser Massen geworden sind. Gerade an der Städteentwicklung lassen sich die fundamentalen Sozialstrukturarten: Organismus, Organisation, Aggregat — in ihrem Ineinander und Auseinander, Miteinander und Gegeneinander beispielhaft studieren.

Zusammenfassung. Sozialaggregat ist jedes Zusammenströmen und Beieinandersein von Einzelwesen, in dem ein dauerhaft verknüpfendes Motiv oder Moment noch nicht zur Geltung gekommen ist.

Sozialorganismus ist ausschließlich die Verbundenheit einer Men-

schenanzahl durch generative Funktion und Determination (Naturfamilie).

Sozialorganisation ist die Bindung einer Menschenanzahl (auch eines Sozialaggregats oder Sozialorganismus, Rechtsfamilie!) durch Gebot und Verbot („Satzung“, die natürlich nicht „geschrieben“ sein muß).

Man kann auch von Häufungs-, Zeugungs- und Satzungs-Strukturen sprechen: Häufung = Aggregat; Zeugung = Organismus; Satzung = Organisation.

Umformung und Strukturwandel. Schon die früher behandelte Kräfteumlagerung (siehe S. 87) macht die Unbeständigkeit einer mitseelischen Lage zu einem natürlichen Tatbestand. Für kaum etwas anderes gilt das herakleitische „Alles fließt“ so gewiß, wie für die seelischen Beziehungen der Menschen zueinander. Ununterbrochen verichten sich in der Vielfigur zufälliger Sozialaggregate Zweifiguren der Absicht, um sich zur Dreifigur des elementaren Sozialorganismus der Einkindfamilie und zur neuen, nun organischen und organisierten Vielfigur der kinderreichen Familie fortzubilden, wobei Trieb durch Zweck zu Sinn geläutert wird (siehe die Tafel S. 91). Ununterbrochen weichen sich Sozialorganisationen wieder auf und fallen in Organismen und Aggregate auseinander (alltäglich beim Ende einer Versammlung, einer Theatervorstellung, eines Festzuges; geschichtlich in Staatskrisen, während deren ein Staatsvolk in fluktuierende Mengen und Familien zerfällt). Es gibt in dem sozialpsychischen Geschehen so wenig einen Stillstand wie in dem individualpsychischen. Die Frage bleibt, ob der unaufhörliche Wandel Entwicklung bedeutet, ob die Formenänderung Umformung ist. Das heißt: ob der Wandel sich nach bestimmten Gesetzmäßigkeiten auf ein bestimmtes Ergebnis („Ziel“) ausrichtet, ob die Formen nicht nur sich ändern, sondern auf neue Formen hin geändert werden. Mit anderen Worten: ob mitseelische Entwicklungsgesetze walten.

Diese Frage ist in ihren Antwortversuchen vielfach der Gefahr erlegen, daß einseelische (individualpsychische) Entwicklungsgesetze formuliert werden, die mitseelische Tragweite besitzen. Es gibt aber naturgemäß überhaupt keinen einseelischen Tatbestand, der nicht mitseelisch wirksam werden könnte. Ein solcher Fall liegt z. B. in dem Versuche von Breysig vor (31), das ganze völker- und menscheitsgeschichtliche Geschehen zu „erklären“ als ein ewiges Wechsel- und Widerspiel zwischen dem „Trieb, sich anzuschließen“, und dem „Trieb, sich abzusondern“, (zwischen psychologischem) Kollektivismus und Individualismus. Diese beiden „Urtriebe“ (wofür Breysig sie hält) sind aber nach unserer heutigen Kenntnis überall und immer nebeneinander in einer Gemeinschaft vorhanden, sie verteilen sich auf die Hauptstrukturtypen des Menschentums, synthym (anschlußstrebig) und

dysthym (abstandsstrebig), und schon in einer so einfachen Gemeinschaft wie der Ehe fanden wir sie in vier Fünftel der Fälle beide vertreten, denn die Synthymen suchen Dysthyme als Gatten (S. 81/82). In jedem Volk sind vollends beide gemengt, wenn auch einmal die und einmal jene etwas vorwiegen mögen, und es ist an sich nicht verständlich, wodurch eine (geschichtliche) Zeit lang die einen und dann die anderen übermächtig werden und dem Gang der Dinge, d. h. der historischen Gebildeentwicklung (Familienformen, Stände, Klassen, Bünde, Staaten, Volkstümer usw.) ihr Gepräge geben sollen. Mit anderen Worten, das Problem bleibt stehen: wieso Epochen hindurch die Individualisten nicht auf ihre Kosten kommen, sondern sich in die ihnen antipathischen Kollektivierungen finden müssen, und andere Epochen hindurch die Bindungsfrohen sich zur Isolierung in der Individualisierung verurteilt sehen. Dieses Problem würde erst gelöst sein, wenn wir erführen, ob und wodurch es jeweils Gebilde gibt, deren „gebildeseelische“ Eigenart so ist, daß sie individuelle Absonderung ausschließt, und andernweils solche, die eine derartige Absonderung erlauben oder gar bewirken oder voraussetzen.

Schon an diesem herausgegriffenen Beispiel zeigt sich, daß echte mitseelische Entwicklungsgesetze, nicht zu verwechseln mit einseelischen Entwicklungsgesetzen von mitseelischer Auswirkung, erst an den „gemeinseelischen“ Tatbeständen erforscht werden können. Mitseelische (sozialpsychische) Entwicklungsgesetze gelten nur für die Wandlung von solchem „spezifisch“ gemeinseelischen Dasein, das wie ein Etwas, für sich, wie ein „mehr“ und „anders“ erlebt wird, als das noch so mitseelisch wirksame einseelische (individualpsychische) Verhalten jedes einzelnen, der die Gemeinschaft, das soziale Gebilde, mitzusammensetzt. Sie gehören erst in unsern nächsten (IV.) Hauptabschnitt (s. bes. S. 114 ff.).

An dieser Stelle seien nur gewürdigt:

Einseelische Entwicklungsgesetze von gebildeschaffender Wirksamkeit.

Ihrer gibt es drei beherrschende.

1. Das **Erstarrungsgesetz**. Jede Bindung an eine Gemeinschaftsfigur oder -beziehung kann durch Gewohnheit so fest werden, daß sie in keinem einseelischen Erlebnis der Beteiligten mehr existiert. Sie existiert nur noch soziologisch, nicht mehr psychologisch, wenigstens nicht mehr psychologisch begründet. Das Hauptphänomen der Erstarrung ist also der soziale Motivschwund. Wir bleiben dann einem Gemeinschaftsgebilde zugehörig, ohne noch zu wissen, zu fragen, uns Rechenschaft zu geben, warum. Dieses Gesetz ist eine der mächtigsten Stützen irdischer Institutionen. Seine Geltung deckt sich mit

dem Vorhandensein seelischer Primitivität und büßt von ihrem Bereich ein mit zunehmender seelischer Differenzierung. Demgemäß ist auch bei primitiven Naturellen das Erstarrungsgesetz am ehesten in Frage gestellt zu Lebenszeiten relativer Differenzierung, z. B. während der die Pubertät kennzeichnenden seelischen Dissoziationen und Komplikationen. Bei weitgetriebener massenhafter Differenzierung (hohem Volksbildungsstande) hört die Erstarrungsmöglichkeit weitgehend auf: es wird dann alles, auch das Gewohnteste, auf seine Motivation (seine „Berechtigung“) geprüft, bezweifelt, „zerfasert“. Allen Reformationen und Revolutionen gehen Zeiten starker und rascher seelischer Differenzierung breiter oder mächtiger Volksschichten voraus. Aller institutionelle Konservatismus baut auf ein Fundament breiter und unantastbarer seelischer Primitivität.

2. Das **Erweckungsgesetz** beherrscht einen dem Walten des Erstarrungsgesetzes gegenläufigen Prozeß. Wir werden vielfach in Sozialgebilde hinein geboren, deren Existenz (und unsere Existenz in ihnen) wir zunächst motivlos hinnehmen. Allmählich entsteht das Bedürfnis, diesen erstarrt vorgefundenen Tatbestand motivisch zu unterbauen, zu durchwirken. Wir erhalten durch andere begründet oder suchen uns selber zu begründen unsere widerstands- und widerspruchslose Einordnung in die Familie, die Sippe, das Vaterland, die Kirche. Ein großer Teil der elementaren Schulerziehung gehorcht dem Erweckungsgesetz. Dem sozialen Motivschwund im vorigen Falle steht hier die soziale Motivstiftung gegenüber. Sie kann, wiederum bei differenzierterem Seelenmaterial, oft dem Walten des vierten Gesetzes verfallen. Das Erweckungsgesetz wirkt sich daher gebilbeschützend nur bei relativer Primitivität aus; bei zunehmender Differenzierung hat es eine gebildebedrohende Tendenz. Diese nimmt zu mit zunehmender (kritischer) Selbsterweckung über die (autoritäre) Fremderweckung (durch Eltern, Lehrer, Priester, Vorgesetzte usw.) hinaus. Kant hat das Erweckungsgesetz sehr schön in seinem Satze formuliert: die Freiheit müsse oft eingesetzt werden, ehe die Menschen zu ihr reif werden können. Auf diese Zuversicht bauen die meisten institutionellen Reformen in der Menschheitsentwicklung.

3. Das **Stufungsgesetz**. Für eine große Anzahl von seelischen Erlebnissen gilt, daß sie nicht im selben Stärkegrad zu beharren vermögen, sondern entweder zu- oder abnehmen müssen. Namentlich die ausgesprochen emotionalen Vorgänge, wie die Liebe, zeigen oft (nicht selten zum Erschrecken ihres Trägers), daß sie unwiderstehlich über ihren jeweiligen Grad hinauswachsen oder unter ihn heruntersinken. Die Stufung kann also aufwärts oder abwärts gehen, bis zur Erhitzung dort, zur Erkaltung hier. Wichtige Gemeinschaftsgebilde (Ehe, Staat, Kaste)

müssen sich institutionell sichern, weil sie sonst vom Stufungsgesetz her psychologisch zwar erst auf die Höhe getrieben, dann aber dem Zerfall preisgegeben würden. Der Pflichtenkanon aller Ethiken (z. B. auch die Berufspflicht) hat die wesentliche Aufgabe, dem spontanen Walten des Stufungsprozesses nach oben wie nach unten Grenzen zu setzen, denn die Beständigkeit z. B. auch eines geistigen Interesses kann durch die Ekstase ebenso gefährdet sein wie durchs Nachlassen. Andererseits kämen wir um die Möglichkeit vieler zeitlich beschränkten Gemeinschaftserlebnisse samt ihren Werten, wenn sie nicht ihren natürlichen Ablauf in Entstehen und Vergehen nähmen. Menschen, die mit so etwas nicht fertig werden, geraten oft in unerträgliche psychische Belastungen. Das Walten der Stufung ermöglicht ebenso die Fülle des Daseins, wie es seine Tragik einschließt, ist doch der Kern aller Tragik die psychologische Tatsache, daß in einem Aufstieg schon der Abstieg vorbeschlossen liegt und naturgemäß vom Gipfel ab einsetzt.

4. Das **Abwechslungsgesetz** beherrscht einen Teil des seelischen Geschehens in der Richtung, daß nach dem Bestehen und der Gradstufung eines seelischen Erlebnisses dieses etwas „ganz anderem“ weichen muß. Ist also das Stufungsgesetz ein Intensitätsgesetz, so das Abwechslungsgesetz ein Qualitätsgesetz. An unruhigen, unsteten, sprunghaften, vielseitigen Naturellen ist es besonders exemplarisch studierbar. Einer seiner Fälle ist der völlige Gegensatz, der Kontrast; es gibt Lagen, in denen, und es gibt Menschen, bei denen jeder Wechsel des Erlebens bis zum Umschlag ins entgegengesetzte Erleben strebt: Arbeit nach Liebe, Zärtlichkeit nach Zorn, Einsamkeit nach Geselligkeit u. dgl., aber man darf nie übersehen, daß diese Kontrasttendenz nur eine (wenn auch wichtige) Gattung der Wechseltendenz ist. Der echte Kontrast ist als beherrschendes Entwicklungsgesetz der Seele vielfach überschätzt worden, z. B. von Wundt (32). Er ist immer nur ein Superlativ der Abwechslung, deren minder schroffe Grade nicht weniger wichtig sind.

Im Abwechslungsbedürfnis sind Grad und Tempo zu unterscheiden. Mit gewissen Vorbehalten stehen beide in einem reziproken Verhältnis zueinander: in der primitiveren Psyche ist dem Wechselbedürfnis durch seltene, aber krasse Abwechslung Genüge getan (Volksbelustigungen nach schwerer Mühsal, selten aber ausbündig: bäuerliche Familienfeste bei sonst karg lebenden Menschen mit außerordentlichem Verzehr an Speise und Trank, Festekstasen der Wilden). Mit zunehmender Differenzierung wächst der Drang nach öfterem aber zarterem Wechsel. Die Zivilisationskrise von heute besteht zum Teil darin, daß beides (zumeist in der Großstadt) vermengt und durch das Umgebensein von einer Polytonie mit allen Kraßheiten, die nur im Rahmen der

Monotonie naturgegeben sind, die differenziertere Psychophysis zerrüttet wird.

Auf dem Abwechselungsgesetz beruht (wie auf dem Erweckungsgesetz) ein wesentlicher Teil alles menschlichen Fortschritts. Es ist, gleichgültig wie man sie werten mag, eine individualeelische Grundtatsache von größter, auch mitseelischer Wirksamkeit, daß die Menschen nicht bloß nach sachlich Besserem, sondern ganz irrational, triebmäßig einfach nach anderem verlangen: „*rerum novarum cupido!*“ Mission der schöpferischen Geister ist es, das andere als ein besseres zu bescheren; die Demagogen, Scharlatane, Marktschreier verheißen oder liefern einfach das andere und appellieren damit an einen Urtrieb in der Menschenseele.

Geltungsbereich der vier Gesetze. Es ist ein großer Irrtum, daß ein wissenschaftliches Gesetz allgültig sein müsse oder könne. Jeder Versuch, alles Geschehen, auch nur in einem Erscheinungsgebiet, auf ein Grund- oder Urgesetz zurückzuführen, ist bisher gescheitert. Die Wirklichkeit gehorcht immer mehreren Gesetzen, deren Geltung sich im Wirklichen aufs Bunteste durchflieht, bald sich ergänzend und summierend, bald einander abschwächend. Das geotropische Pflanzenwachstumsgesetz wird in seiner Gültigkeit durch das phototropische vielfältig abgeändert. Einseitige Belichtung vermag einen senkrechten Stengel bis zur Unkenntlichkeit seiner Schwerkraftrichtung zu krümmen. Das Gesetz der Blutzirkulation wird zeitweilig durch die Entzündungsgesetze weitgehend eingeschränkt. Das Lichtbrechungsgesetz kann durch das Beugungsgesetz Störungen erleiden (Problem achromatischer Linsen), das Schallfortpflanzungsgesetz ebenso durch das Schallzurückwerfungsgesetz (Problem der Akustik in Sälen). So gelten auch unsere soeben entwickelten Gesetze neben- und durcheinander; sie gelten jedes vorwiegend in diesem oder jenem psychophysischen Menschentypus, in dieser oder jener singulären Situation, in diesem oder jenem Lebensalter usw. Oft ringt das eine mit dem anderen, um sich durchzusetzen. Oft löst das eine das andere ab (z. B. kann die Stufung umkippen in die Abwechselung oder übergehen in die Erstarrung). Erstarrung, Erweckung, Stufung, Abwechselung sind als Prozesse und Tendenzen alle vier in jeder Menschenseele da. Wie sie sich verketteten, aufheben, ablösen, auswägen — das erst macht die verwickelte psychische Wirklichkeit aus, dadurch mit entsteht der Formenwandel und die Strukturverschiebung auch in den mitseelischen Gebilden. Denn immer bleiben diese Gebilde, sie mögen zeitweilig noch so fest erscheinen, aus Einzelnen, aus Individuen aufgebaut, in denen seelische Individualgesetze wirken, denen die Gemeinschaft mit, freilich nicht allein unterworfen ist. Das gilt auch für die Gebilde, denen wir das Recht ließen, „Sozialorganismen“ zu heißen: ist auch in ihnen der Einzelne besonders stark vom

Ganzen her, nämlich biologisch, determiniert, so bleibt er doch ein Individuum, das ebenso sehr wiederum biologisch selbständig ist, in ganz anderem Maße, als eine seiner Zellen oder eines seiner Organe im Verhältnis zu ihm je selbständig werden kann, und als Individuum rückbestimmt er ebenso sehr sein „organisches“ Gemeinschaftsgebilde, wie dieses ihn vorbestimmt hat. Auch die „Naturfamilie“ ist somit nur 50%ig ein „Organismus“; 50%ig ist sie ein Beieinander (Aggregat und Organisation) von einzelnen, deren jeder einseelischen Gesetzen gehorcht, welche das Leben des Gebildes Familie mitbestimmen.

IV. Hauptabschnitt.

Die gemeinseelischen Einheiten.

(SPs der mitseelischen Integration: Kollektiv- Psychologie.)

„Volksseele“, „Massenpsyche“, „Nationalbewußtsein“, „Volkscharakter“, „Korpsgeist“, „Genius einer Rasse“, „geschichtlicher Genius“, der „gute Geist eines Hauses“, der „Geist der Zeit“, die „Atmosphäre“ eines Lebensschauplatzes — alles dies sind Bezeichnungen, in deren (selbst gedankenlosem) Gebrauch die Meinung enthalten ist, dem betreffenden Gebilde (Volk, Masse, Haus usw.) eigne so etwas wie eine Gesamtbeseelung, die mehr und anders sei als bloß die Gesamtheit der Einzelbeseelungen jener Individuen, aus denen das Gebilde besteht. „Wo“ sich diese Kollektivpsyche befinden, an welches materielle Substrat sie gebunden sein soll, darüber legt man sich gewöhnlich keine Rechenschaft ab. Hypothesen, welche sie z. B. in die uns tragende Erde (33) verlegen, sind bereits Metaphysik, keine Psychologie mehr. Als Träger von Bewußtsein kennt die Wissenschaft nur den individuellen Organismus, und auch in ihm kann Bewußtsein nur dort mit einiger Gewißheit unterstellt werden, wo er bis zu einer Differenzierung von Nervengewebe in einem entsprechenden Zentralorgan („Gehirn“) fortentwickelt ist. Anderwärts „Seele“ zu suchen, ist für die Forschung ein müßiges Spiel, mag es für die Weltanschauung noch so heiliger Ernst sein.

Mehrere Individuen bilden aber, jedenfalls im ganzen Wirbeltierstamm, insonderheit auch beim Menschen, von seltenen Mißbildungen abgesehen, nur im Falle des Embryos im Mutterschoße eine biologische Einheit miteinander. Auch da erstreckt sie sich nur auf die ineinanderkreisenden flüssigen Gewebe (Blut und Lymphe), nicht auf die bereits festgewordenen, darunter auch das Nervensystem. Auch wer den telepathischen Wirkungsweg von Gehirn zu Gehirn (S. 11 ff.) bejaht und rein physikalisch-physiologisch sich vorstellt, kommt damit noch zu keiner Verwischung der individuellen Gesondertheit mehrerer lebender Gehirne. Es wäre schon wieder unwissenschaftliche Phantasterei, zu unterstellen, das fortgeleitete psychenergetische Etwas, das ein Gehirn B von einem Gehirn A her gleichsinnig erregt, sei auch unterwegs zwischen A und B ein außerindividuelles Bewußtsein. Bewußtsein ist es nur in A und in B selber — genau wie ein bestimmter elektromagnetischer Wellenstrahl erst in meinem Erleben „Farbe“ wird, unterwegs dahin aber Schwingung ist.

Die Sozialpsychologie als Wissenschaft hat es daher niemals mit einem Kollektivbewußtsein zu tun, das außerhalb der beseelten Individuen irgendwo vorhanden wäre, ob man es sich nun phantasievoll zwischen ihnen webend oder über ihnen schwebend vorstellt. Wenn sie sich trotzdem solcher Ausdrücke wie Sozialpsyche, Massenpsyche, Volksseele, Volksbewußtsein und verwandter bedient, so kann sie damit nur meinen: jene eigentümliche Gemeinsamkeit und Angleichung mehrerer oder vieler Individualerlebnisse, bei der das Trennende, Verschiedene, das im engeren Sinn Individuelle zurücktritt oder verschwindet vor dem Verbindenden, Gleichartigen. Ein Stück jeder Individualpsyche ist in jedem Augenblick Sozialpsyche, d. h. dieses Stück teilt sie mit soundso vielen anderen Einzelseelen. Die funktionelle Einheit, die so entsteht, ist naturgemäß in ihren Zügen oft sehr verschieden von der reinen Individualeinheit jeder einzelnen Psyche. Das persönlich Charakteristische entfällt; das Stück jedes einzelnen, das er als „Sozialpsyche“ mit andern teilt, kann für ihn als Individualität so uncharakteristisch sein, daß „er“ darin völlig unkenntlich wird. Diese höchst natürliche, sozusagen selbstverständliche Tatsache führt leicht zu dem Fehlschluß, es liege ein neues, besonderes Seelenwesen außerhalb von allen einzelnen vor, das ihnen ganz unähnlich sei.

In der Wirklichkeit bildet sich das „Kollektivbewußtsein“ oft sehr viel nüchterner als in der Phantasie seiner Mystagogen. Ein Kollegialbeschluß z. B., mit dem eigentlich keines der Kollegiumsmitglieder persönlich einverstanden ist, ist häufig ein bewußter Kompromiß, dem die einzelnen widerwillig zustimmen, damit überhaupt etwas herauskomme. In solchen Fällen ist von einem namhaften „Gemeinbewußtsein“ überhaupt keine Rede. Das Gemeinsame beschränkt sich auf die schmale Zone dessen, was jeder gerade noch für erträglich hält. Erst hinterher bildet sich (z. B. unterm Eindruck öffentlicher Kritik) manchmal ein stärkeres Psychokollektivum aus: alle Beteiligten stehen nun für das einmal Beschlossene ein, und indem sie es verteidigen müssen, wird es ihnen selber vertrauter, sie verwachsen instinktmäßig damit, schließlich kann das Bewußtsein des ursprünglichen Widerwillens ganz verblassen, das Kollegium ist in dem Willen geeint (von dem Gemeinwillen „beseelt“), das einmal Beschlossene durchzuführen (englisch: to make the best of it). In solcher Praxis wird erfahrungsgemäß in jedem Mitglied einer Gemeinschaft auf die Länge das streng Individuelle verringert und das Gemeinsame vergrößert. Es geht also eine individualpsychologische Umwandlung vor sich, die sozialpsychologisch (durch die Notwendigkeit des Zusammenwirkens, zu positiver gemeinschaftlicher Leistung) verursacht ist. Für diese Umwandlung gilt das

1. Nivellierungsgesetz: Die gemeinschaftliche Verrichtung derselben Leistung verbessert die schlechtesten Einzel-

leistungen sowie den Durchschnitt, drückt aber die besten Einzelleistungen herab.

Moede hat das Gesetz an einer so elementaren psychophysischen Leistung aufgezeigt (34), wie es das Aufsetzen möglichst vieler Punkte in einer Zeiteinheit mittels eines Bleistiftes auf ein Papier ist. Das mitseelisch wirksame Agens ist dabei ein akustisches Erlebnis: jeder Teilnehmer am Versuch hört die Punktieraufstöße der anderen Bleistifte. Dadurch werden offenbar diejenigen mit fortgerissen, die sonst langsamer punktieren würden, aber die fortreißen Schneltpunktierer werden ihrerseits gebremst.

Die experimentelle Erhärtung bestätigt nur einen empirisch tausendfältig bekannten Sachverhalt. Voraussetzung für dessen Eintreten bleibt immer das Vorliegen der Leistungsgemeinschaft. Diese kann real und virtuell sein; aber die ausgeprägteste Nivellierung entsteht doch in der realen Leistungsgemeinschaft. Bekannte virtuelle Leistungsgemeinschaften sind z. B. die Lösungsversuche bei Preisausschreiben; ohne Frage wird dabei der Eifer jedes einzelnen nicht nur isoliert — individualpsychisch — durch den wirkenden Preis, sondern auch mitseelisch durch den Antrieb der Überflügelung anderer angefacht. Bei solchen Veranstaltungen tun sich häufig recht durchschnittliche Intelligenzen hervor, während hochintelligente Jugendliche öfters nur lustlos daran gehen oder abseits bleiben; der Wettbewerb mit vielen vermag offenbar ihre höchsten Qualitäten nicht anzufeuern. Reale Leistungsgemeinschaften klassischer Art sind z. B. marschierende Truppen. Hier ist es eine alte Erfahrung, wie sehr die folgenden durch die führenden zur Hergabe höherer Marschleistung angespornt werden, andererseits müssen die führenden ihre mögliche Höchstleistung bremsen, damit die folgenden ihnen überhaupt auf den Fersen bleiben und das Gemeingebilde nicht auseinandergerissen wird. So wichtig der Primgeiger im Orchester oder Quartett ist, so kann er doch seine höchste Bravourleistung erst als Solist entfalten; die musizierende Gemeinschaft erlegt ihm Bescheidung und Einordnung auf; umgekehrt weiß der Anfänger, wie sehr ihn das Mitspielendürfen im Orchester oder Quartett über sich selber hinauszureißen vermag. Die höchsten schöpferischen Leistungen reifen fast immer in der Einsamkeit heran; dagegen zeigt gerade unsere Epoche, wieviel durch Organisation von „Stäben“ aus dem Mittelmaß herauszuholen ist, dessen einzelne nie zu so hohen Leistungen den Weg finden würden. Man kann wohl auch ohne politische Voreingenommenheit sagen, in der Demokratie, der politisch organisierten Massenleistung, wird die Durchschnittsmasse politisch reifer und brauchbarer, aber höchstes Einzelwirken wird seltener, weil ja die Führer sich dem Niveau der Masse anpassen müssen, wenn sie von ihr nicht verlassen werden wollen; nach längerer Zeit (siehe Frank-

reich, die Schweiz, die Vereinigten Staaten) bildet sich eine Schicht recht guten hohen Durchschnitts von Politikern, aber Genies, ganz große Individualitäten samt ihren Leistungen verschwinden mehr und mehr. (Was höher zu bewerten sei, ist schließlich „Weltanschauungs“-sache.) An die Persönlichkeiten der modernen Gewerkschaftspioniere (vor etwa einem Menschenalter) reicht heute kein Gewerkschaftsführer mehr heran; die ganz starken Individualitäten haben einem anständigen Funktionärsmittelmaß Platz gemacht in dem Maße, wie die gewerkschaftlichen Massen gehoben, geschult und gereift wurden. Ein lückenlos bis zur winzigsten Charge tadelloses Bühnensembel schließt die höchsten Bravourleistungen der „Stars“ aus. „Vereint werden auch die Schwachen mächtig. Der Starke ist am mächtigsten allein“: das heißt nicht bloß, daß die Einzelschwachen sich vereint summieren, sondern daß durch ihre vereinte Leistung auch jedes einzelnen Leistung sich hebt — auf Kosten der ganz starken Einsamleistung.

Das Nivellierungsgesetz sagt zunächst nur etwas Quantitatives aus. Ebenso wichtig ist aber, daß es auch etwas Qualitatives einschließt, und von da her besehen wird es ein

2. Primitivierungsgesetz: Die gemeinschaftliche Betätigung an einer Aufgabe und die gemeinschaftliche Reaktion auf einen Anlaß bringen die niederen seelischen Kräfte und Erlebnisse gegenüber den höheren desto mehr zur Wirkung, je leibhaftigere Realität die Gemeinschaft besitzt.

Unter „niederen“ Erlebnissen und Kräften verstehen wir jene, die der Mensch mit den Tieren gemeinsam hat, durch die „höheren“ unterscheidet er sich von ihnen. Zu den niederen gehören also: das sinnliche Wahrnehmen, die sinnlichen Elementargefühle, die sthenischen (heftigen) Gemütsbewegungen, die eindeutigen Instinkte, die sinnlichen Triebe, die elementaren Ausdruckserscheinungen, die Appelle (siehe S. 39), das Triebhandeln. Zu den höheren rechnen wir: die verwickelteren Gedächtnisleistungen, das eigentliche Denken (die „Intelligenz“), das Überlegen und Beschließen, die moralischen und ästhetischen Gefühle, die zarteren Affekte und Gemüthaltungen, das überlegte Wählen, die gedanklichen Hemmungen des Handelns, die feineren, namentlich physiognomischen (mimischen) Ausdrucksformen, die Symbole und Syngramme (Sprache, Schrift), die logischen und dialektischen Schlußweisen, die Fähigkeit zur Virtualisierung und Imagination, die eigentliche Phantasie, die ferneren und immer ferneren Zielsetzungen, das Zweck- und Sinnbewußtsein.

Selbstverständlich verwandelt das Primitivierungsgesetz nicht jedes Gemeinschaftsgebilde in eine unartikuliert schreiende, nur noch sinnlich begehrende, triebhafte Horde. Bis dahin kann es kommen, nicht nur in Situationen abnormer Erregungssteigerung (Aufruhr, Panik), sondern

auch in einer durchschnittlichen Versammlung, wenn an ihre primitiven Triebe (Begehrlichkeit, Wut, Ungeduld, Angst, Rachedurst, Abneigungen) hemmungslos appelliert wird. Der Redner, der Logik Logik sein läßt, der nur noch aufreizt, Haß predigt, dessen Stimme sich überschlägt, der mit verzerrtem Gesicht abgerissene, ungrammatische Satzbruchstücke hinausschreit, bietet ja selber das Bild einer animalischen Primitivierung. Wir wissen, wie dann auch in vorher ruhigen und überlegten Menschen Rohheit, Rachedurst, Blutdurst, Grausamkeit hervorbrechen und alle Hemmungen und höheren Regungen ersticken können. Auch die hemmungslose Angst, bei Paniken, macht die Menschen oft zu gewalttätigen, nur sich und ihre Rettung kennenden Tieren. Aber nicht diese exzeptionelle, sondern die alltägliche, durchschnittliche Geltung des Primitivierungsgesetzes ist das sozialpsychologisch Wesentliche und verdient gegenüber jener, viel zu einseitig betrachteten und beschriebenen in den Vordergrund gestellt zu werden.

Denn tatsächlich ist sie auch die geschichtlich, nicht nur die gesellschaftlich viel bedeutungsvollere, weil sie das gesamte Walten der leisen Entwicklungen mitbeherrscht, während Aufruhre, Aufstände, Paniken, alle historischen Exzentrizitäten Episoden sind, die nach kurzem wieder Zeiträumen stetiger Entwicklungen weichen und oft gerade in Ansehung ihrer exzentrischen Primitivierungen gewaltsam niedergezwungen werden müssen. Viel wesentlicher ist die Tatsache, daß Zeitalter eines generellen differenzierten Individualismus stets nach kurzer Dauer vor den Aufgaben an den großen Gemeinschaftsgebilden (Familie, Stand, Staat, Volkstum) gescheitert sind, weil diese Aufgaben sich nur unter Zurückstellung differenzierter Individualwünsche, -ideen, -sehnsüchte, -ansprüche bewältigen lassen. Für jeden im öffentlichen Leben Wirkenden ist es eine der erschütterndsten Erfahrungen, wieviel er von seinen Einfällen, Ideen, Projekten, Zielsetzungen abstreichen muß, wie tief er sie primitivieren muß, wenn er daran geht, sie zu verwirklichen und das heißt: Mitmenschen auf ihren Boden zu ziehen. Von der schöpferischen Eingebung zur öffentlichen Einrichtung läuft ein einziger, ernüchternder, enttäuschender, entzaubernder, ja entgeistigender Primitivierungsweg. Dieser Weg bündelt übrigens alle psychischen Linien zusammen: er geht ebensowohl von den differenzierten Veredlungsenthusiasmen erlesener Geister hinunter zu dem gröblichen Esbesser-haben-wollen der Masse, wie von den visionären Ideenkonzeptionen jener einzelnen zu dem gesunden Menschenverstand der Vielen.

Damit hängt auch die weltgeschichtliche Erfahrung zusammen, daß die ganz eigenwilligen Staatschöpfungen größter Persönlichkeiten immer nach recht kurzem Dasein, namentlich nach dem Verschwinden ihrer Schöpfer, unhaltbar zusammengebrochen sind oder durch kompromißbereite mittelmaßigere Talente vor dem Zusammenbruch bewahrt werden mußten

(das Reich Alexanders d. Gr., das Rom Cäsars und Oktavians, das Reich Karls d. Gr., der friderizianische preußische Staat, das Frankreich Napoleons I. und Talleyrands, das polydynastische Kaiserreich Bismarcks usw.). Die vielberufene stärkste Stütze der britischen Größe, der Common sense, bezeichnet in seinem Doppelsinn (gesunder Menschenverstand — Gemeinsinn) sehr treffend, worin aller haltbare „Gemeinsinn“ wurzelt: in den einfachsten, durchschnittlichsten Vernunfteseinsichten, nicht in den verwickelten und verfeinerten.

Auch eine Ordnung wie die Familie ruht als wirkliche und wirk-same Gemeinschaft darauf, daß ganz handfeste und hausbackene Arten und Grade von Gefühlen einschließlich der „Liebe“ sie zusammenhalten. Jedes Vorwalten und Sichdurchsetzen differenzierter Denkweisen und Gefühlsansprüche wird der Familie als einem wirksamen Gemeinschaftsgebilde gefährlich: die geistige Affinität mit Fremden anstatt der Verbundenheit durch die Blutsverwandtschaft; das Pochen auf Individualität und Freiheit gegenüber der Einordnung ins Familienherkömmliche und seine traditionellen Bindungen; die Hervorkehrung des Psychischen, zumal Intellektuellen gegenüber den animalischen Urtatbeständen der größeren Stärke des Erwachsenen vor den Unerwachsenen, des Mannes vor dem Weibe; gar etwa Forderungen wie die auf ein Eigenrecht oder eine Eigenkultur der Jugend, anstatt des Faktums von deren Abhängigkeit und Unselbständigkeit. Da alle psychologische Differenzierung, gewollt oder nicht, auf Individualität, Intellektualität, Sensitivität und Relativität hinausläuft, so zersetzt, zerbröckelt, zerbricht sie schließlich den unbedingten Familienzusammenhang. Der konservative (feudale, patrizische, dynastische) Staat gründet sich an entscheidenden Punkten, wo nicht überwiegend, auf Familienzusammenhänge und -bindungen; der liberal-demokratische Staat schaltet derlei total aus seinen Einrichtungen, Anrechten und Verpflichtungen aus. Verwandtschaft als Politikum gilt ihm als Korruption, patriarchalische Verhältnisse beseitigt er, Patronage ist ihm ein Mißstand. Er ist möglichst wenig sozialorganisch, soviel wie möglich sozialorganisatorisch; die Differenziertheit seiner künstlichen Beziehungen geht ins Uferlose, alle Demokratien leiden mit der Zeit unter einer Überfülle differenzierter Bestimmungen (Gesetze, Paragraphen), ebenso wie die Auto- und Aristokratien umgekehrt unter der primitiven Rechtswillkür (Recht des Stärkeren) leiden.

Aber auch jede Kollegialverfassung zeigt die Primitivierung ihrer Wirksamkeit. Kollegien werden überall zu konservativen Mächten; denn sie funktionieren am bequemsten, wenn sie möglichst wenig ändern, wenn sie sich exekutiv, nicht produktiv, betätigen. Die administrative Veranlagung ist eine primitivere als die politische; verwaltet wird erfahrungsgemäß oft vorzüglich von Menschen, die gar nicht als sehr

„begabt“ erscheinen. Ein Hauptzug aller seelischen Differenziertheit ist der Spürsinn für Neues und das Verlangen nach Änderung. Der Künstler, der Forscher, der Denker, der Politiker, der Erfinder, der Glaubensstifter, sie alle wollen Neues, Anderes schaffen und sind alle daher ausgeprägte, oft extreme Individualisten; vielfach scheitert jeder Versuch eines Zusammenwirkens mit anderen bei ihnen. Erst wenn das Neue zum Geltenden und nun „Alten“ wird, tritt die kollektive Organisation in ihr Recht. Nahezu jede revolutionäre Bewegung, auf starken, oft sich gegenseitig hassenden und bekämpfenden Einzelnen beruhend, langt, wenn sie zu neuen Ordnungen kommen will, eines Tages bei „Kollegialbehörden“ an (Direktorium der Französischen Revolution, Kabinette der Fürsten, „Kammern“ usw.) und nivelliert sich damit zum Alltag und Durchschnitt. Kollegien haben die Tendenz, ausgesprochen indifferent zu werden.

3. Das **Integrierungsgesetz**. Die in jedem gemeingebildlichen Erleben und Wirken durch Nivellierung und Primitivierung erzeugte partielle Gleichartigkeit (Übereinstimmung) der Einzelbeteiligten wird von diesen elementar als eine psychophysische Einheit (nicht bloß Einheitlichkeit) empfunden.

Solche Einheiten (Massenpsyche, Geist eines Kollegiums, Volksbewußtsein usw.) wollen wir **Bewußtseinskollektive** nennen.

Das Bewußtseinskollektiv wird also ursprünglich nicht erfunden, konstruiert, erdacht, es ist keine bloße Fiktion. Es nimmt in seiner Weiterentwicklung oft so starke fiktive Elemente auf, daß es zur überwiegenden Fiktion werden kann (die „kochende Volksseele“, welche die Politiker brauchen und mißbrauchen). Aber von Haus aus ist die Täuschung, daß die in n Personen entstandenen Gleichartigkeiten nicht mehr n Gleichheiten, sondern eine Einheit seien, so elementar, wie die Täuschung, daß die Sonne sich bewegt und die Erde stillsteht, oder daß Parallelen (Schienenstränge) in der Ferne konvergieren u. dgl. Sie ist unausweichlich, wie hier die Sinnentäuschung des Augenscheins, so dort die Seelentäuschung des Erlebnisscheins. Es entsteht der Anschein eines (in Wirklichkeit nirgends nachweisbaren) „Gemeinganzens“, eines Bewußtseinskollektivs. In dieser originären Integrierungstendenz getrennter Gleichheiten haben wir die Ursprünge der Entstehung des „objektiven Geistes“ vor uns, der ja nicht durch die (z. B. niederschriftliche oder plastische oder musikalische) Objektivierung der Einfälle eines noch so großen Individuums entsteht, sondern erst dadurch, daß diese objektivierten Individualschöpfungen den Beifall, die Zustimmung, die Nachfolge vieler finden, sich also in Bewußtseinskollektiva verwandeln, die man von dort ab, wo sie von den Einzelbewußtseinen völlig losgelöst werden (also in Protokollen, Inschriften, Dichtungen, Bauten,

Gemälden, Melodien, Forschungsergebnissen, technischen Gebilden) als **Sozialintegrale** bezeichnen kann. Jedes Individualprodukt, das ein fixierter Bestandteil der geistigen Entwicklung wird, legitimiert sich damit (geschichtlich, kulturgeschichtlich, kunstgeschichtlich usw.) als Integration des gleichartigen Erlebens vieler, das einer „ausspricht“ und damit wie tausende von Einzelstrahlen in einem Brennpunkt vereinigt. Es ist bekannt, daß der individuelle Schöpfer oft dieser Sozialintegration seines persönlichen Produkts nur bedingt folgen kann, er bestreitet, daß die „Auffassung“ der vielen und ihr literarischer Niederschlag sich mit dem deckt, was er „gemeint“ hat, er verteidigt (meist vergeblich) seine „Individualdifferentiale“ gegen die kollektive Integration. In Sozialintegrale verwandelte Bewußteinskollektiva entfernen sich erheblich, als verflachte Einheiten, von dem sehr Verwickelten, was ihre Urheber damit gemeint haben: man denke an Humanität, Stoizismus, christliche Liebe (Karitas), Tugend, Ehre u. a. verflachte und veräußerlichte Inbegriffe menschlicher Lebensführungsgrundsätze!

Den Unterschied zwischen „Bewußteinskollektiv“ und „Sozialintegral“ wollen wir dahin bestimmen, daß das zweite ein Unterbegriff des ersten ist. Bewußteinskollektive entstehen überall, wo durch gemeinschaftliches Wirken und Erleben sich jene Täuschung von der Einheit des Übereinstimmenden zeigt, sie verflüchtigen sich oft ebenso wieder. Zu Sozialintegralen befestigen sie sich nur (und erstarren dann gern als solche), wo sie einen materiell fixierten Niederschlag finden (Literatur, Malerei, Baustil usw.). Eine „geschriebene“ Verfassung, die man sich gedruckt jederzeit kaufen kann, ist ein Sozialintegral, eine nur überlieferte, nie aufgeschriebene Konvention (so bindend sie sein mag) dagegen noch ein Bewußteinskollektiv. Volkslieder stehen manchmal in der Mitte zwischen beiden, ebenso ging es mit Mythen, Sagen, Märchen, Legenden. Eine Nichtschriftsprache ist Bewußteinskollektiv, eine Schriftsprache mit Grammatik, Wörterbuch usw. ein Sozialintegral. Neu sich bildende Bewußteinskollektiva erheben sich oft gegen fixierte („versteinte“) Sozialintegrale (die „Volksmeinung“ gegen eine Verfassung), umgekehrt gipfelt aber reformatorisches Wirken oft auch in einer Schöpfung neuer Sozialintegrale (Luthers Katechismen, der Code Napoléon, die Magna Charta und ähnliche), um eingerottete Bewußteinskollektiva auszurotten oder abzuschwächen. Aus diesen zwei Seiten der Angelegenheit erklärt sich der nie entschiedene Streit darum, ob kodifiziertes Recht fortschrittlicher und „frei aus dem Rechtsbewußtsein des gemeinen Mannes geschöpftes Recht“ reaktionär sei oder umgekehrt. Das eine wie das andere kann zutreffen; auch Sekten können starrer und bornierter sein als Kirchen, obwohl vielleicht jene keine kodifizierte Glaubenslehre haben, sondern im „freien“ Glaubensleben der Gemeinde aufgehen, diese aber Dogmen,

Rechtssatzungen, Dienstanweisungen und derlei mehr. Die Auseinandersetzung zwischen Bewußtseinskollektiven und Sozialintegralen ist im Grunde der ewige Gegenstand aller Geschichte. Denn auch die heroistische Geschichtsauslegung kann das nicht abstreiten, daß die stärksten individuellen Schöpfungen zwar den Massen oft aufgezwungen werden, aber geschichtlichen Bestand nur dadurch gewinnen, daß sie dann doch ins Bewußtsein von Massen aufgenommen und von ihm (wenn auch verflacht, nivelliert und primitiviert) festgehalten werden. Die geschichtliche Leistung ist immer eine Bewußtseinskollektivierung und oft darüber hinaus noch (z. B. als Verfassung, Kirche, Schulwesen) die Sozialintegrierung der schöpferischen Einzelleistung. Diese selber übrigens käme oft gar nicht zustande, wenn ihr Schöpfer nicht virtuell sich schon im Schaffen mit der Masse, an die er denkt, die er beglücken will, kollektivierte (siehe S. 73). Damit ist ja sogar zuweilen (nicht immer) eine virtuelle Nivellierung und Primitivierung der möglichen Integrierung zuliebe gegeben („aufs Publikum schielen“, „für den Erfolg schaffen“).

Quantenlehre der Bewußtseinskollektivierung.

1. **Umfangsgesetz.** Die Nivellierung und Primitivierung des Einzelnen wächst mit dem Umfang der Gemeinschaft, und zwar hinsichtlich ihrer Geschwindigkeit und ihrer Gründlichkeit.

Dieses Gesetz ist eines der wenigen psychologischen, die rein quantitativ ableitbar sind. Es bildet gleichsam die bloße Umkehrung der seelischen Individuationstatsache. Je größer die Anzahl gemeinsam wirkender oder erlebender Individuen ist, desto kleiner muß das Stück Seelenleben sein, das sie alle noch, jenseits aller individuellen Verschiedenheiten, gemeinsam haben. Mit wachsender Anzahl der Beteiligten reduziert ihr wahrscheinlich Gemeinsames sich immer gewisser auf die allgemeinsten Vorgänge und Inhalte jedes Seelenlebens, also auf die einfachsten Vorstellungsweisen, Gefühlsweisen, Erregungsweisen, Erinnerungsbestände, Phantasiepotentiale, Gesinnungsrichtungen, Ausdrucks- und Handlungsweisen. Hochdifferenzierte Persönlichkeiten können nur winzige Gemeinschaften bilden, in denen ihre differente Individualität zur Geltung kommt. Ihre wichtigste Gemeinschaftsgebildeform pflegt daher eine Zweifigur, die Freundschaft, zu sein. In einer so hochdifferenzierten Gemeinschaft wie der Freundschaft Goethes mit Schiller ist kaum ein dritter Dauerpartner denkbar. Wir wissen, wie empfindsam selbst solche Beziehungen zu sein pflegen, wie leicht sie am Unvergleichbaren der Individualität zerbrechen. Andererseits hätte ein Goethe zuviel an persönlichem Seelengut opfern müssen, um sich etwa in den Enthusiasmus breiter Volksbewegungen einzufügen.

Wo ungewöhnliche Individuen derlei dennoch tun, wird darum der Abstand ihres kollektiven Benehmens von ihrem individuellen um so bemerkenswerter. Es kommt das

2. **Distanzgesetz** der Bewußtseinskollektivierung zum Vorschein:

Der Abstand eines kollektiven Verhaltens von einem individuellen wächst mit der Ausprägung der beteiligten Individuation.

Dieses Gesetz bedarf nun keiner Erläuterung mehr. Es hat aber über die bedeutende Einzelpersönlichkeit hinaus noch eine völkerpsychologische Bedeutung von besonderer Wichtigkeit:

Die individual-soziale Spannweite

ist ein ethnisches Merkmal, welches wir bei verschiedenen Völkern, Stämmen, Nationen u. dgl. sehr verschieden groß vorfinden. Gemeint ist damit die Fähigkeit jedes Volksgenossen, sich in völkische Gesamterlebnisse widerspruchslos einzuordnen. Diese Fähigkeit ist z. B. bei den Mittelmeervölkern Europas viel stärker als bei den Germanen in Mittel- und Nordeuropa. Der Franzose, im Privatleben ein lebenswürdiger, anspruchloser Individualist, ist als Glied seiner Nation oft kaum wiederzuerkennen: hier wird er zum leidenschaftlichen, kampf-lustigen, anspruchsvollen Forderer, der sich besonders naiv mit der Gesittung, der Vernunft, dem Genius der Welt gleichsetzt. Seine individual-soziale Spannweite ist mit anderen Worten sehr beträchtlich. Ähnliches gilt für die Juden: die sonderbare Erfahrung, daß viele Nichtjuden, die judenunfreundlich gesinnt sind, damit immer nur „die“ Juden meinen und mit zahlreichen Einzeljuden auf sympathischem, ja freundschaftlichem Fuße stehen, leitet sich wesentlich mit aus der auffälligen Nivellierung und Primitivierung her, welcher der hochdifferenzierte Einzeljude unterliegt, sobald er als Teil der Gemeinschaft seinesgleichen in Erscheinung tritt. Selbst der Rückfall in persönlich überwundene Bewegungsformen, Gebärden, Mimiken, grammatische Redemängel wird dabei oft bemerklich. Die unstrittige Tatsache, daß Juden zu mehreren, besonders en famille etwa, fast unfehlbar als solche klassifizierbar sind, während schon vom südlichen Mitteleuropa ab die Diagnose des isolierten Einzelnen (z. B. ob „Jude“ oder „Südländer“) oft fraglich wird, hängt hiermit zusammen. Umgekehrt ist die individual-soziale Spannweite des Deutschen sehr klein, d. h. er sucht in jede Gemeinschaft hinein möglichst viel von seiner Individualität zu retten, er bleibt auch „en masse“ noch möglichst weitgehend „er selber“. Solche „Eigenbrötelei“ erschwert die Haltbarkeit großer Gemeinschaften und die Stetigkeit ihres Wirkens naturgemäß wesentlich. Damit hängen die bis heute fortdauernden Schwierigkeiten der Bildung eines beständigen Nationalbewußtseins, einer sicheren Volksgemeinschaft der Deutschen zu-

sammen; ebenso die „Vereinsmeierei“, die ja nicht in der Neigung besteht, Vereinsmitglied zu werden, sondern in der Vielheit des Vereinswesens, in der Zersplitterung; jeder ist Mitglied von soundso vielen Vereinen, weil er im anderen für sich sucht, was er im einen nicht findet. Ein Blick auf italienisches, serbisches, französisches, jüdisches Familienleben genügt, um dessen viel selbstverständlichere Kollektiviertheit, die viel leichtere Unterwerfung auch differenzierter Familienmitglieder unter die primitiven Instinkte und Konventionen der Familie zu gewahren (35), verglichen mit der germanischen Individuation auch in dieser sozialorganischen Gemeinschaftsform.

Obschon historische Faktoren an dem Maß von individual-sozialer Spannweite sicher mitbestimmend wirken, ist sie im Kern doch eine Rasseeigenschaft; wahrscheinlich eine der wenigen ganz sicheren, die wir kennen. Sie ist (für Europa) bei der mediterranen Rasse groß, bei der nordischen klein. Die Juden sind ja in der Hauptsache weiter nichts als ein Partikelchen des Ostflügels der Mediterranier (36). Es verdient aber angemerkt zu werden, daß sie auch, außer nach der individuellen Veranlagung, nach Geschlecht, Lebensalter und Bildungsstand verschieden ist. Jugendliche z. B. haben eine größere individual-soziale Spannweite als Ältere, dem anscheinend so ungebärdigen jungen Menschen ist es dennoch ein starkes Bedürfnis, in Gemeinschaften aufzugehen, welche die äußerste individuelle Selbstverleugnung verlangen. Ähnliches gilt für die Frauen. In beiden Fällen tritt übrigens noch ein neuer Teilfaktor des individual-sozialen Spannungsgeschehens auf: die Änderung der individual-sozialen Spannweite je nach der in Frage stehenden Gemeinschaftsform. Der jugendliche Mensch fügt sich schwer in die Familie, desto leichter in bündische Vereinigungen seinesgleichen ein; das Weib am leichtesten, sein „Ich“ aufgebend, in die Familie, schwieriger in bündische Vereinigungen. In beiden Fällen wird die Auswirkung der individual-sozialen Spannweite offenkundig durch das Walten generativer Instinkte gekreuzt und modifiziert. In anderen Fällen kann das Abwechselungsgesetz (S. 110) ähnliche Modifikationen erzeugen; wir werden einer Gemeinschaft überdrüssig und kehren gegen ihre nivellierenden Anforderungen unsere Individualität hervor, die wir in einer anderen, welche den Reiz der Neuheit hat, sofort wieder zurückzustellen bereit sind. Der Farbenreichtum an Möglichkeiten, der sich hier auftut, kann aber den fundamentalen Tatbestand der ethnischen, d. h. wohl rassischen Verschiedenheit der individual-sozialen Spannweiten nicht auslöschen. Er ist völkerpsychologisch, und zwar für entlegenste Vergangenheit wie für brennendste Gegenwart, von einer bisher noch lange nicht zureichend gewürdigten Tragweite.

Einen letzten Quantentatbestand der Bewußtseinskollektivierung lehrt uns das

3. **Tempogesetz der Sozialintegration.** Sozialintegrale befestigen sich aus Bewußtseinskollektivationen um so dauerhafter, je stetiger dieser Prozeß vor sich geht (d. h. je allmählicher der Kreis der mitseelisch Ergriffenen sich erweitert).

Dieses Gesetz ist psychologisch besonders interessant. Denn es spricht das Walten einer mitseelischen Urkraft in allem synthetischen geschichtlichen Schaffen aus: der Stetigkeit. Es ist eines der wenigen psychologischen Entwicklungsgesetze, auf welche sich die Geschichte verlassen kann. Der festeste Aggregatzustand eines Sozialintegrals ist der institutionelle, die „Einrichtung“. An den Einrichtungen — politischen (z. B. Regierungsform), sozialen (z. B. öffentliche Fürsorge), generativen (z. B. Ehe), moralischen (z. B. Strafrechtspflege), geistigen (z. B. Schulwesen) — läßt sich die positive Korrelation von allmählicher Entstehung und dauerhaftem Bestand geradezu exemplarisch studieren. Nicht einmal der Genius als Einrichter ist hier von der Gesetzmäßigkeit ausgenommen; gerade seine institutionellen Schöpfungen sind besonders rasch zerbrochen, wenn sie nicht von ihm selber oder seinen Mitarbeitern oder Nachfolgern zugleich sozialpsychologisch Schritt für Schritt untermauert wurden: Reich Alexanders d. Gr., friderizianischer Staat, deutsches Parlament; das letzte Beispiel zeigt besonders, wieviel haltbarer etwa der englische Parlamentarismus mit seiner stufenweise vollzogenen Einbeziehung immer weiterer Volksschichten in die Wahlberechtigung sich konstituiert hat, verglichen mit dem deutschen, dem sogleich das allgemeine, gleiche, geheime, unmittelbare Wahlrecht in die Wiege gelegt ward. Überall hier wird der Unterschied zwischen Bewußtseinskollektiv und Sozialintegral sehr klar sichtbar: das von Alexander d. Gr. erweckte Bewußtseinskollektiv „Hellenismus“ hat Bestand und entfaltet sich erst nach ihm zu seiner vollen Weite, das von ihm erschaffene Sozialintegral „Universalreich Alexanders“ zerfällt mit seinem Tode. Die Staatsmaschine Friedrichs d. Gr. geht, zwei Jahrzehnte nach seinem Hinscheiden, bei Jena zugrunde, aber das von ihm zu einer weltpolitischen Kategorie erhobene „Preußentum“ erweist sich als so stark, daß es eine magische Anziehungskraft gerade auch auf Nichtpreußen ausübt, es zu bewahren und in neuen Formen wiederaufzurichten (Stein, Hardenberg, Arndt, Gneisenau, Scharnhorst). Alle Versuche, ganz neue Familienformen reformatorisch aus dem Boden zu stampfen, sind nach kurzem gescheitert oder haben sich höchstens exceptionell, nicht generell zu erhalten vermocht (Wiedertäufer von Münster, Mormonenstaat, Kameradschaftsehe). Der mütterliche Sicherungstrieb des Weibes und der geschlechtliche Alleinbesitztrieb des Mannes drängen aus allen anderen Formen heraus zu monogamen Institutionen (die vielleicht sogar die ursprünglichen gewesen sind); da diese beiden Triebe der Gattung zugute kommen, also wie echte Instinkte wirken, so

erweisen sie sich immer wieder als die stärkeren gegenüber solchen „Reformen“, aber auch gegenüber dem gewiß starken, namentlich männlichen reinen Geschlechtstrieb auf freigewählte Lustbefriedigung, bei dem die Gattung zu kurz kommt. Polygame Familienformen pflegen daher erst recht strenge „Ordnungen“ und nicht etwa „freie Liebe“ zu sein. Nur in außerordentlich langsamen, Jahrhunderte bis Jahrtausende umspannenden Wandlungen haben sich dauerhafte Neuformen gattenden Zusammenlebens jeweils entfalten können. Die Bürgerherrschaft in Frankreich, in der großen Revolution auf Anhieb errungen, hat eines psychologischen Nachholeprozesses von 110 Jahren (mit den schmerzlichen Lehren zweier legitimen Dynastien, zweier cäsaristischen Despotien, der Boulangeade und der Dreyfusade) bedurft, um sich in der dritten Republik endgültig zu befestigen. Am heutigen Rußland sind wir Augenzeugen des Experiments, ein doktrinär aufgestülptes Sozialintegral (kommunistischer Staat) Schritt für Schritt erst in ein Bewußtseinskollektiv des Gesamtvolkes umzuwandeln und dadurch sicherzustellen: wenn sie überhaupt gelingt, wahrscheinlich eine säkulare Arbeit! Es ist bekannt, wie flüchtigen Bestand rasch zusammengeworbene Anhängerschaften zu haben pflegen; sie stehen meist „auf zwei Augen“ (eines Agitators, Gründers u. dgl.). Der Belege sind Legion.

Daraus folgt auch, daß solche Sozialintegrale am haltbarsten sind, denen die alltäglichsten, allgemeinsten Bewußtseinskollektive zugrunde liegen. Das ist z. B. im Staate das Sicherheitsbedürfnis des Durchschnitts. Ruhe und Recht gegenüber dem Nachbar, dem Konkurrenten, dem Käufer oder Lieferanten, dem Reichen oder Vorgesetzten sind dem kleinen Manne wichtiger als die Frage, ob er monarchisch, republikanisch, oligarchisch regiert wird. Jede Staatsordnung ist gefährdet, sobald sie die Rechts- und Polizeiordnung nicht mehr garantiert. Gneisenau hat einmal in wunderbarer Erleuchtung gesagt, die Sicherheit der Throne sei „auf Poesie“ gegründet! Die Prosa des Alltags will überhaupt „Ordnung“, gleichgültig welche; der politische Mensch eigentlichen Sinnes, der leidenschaftlich an das Heil bestimmter politischer Systeme glaubt, ist die Ausnahme, nicht die Regel. Die unerhörte Festigkeit kirchlicher Institutionen wurzelt in dem elementaren metaphysischen Anlehnungs- und Sicherungsbedürfnis des Menschen. Der Trieb, etwas Irreales als eigentlichen Daseinssinn zu glauben, ist menschenelementar; befriedigt ihn die eigentliche Religion nicht mehr, so klammert er sich mit religiöser Inbrunst an Gesellschaftsutopien, soziale Erlösung, primitiven Aberglauben, Mystik aller Art. Daher in der Menschheitsgeschichte die Engbegrenztheit und Kurzfristigkeit aller Aufklärungszeitalter. Die rationale Inbrunst ist eine Ausnahme; die große Masse wendet den abstrakten Verstand nur gezwungen und wo es gar nicht anders geht an.

Das Tempogesetz der Sozialintegration kann als ein „organisches“ Prinzip nur im bildlichen, nicht in dem S. 99ff. entwickelten echten Sinne bezeichnet werden. Denn das „Wachsen“ von Einrichtungen bezeichnet eben nur eine Analogie zum biologischen Wachsen, im Sinne eines allmählichen Werdens, Sich-Ausbreitens, Sich-Befestigens. Daß die Analogie dort besonders schlagend wird, wo echte biologische Wachstumstatsachen ins Spiel kommen, z. B. bei der Familie, wundert uns nicht. Trotzdem bleibt der Unterschied zwischen dem Erwachsen der Monogamie als Institution (etwa aus polygamen Vorstadien, wie im zeitgenössischen Islam) und dem Wachsen einer Einzelfamilie (durch immer neues Heranwachsen von Nachkommen) wohl auch dem Laien deutlich. Die Stetigkeit unseres Gesetzes ist also nur im bildlichen Sinne eine „organische“. Selbst das ist noch anfechtbar, denn viele wesentlichen anorganischen Prozesse (Weltkörperbildung, Gebirgsbildung, Gesteinsbildung, Strombildung usw.) sind genau so stetig (37) wie das Wachsen einer Pflanze oder eines Tieres. Auch diese Überlegung mahnt zur sparsamsten Vorsicht im Gebrauch der Bezeichnung „organisch“ für sozialpsychologische, überhaupt für außerhalb eines biologischen Einzelorganismus sich abspielende Vorgänge.

Entwußtseinskollektive? Manche Theorien (38) wollen gerade die seelischen Kollektivierungen (Volksseele, Massenpsyche usw.) im Unbewußten suchen. Soweit sie sich dabei nicht ins Mystische verlieren, sondern noch halbwegs auf empirischen Boden bleiben, könnte es sich wohl nur um die Entwußtseinsart des Unbewußten handeln, d. h. um bewußt Gewesenes, das unbewußt fortwirkt. Ein Kind kann kein „Nationalbewußtsein“ haben, denn was eine Nation ist, muß ihm erst gelehrt werden, anschaulich kann es sie ja in ihrer Totalität nicht erleben; auch Feiern bringen ihm nur kleine Ausschnitte von ihr zum unmittelbaren Erlebnis, was darüber hinausgeht, ist Wissen um ein Abstraktum oder Glaube an ein solches. Durch sinnfälligen Kontrast (Berührung mit einer Nachbarnation: „Grenzerlebnis“) kann die Konkretion dieses Abstraktums sehr lebendig werden, aber der binnenvölkische Jugendliche empfängt einen „Begriff“ der Nation nur durch Lehre und Schulung (Geschichte und Legende, Lied und Fest, Bild und Denkmal — die ja auch „erklärt“ werden müssen). Vieles so Erlernte sinkt ins Entwußtsein hinab, vermag aber, gleich allem dort Angesammelten, von dort her unter Umständen zu wirken; namentlich Stimmungen, Affektausbrüche, gefühlsmäßige Einstellungen, Gesinnungen, Haltungen zu erzeugen, ohne selber als Inhalt ins Bewußtsein zu treten. In diesem Sinne sind die gemeinseelischen Regungen genau so vielfältig entwußt, wie überhaupt alle psychophysisch in und an uns wirksamen Tatbestände teilweise ins Entwußte hinüberreichen und von ihm gespeist, modifiziert, gesteigert oder gedämpft werden. An

unserem kollektiven Erleben und Verhalten ist ebensoviele Entwußtes mitbeteiligt wie an unserem einseelischen Erleben und Verhalten auch.

Anders steht es um die davon klar zu trennende Frage, ob auch Unbewußtes als Vorbewußtes (nicht nur als Entwußtes), m. a. W. als überhaupt noch nie bewußt Gewesenes auf die bewußtseinskollektiven Tatbestände einwirken könne.

Solche Einwirkung wird z. B. unterstellt, wenn man von einer „Stimme des Blutes“ im Leben der Völker, als Hauptträger oder -element des Volksgeistes spricht. Sofern damit nichts als Eigenschaften gemeint sind, die an gleiche Rassenzugehörigkeit gebunden sind, ließe sich theoretisch ihr Vorhandensein gewiß nicht abstreiten (siehe schon S. 104). Aber sind sie, empirisch betrachtet, schon als „Rassengefühl“ oder „Instinkt“ („Stimme des Blutes“) recht ungesichert, so können sie ja für das Volksbewußtsein gar nicht in Betracht kommen, weil jedenfalls alle uns bekannten Kulturvölker, zumal die modernen abendländischen „Nationen“, sehr vielfältige Rassengemenge und -gemische sind. Die Aufrechterhaltung der hypothetischen „Stimme des Blutes“ führt dann zu so wertungsprallen, aber erkenntnisleeren, ja erfahrungswidrigen Behauptungen, daß nordisch-rassige Deutsche (blonde, blauäugige, langköpfige usw.) echtere, bessere Deutsche seien als andersrassige, mediterrane (also braunäugige, schwarzhäutige, brünetthäutige usw.) Italiener bessere Italiener als blonde, rosighäutige usw. Nirgends stimmt diese Folgerung mit der Wirklichkeit überein, ihre schlagendste Widerlegung ist die Nation mit dem gefestigtsten und anspruchsvollsten Volksbewußtsein, die britische. Eine gemeinschaftliche biologische „Nationalsubstanz“ gibt es gewiß nicht. Es ist möglich, daß regional sich verwandte biologische Züge herausbilden, daß also Landschaften oder Erdteile eine solche substantielle „Stimme“ erzeugen, aber die Nationen decken sich weder mit den landschaftlichen noch mit den kontinentalen Einheiten. Und in zusammengewehrten Massen, in allen Sozialaggregaten (s. S. 103) ist erst recht von so etwas keine Rede.

Wenn wir sagen, daß wir „unbewußt“ von einer Massenstimmung ergriffen, fortgerissen werden, so heißt „unbewußt“ hier weiter nichts als: ohne oder gegen die Hemmungen, die Kontrolle der vernünftigen Überlegung, des klaren Denkens, der konstanten Gesinnung, mit anderen Worten: „gefühlsmäßig“, irrational“, „in der Erregung“, „im Affekt“. Und wenn wir weiter sagen, daß wir in gewissen Fragen „unbewußt“ mit unserem Volke fühlen oder gehen, ihm Recht geben, für es einstehen, so heißt auch hier „unbewußt“ entweder: über jede logische Tüftelei hinweg elementar stimmungsmäßig, oder bekenntnismäßig ohne logische Nachprüfung, oder gesinnungsmäßig ohne intellektuelle Zerfaserung der Einzelfrage, und alles das heißt, psychogenetisch gesehen, wiederum

„gewöhnungsmäßig“, „erziehungsgemäß“, fällt also wesentlich unter den Entwußtseinsbegriff des Unbewußten.

Dennoch ist an der „Vorbewußtheit“ kollektiver psychophysischer Verhaltensweisen insofern etwas Richtiges, als die primitiveren (instinktiveren und affektiveren) Bestandteile unseres Erlebens und Verhaltens in einer intellektualisierten Kulturlebensform unmäßig zurückgedrängt und daniedergehalten sind, infolgedessen aber sozusagen immer auf gelegentliche Entfesselung „lauern“. Aber wieder ist es willkürliche Unterstellung, wenn man etwa sagt, in den kollektiven Verhaltensweisen brächen „atavistische“ hervor, die uns noch immer in physischen Anlagen latent vererbt seien, jedoch durch die Erziehung daniedergehalten würden. Diese primitiven Verhaltensweisen füllen ja noch größtenteils die früheste Kindheit aus und leben sich in ihr keineswegs „unbewußt“ aus; manche brechen auch (z. B. die Grausamkeit) in der Pubertät nochmals höchst bewußt hervor. Sie werden durch Erziehung und Gesittung gebändigt — also „entwußt“ gemacht, denn eine erfolgreiche Erziehung soll es ja dahin bringen, daß wir nicht etwa zeitlebens gegen diese Regungen, wenn auch siegreich, zu kämpfen haben, sondern daß wir von ihnen überhaupt nicht mehr heimgesucht werden. „En masse“ betragen sich wirklich viele Menschen wieder „kindisch“, schließlich sogar „tierisch“, und die Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen, daß, je primitivere Schichten des Seelischen aufgerührt werden, dann auch Anlagen aufbrechen, die überhaupt noch nie psychisch sich geäußert hatten, sondern völlig latent schlummerten. Aber die gewissere Regel ist es, daß in der Nivellierung und Primitivierung (S. 114, 116) der Kollektivierung solche Regungen Leben gewinnen, die wir im Erziehungs- und Selbsterziehungswerk beherrschen gelernt hatten, mit anderen Worten, daß Entwußtes wieder vorherrschend ins Bewußtsein aufsteigt.

Auch die geschichtliche Erfahrung zeigt, daß wirklich große und tiefe Gemeinschaftszusammenhalte nicht rein instinktiver Art sind, sondern auf bewußt aufgenommenen, eingepflanzten Lehren beruhen. Die Kirchen, die hierin die längste Erfahrung haben dürften, haben immer gewußt, daß man mit bloßen primitiven Gefühlsfaktoren, mögen sie noch so elementarkräftig sein, auf die Dauer keine Gemeinde zusammenhält, sondern daß es eine Gemeinde der Gläubigen sein muß, d. h. daß konkrete Vorstellungsinhalte und Begriffszusammenhänge, eben Lehren, unanfechtbar von der Seele Besitz ergriffen haben müssen. Gerade Massen lassen sich nur damit bei der Stange halten. Die Glaubensgrundgehalte werden nicht ohne Grund auswendig gelernt, so bewußt sollen sie (sozusagen noch „im Schlafe“) dem Gläubigen sein. Die verlässlichste abendländische Religionsgemeinschaft, die katholische, pflegt nicht umsonst das Lippengebet und die Ohrenbeichte: die

Masse soll nicht ins emotionale Hindämmern versinken, sondern das gemeinsam Geglaupte immer wieder bewußt bekennen. Je massen-umspannender sich der moderne Nationalismus entwickelt hat, desto konsequenter ist auch er zu immer bestimmter formulierten Einzellehren, zu einer Art Dogmatik gelangt, weit über eine rein stimmungsmäßige, „schlichte“ Vaterlandsliebe hinaus. Auch die völkische Leidenschaft ist als solche ein Bewußtseinskollektiv, und als Entwußtseinskollektive strömen ihr in Augenblicken der Massenerregung naturgemäß jene durch die kollektive Primitivierung entfesselten Emotionen zu, die in uns allen auf dem Urgrund der Psyche ruhen und durch die Erweckung jeder „Idee“ dienstbar gemacht werden können.

Volksbewußtsein, Standesbewußtsein, Stammesbewußtsein, Klassenbewußtsein u. dgl. wird also schon sprachlich mit gutem Recht als „Bewußtsein“ bezeichnet. Es ist gerade auch in den Gemeinschaftsveranstaltungen, die derlei pflegen, höchst bewußt an Erlebnis wie an Auswirkung und empfängt aus dem Unbewußten, sei es Entwußten, sei es Vorbewußten, nur diejenigen emotionalen Zuschüsse, die überhaupt von dorthier jeder erregten Bewußtheit eines Vorstellungsganzen zufließen. Ja, je mehr es sich um „Massen“ handelt, in denen ein Kollektivbewußtsein wirksam sein soll, desto bewußter muß dieses Kollektive eingepflanzt und gepflegt werden, damit es wirksam und haltbar sei. Entwußtseinskollektive können am ehesten walten in sehr kleinen Gemeinschaften emotional sehr elementar verbundener Menschen, also in der Liebe, dem Familienleben, der Freundschaft. Auch da wissen wir, daß die Stiftung des Kollektivs (samt dem Integral, s. S. 119, 120) immer ein sehr bewußter Akt ist: zwei Frischverliebte wissen genau, daß sie immerfort zusammensein möchten, weil sie sich liebhaben; Altverheiratete können so schwer auseinander, weil das einst Bewußte allmählich anhängliche Gewöhnung geworden ist, d. h. entwußt und als solches „unbewußt“ auf alles Tun und Lassen wirkt.

Als einziges echtes Unbewußtheitskollektiv erscheint die Elementartatsache der menschlichen Natur, überhaupt eine gesellige Natur zu sein. Man kann sagen, der Mensch hält es ohne Mitmenschen, real, virtuell oder mindestens imaginär (siehe S. 76 f.) keinen Augenblick aus. Das wird uns allen nur gelegentlich bewußt (z. B. in der physischen Einsamkeit), und das ist ohne Zweifel ein Stimmungsurgrund unseres ganzen Verhaltens, der nicht erst im Bewußtsein klar erlebt worden ist, um dann entwußt zu werden, sondern der als geselliger Instinkt unbedingt vorbewußt lebt und wirkt. Wie wir ja wahrscheinlich alle echten Instinkte nicht als einmal bewußt zustande gekommene und dann entwußt gewordene, sondern als vorbewußte Verhaltensweisen, die ontogenetisch oder phylogenetisch allmählich zur Bewußtheit aufsteigen, auslegen müssen. Gemeinschaft im allgemeinsten Sinne,

mitmenschliches Verbundenseinwollen schlechthin, ist das einzige Vorbewußtseinskollektiv, das unser menschliches Verhalten und Erleben weitgehend beherrscht, ehe wir uns dessen und meistens ohne daß wir uns dessen bewußt werden.

V. Hauptabschnitt.

Einseelische Gestaltung aus mitseelischer Beziehung.

(SPs des Ich. „Sozialcharakterologie“.)

Wodurch die persönliche Eigenart erzeugt wird, ist auch in den wissenschaftlich forschenden Zeitaltern eine vielumstrittene Frage geblieben, ja in mancher Hinsicht erst recht geworden. Erbhypothese und Milieuhypothese stehen sich besonders schroff gegenüber; zwischen ihnen bewegen sich allerlei Vermittlungsversuche. Es beeinträchtigt den rein wissenschaftlichen Austrag der Meinungsverschiedenheiten nicht wenig, daß jede Hypothese von großen politischen Lagern mit Beschlag belegt ist, die Erbansicht besonders in der Gestalt als Rassendogmatik vom modernen Nationalismus, die Milieuansicht besonders in der Gestalt der ökonomischen Geschichtsauffassung vom modernen Sozialismus. Nicht immer haben selbst verdiente Gelehrte die Distanz zu solchen Zweckmißbräuchen gewahrt, zu welcher die Wissenschaft in ihren der reinen Erkenntnis des Tatsächlichen und Richtigen dienstbaren Kontroversen verpflichtet ist.

Physiologische Psychologie und SPs würden überflüssig, jene wenn an der Vererbtheit individueller Eigenschaften, diese wenn an deren Umweltbestimmtheit nichts wäre. Die unvoreingenommene Beobachtung ausnahmslos jedes Menschen in seiner Lebensentwicklung zeigt, daß an beiden etwas ist. Jeder trägt angeborene Anlagen durch sein Dasein, an denen keine noch so brutale Einwirkung etwas zu ändern vermag; seelische so gut wie körperliche. Jeder zeigt aber auch verändertes Verhalten, veränderte Fortentwicklungen, veränderte Leistungen je nach der auf ihn einwirkenden Umgebung. Vielleicht ließe sich das Kompromiß zwischen den entgegengesetzten Theorien dahin formulieren: daß die Elemente unseres persönlichen Wesens unabänderlich in uns angelegt sind, daß aber die Art und Weise ihrer synthetischen Zusammenfügung und damit das Ergebnis unseres persönlichen Lebens entscheidend durch die mitmenschlichen Verflochtenheiten bestimmt werden. Dies entspricht auch am genauesten den heutigen biologischen Einsichten. Wir wissen, daß eine bestimmte Primel nur die Anlage in sich trägt (39), entweder weiß oder rot zu blühen, aber je nach der Temperatur, in der man sie hält, blüht sie weiß oder blüht sie rot. Auch psychisch, in diesem Bilde zu sprechen, kommt ein Indivi-

duum mit der festbegrenzten Anlage zur Welt, z. B. weiß oder rot zu blühen; ob es ein Weißblüter oder ein Rotblüter wird, das hängt von der „sozialpsychischen Temperatur“ ab, in die es gerät; keine irgendwie geartete Temperatur aber vermag einen Blaublüter aus ihm zu machen, denn dafür fehlt es ihm an der Erbanlage.

Der Vergleich scheint in einer Hinsicht zu hinken. Jene Primel blüht weiß, wenn man sie in die wärmere, und blüht rot, wenn man sie in die kältere Umgebung bringt. Was aber die mitseelische Umwelt an einem Menschen hervorbringt, das ändert sich, namentlich im erwachsenen Leben, nicht immer ohne weiteres wieder in der anderen möglichen Richtung, wenn er in die entsprechend andere Umwelt versetzt wird. Es sind „persönlich endgültige“ Ergebnisse entstanden, die in diesem Einzeldasein nicht mehr korrigiert werden können. Doch auch hierzu gibt es biologische Parallelen. Die Primel, die man vom Samen an in hoher Temperatur zum Weißblühen „erzogen“ hat, tut uns nicht mit Sicherheit den Gefallen, prompt rot zu blühen, wenn sie nun in niedrige Temperaturen versetzt wird. Sondern sie blüht unter Umständen gar nicht — sie geht ein. Wir wissen, daß Pflanzen gegen unvermittelte oder späte Milieuwechsel äußerst empfindlich sein können. Eine solche Pflanze ist gleichsam die persönliche Eigenart der Menschenseele. Kommt sie zu spät oder zu unvermittelt oder ohne richtige Pflege in ein bisher unvertrautes, wenn auch an sich „richtigeres“ Milieu, so reagiert sie darauf nicht mehr mit Umwandlung, sondern mit Verkümmern, Abwelken, Unfähigkeit sich zurechtzufinden. Mit anderen Worten: die mitseelische Umwelt ruft nicht bloß Reaktionen hervor, sondern setzt unter Umständen Entwicklungen, die nicht mehr umkehrbar sind. Aus den erblich gegebenen Elementaranlagen gestaltet („modelliert“) die mitseelische Umwelt die in vielen Beziehungen nicht mehr abänderliche Individualität.

Natürlich ist hieran nicht bloß die mitseelische Umwelt beteiligt. Mancherlei Tatbestände sprechen dafür, daß auch die physische Umwelt, sei es durch physiologische Einwirkungen (als Wetter, Klima, Boden, physische Lebensform, z. B. Ernährungsweise, die sie aufnötigt oder nahelegt), sei es durch psychologische Eindrücke und ihre Verarbeitung (als Landschaft; als Stadt, als Haus, Baulichkeit, Wohnung) nicht nur Augenblicksreaktionen, sondern Dauerformungen an der ihr ausgesetzten Persönlichkeit hervorruft, mag auch die Entstehung von individuellen oder ethnischen Eigenschaften namentlich aus klimatischen oder landschaftlichen Ursachen zeitweilig stark überschätzt worden sein. Diesen Entwicklungsanteil darzustellen, ist nicht die Aufgabe dieses Lehrbuches (40).

Zwischen beiden Einflußsphären, der psychischen und der physischen Umwelt, gibt es aber Übergangstatbestände, auf die wenigstens hin-

gewiesen werden muß. Sie zeichnen sich besonders klar ab, wo es sich um einfühlendes Erleben (siehe auch S.28) an der „tektonischen“ Umwelt handelt: hier wirken nicht mehr bloß bestimmte Bauformen, Möbelformen, Werkzeugformen seelisch so oder so ein (z. B. Weite oder Enge, Ruhe oder Unruhe usw.), sondern sie werden gleichsam repersonifiziert zu Ausdrucksformen einer vergangenen Menschensinnesart, die sie so geschaffen hat und mit der man in Kontakt tritt. Es findet also eine Art virtueller Gemeinschaft (und nicht selten imaginärer) statt, am häufigsten mit einem „Bewußtseinskollektiv“ der Vergangenheit, als dessen „Sozialintegral“ ihr Formenstil entstanden ist. Es ist vor allem die „romantische“ (siehe unten) Wesensart, die sehr stark in solchem dinglich überkommenen (tatsächlichen oder vermeintlichen) einstigen „Zeitgeist“ lebt, also virtuell oder imaginär mit ihm in psychische Wechselbeziehung tritt, woraus sich ihr dann eine starke Realisierungs- d. h. Wiederherstellungstendenz zu ergeben pflegt.

Verwandtes vollzieht sich aber auch an der Naturumwelt als Landschaft. Das ganze moderne Landschaftserlebnis, zu dem sich nur am Ausgang der Antike Keimspuren, im Mittelalter kaum solche finden, beruht auf einer nicht mehr mythisch gläubigen (d. h. die Natur mit wirklichen Wesen, Göttern, Geistern usw. bevölkernden), sondern „uns“ in sie hineinprojizierenden, Stimmungen, Eigenschaften, Gesinnungen ihr unterschiebenden Personifikation, welche uns Elemente oder Synthete oder Zustände der Natur als „erhaben“, „trotzig“, „ernst“, „keusch“, „heiter“, „drohend“, „erhaben“, „wehmütig“, „schweremütig“ u. dgl. m. empfinden, richtiger auslegen oder abstimmen läßt. Allerdings bleibt das dabei sich entfaltende Gemeinschaftserlebnis notwendig imaginär (ebenso wie das mythische einst völlig real war) und kann nicht einmal virtuell werden, wie dasjenige an einer alten Stadt, Kirche, Burg, Wohnung, denn diese sind ja von realen Menschen jener Zeit (also virtuellen Mitmenschen von uns) hergestellt und gebraucht worden, sie sind die Integrale eines einst lebendig menschlichen Bewußtseinskollektivs; die Natur aber ist das nicht, wofern sie nicht selber „Kulturlandschaft“ ist und damit in jene Gruppe hinübergehört. In sie (die Natur) bilden wir menschliche Züge ein („imaginär“), aus den Objekten der Kultur spüren wir menschliche Züge („virtuell“) heraus.

Realistisch — Romantisch: Dies ist der Grund- und Urgegensatz, nach dem sich die Menschen hinsichtlich des psychologischen Ausgangsfeldes ihrer durch die mitmenschliche Umwelt hervorgerufenen und gelenkten Persönlichkeitsentwicklungen einteilen lassen. Jeder Mensch spricht schon in der ganz frühen Kindheit auf seine Umgebung realistisch oder romantisch an; mindestens im eigentlichen Spielalter des Kindes arbeitet sich dieser Unterschied unverkennbar heraus. Die Bevorzu-

gung der Spielweise und die Leistung im Spiel wird ganz wesentlich von ihm bestimmt.

Der Begriff des Romantischen muß für diese Erkenntnis von demjenigen Kontrastbegriff abgelöst werden, mit dem er in partieller Bedeutung und aus zeitlichen Motiven zusammenkonstruiert worden ist — vom Begriff des Klassischen. Dieser vielberufene Gegensatz ist überhaupt nur ein kunstwissenschaftlicher und selbst als solcher nur teilgültig, weil zum anderen Teil der Klassizismus (gerade der deutsche) selber eine Spielart von Romantik gewesen ist. Nämlich eine Spielart des Lebens (und Schwelgens) in

Irrealität, und dies macht den Inbegriff der romantischen Wesensart aus! Die romantische Seele liebt alles Irreale mehr als alles Reale. Sie liebt Schein und Traum, die Vergangenheit (die niemals wieder real werden kann), fernste Zukunft (nicht die nächste, die bald real sein wird), z. B. die „letzten Dinge“, utopische Prophetien, Chiliasmen, platonische Anbetung, sie schwelgt in Briefen und Märchen und Mythen, in der Musik mit ihrem ungreifbarsten Substrat, den Tönen, die nichts real Gegenständliches aufzwingen, in Sage und Legende, in Ferne und Schleier, in allem, was vieldeutig und geheimnisvoll ist, sie stellt das Gefühl vor den Verstand, die schweifende und flüchtende Phantasie vor die ergründende Erkenntnis, die Stimmung vor die Gesinnung, die Ahnung vor das Wissen, die Illusion, ja die Halluzination vor die Wahrnehmung. Entweder flieht sie vor dem Realen ins Irreale, oder sie sucht das Reale zu irrealisieren. Sogar an der unmittelbarsten Realität, die ihr noch am meisten gilt, dem eigenen Ich, liebt, betont, entfaltet sie überwiegend das Irreale, schwelgt sie in Traumwünschen, die nie real erfüllt werden wollen, in Bewußtseinsspaltungen, im Unter- und Dunkelbewußtsein, in „Privattheater“ (41) und schließlich in Hysterie. Von der dichtenden Kraft bis zur hysterischen Ohnmacht spannt sich die irrealer romantische Welt.

Dabei ist die romantische Art eine eminent, ja leidenschaftlich mitseelisch eingestellte Wesensart; man könnte sie (mit einem sprachlich gewagten Superlativ) die „mitseelichste“ Veranlagung, die es gibt, nennen. Ihr häufiges Einsamkeitsbedürfnis steht dazu in keinem Widerspruch. Denn sie sucht oft die Abkehr von der mitmenschlichen Realität, um sich ungehemmt der mitseelischen Virtualität und Imagination hingeben zu können (Virtualität: seelischer Umgang mit fernen Menschen, unerreichbaren, z. B. auch gesellschaftlich unnahbaren, mit Toten; Imagination: seelischer Umgang mit Geistern, mit Traumgestalten, erdichteten Gestalten, Idealen und Idolen). Der eigentliche Feind und Abscheu des Romantikers sind die Dinge, die wirklichen Dinge. Sie werden ihm nur erträglich und zugänglich, wenn er sie personifiziert, beseelt, „vermenschlicht“, „Mitwesen“ aus ihnen macht.

(Hier tut sich der Gegensatz zum künstlerisch „Klassischen“ auf, das an Echtheit, Klarheit und Maß der Dinge nicht gerade sein Genüge, aber jedenfalls tiefe Genugtuung findet, daher denn die Baukunst immer seine eigentliche Domäne sein wird).

Von der Beziehung zu den Dingen aber hat der Realismus seinen Namen! Kenntnis der Dinge und ihrer realen Zusammenhänge, Herrschaft über die Dinge, Besitz der Dinge macht die Befriedigung der realistischen Wesensart aus. Umgekehrt wie der romantischen wird ihr dann auch der Mitmensch zur „Sache“. Der Realist versachlicht alles, nämlich alles Wirkliche, das ihm allein das bedeutet, woran man wirken kann. Das Unwirkliche, schöner Schein, Traumwelten sind ihm nichts. Höchstens nützt er auch derlei ausschließlich nach Wirklichkeitswerten aus: Dichtung etwa ist ihm Unterhaltung oder Belehrung, bildende Kunst Schmuck, Repräsentation, Reichtumsbekundung, Musik ein Stimmungstimulans. Briefe zu schreiben, außer den geschäftlichen, liegt ihm nicht. Er ist „unhumanistisch“: Geschichte, alte Sprachen und ihre Literatur sind ihm totes Zeug, Unwirklichkeiten, Schriftstellerei ein müßiger Luxus, Religion ein Bändigungs Werkzeug für die Massen oder allenfalls eine Lebensversicherung gegen eigene Gewissensunruhe. Er mißt alles an Leistung, Ergebnis, Wirken und ist leicht blind für „Imponderabilien“, für die virtuellen, imaginären, spielerischen und träumerischen Kräfte, die auch am Zustandekommen und Sichwandeln der Realität Anteil haben.

Diese zwei Wesensarten sind zunächst als Angeborenheiten gegeben. Sie werden schon ganz früh sichtbar. Das romantische Kind neigt zur Vereinsamung, Kameradenscheu, selbst Angehörigenscheu, „Märchentanten“ sind sein bevorzugter Umgang, es spielt gern für sich, wachträumt, instinktiv drängt es zum frühzeitigen Lesenlernen, in dem es einen Hauptschlüssel zu imaginären Welten ahnt, dann wird es zur „Leserratte“, bevorzugt phantasiestarke Lektüre, mythische und historische, ist technisch ungeschickt, überhaupt unpraktisch, ist gern „immer woanders“ mit seinen Gedanken. Ein ausgesprochener Zug zu weiblichem Umgang, in welchem das Irreale und Irrationale, Träumende und Gläubige auf seine Kosten kommt, ist die Regel. Oft setzt schon sehr früh die Traum- und Spielerotik samt Masturbation ein, gegenüber der sexuellen Realität bleiben meist sehr lange, über die Pubertät hinaus, oft das ganze Leben hindurch, Befangenheit, Scheu, Unsicherheit, Hemmung bestehen; die „platonische Schwärmerei“ bildet das Hauptstück der Liebesbetätigung, nicht selten noch im vorgerückten Lebensalter. Umgekehrt findet das realistisch veranlagte Kind selbstsicher den Weg zu allem Realen. Es ist wahllos gesellig, kämpft und rauft, stellt handfeste Bubenstreiche an, lernt in der Schule am ehesten das Nützliche und selten mehr als das unbedingt Nötige, tauscht und

feilscht gern, erfaßt (während ihm etwa die Algebra oder analytische Geometrie Schwierigkeiten macht) verwickelte Geldbeziehungen oder technische Konstruktionen ganz rasch, ist manuell gewandt, weiß sich immer zu helfen, bastelt lieber, als daß es liest. Aufsätze sind ihm ein Schrecken, Zeichnungen ein Vergnügen. Es ist sprachlich nüchtern und derb, im Ausdruck oft schwerfällig, aber anschaulich, treffend; in der Liebe unkompliziert, findet es rasch den Weg zu den sexuellen Gegebenheiten.

Dies sind die beiden Urtypen der Stellung des menschlichen Einzelwesens zu Leben und Welt. Jeder Mensch gehört ursprünglich einem davon überwiegend an oder trägt Elemente von beiden in sich („Bruch“ im Wesen). Was macht die Umwelt aus diesem romantischen oder realistischen „Seelenmaterial“? Wozu formt sie es aus?

Reihe der sozial-individualisierten Lebensformen: Sozialcharaktere.

1. **Schöpferische Menschen.** Die Frage, ob geniale Schöpferkraft eine immer und nur angeborene Eigenart sei oder auch „geweckt“, ja entwickelt, umgekehrt erstickt werden, verkümmern, ungeweckt oder unentdeckt bleiben könne, ist unendlich viel diskutiert. Zu ihrer Klärung ist folgendes festzustellen:

Niemals ist ein Kind je schöpferisch gewesen. Die frühesten schöpferischen Leistungen z. B. in der Musik und Mathematik, in der die „Wunderkinder“ und „Frühgenies“ besonders häufig sind, liegen frühestens auf der Höhe der Pubertät (Mozart, Mendelssohn, Gauss, Abel). Es können präpubere Vorzeichen künftiger Genialität auftreten, aber ebensowohl wieder verschwinden, ohne daß es je zu einer schöpferischen Leistung kommt (enttäuschende „Wunderkinder“). Diese Bindung an die Geschlechtsreife ist natürlich ein biologisches Faktum, aber daß häufig nicht etwa gleich mit der organischen Umwälzung der Geschlechtsreife schöpferische Genialität in Aktion gerät, sondern nur frühestens dann, in Wirklichkeit aber oft viel später, auf der Lebenshöhe erst oder („Spätgenialität“: Kant, Fontane) gar an der Schwelle des Alters, dies zeigt die Mitwirkung erlebnispsychologischer Kräfte, die in Erfahrung, Enttäuschung (Tragik), Leid, Belehrung, geschichtlicher Konstellation und ähnlichem gegeben sein können. Auch wird nicht selten ein an sich genialer Einfall erst durch lange Reinigung mittels Belehrung, Kritik, Enttäuschung zu einer wirklich schöpferischen, d. h. objektiv umwälzenden Leistung (z. B. bei Robert Mayer in jahrelanger Mühsal das ingenios konzipierte, aber anfangs ganz irrtümlich gefaßte und erläuterte Prinzip der Erhaltung der Kraft) (42).

Ob schöpferische Leistungen allerhöchsten Ranges unter ungünstigen Lebensumständen ausbleiben können, während sie unter günstigeren zustande kommen würden, ist eine unentscheidbare, weil dem Experi-

ment entzogene Frage. Wahrscheinlich setzt das Genie sich gegen alle Hemmungen um so gewisser durch, je größer es an Genialität ist. Aber die geistige und materielle Gütermehrung der Menschheit ist nicht nur solchen Genies zu danken. Schöpferisch im echten Sinne, d. h. völlig Neues schaffend, wie es vorher niemand geahnt und zuwege gebracht hatte, sind auch viele bescheideneren Erfindungen, Entdeckungen, Erkenntnisse. Und in deren Bereich hängt die Entfaltungsmöglichkeit zu schöpferischer Leistung sicher sehr erheblich von Umweltfaktoren ab, sowohl dem Zeitpunkt (und damit z. B. dem Zurechtkommen!) als auch dem Grade der Leistung nach. Unter diesen Umweltfaktoren steht der Erfahrung nach die Gruppe der mitseelischen obenan.

Ein schlagender Beleg dafür ist die Herstammung von auszählungsmäßig etwa 70—80% aller schöpferischen Menschen aus der mittel- und kleinbürgerlichen Gesellschaftsschicht und ihr Aufwachsen in der entsprechenden sozialen Atemluft. Dies ist überraschend und im Grunde gegen die Annahme, die man machen sollte. Denn an sich läge es näher, daß die eigentliche Oberschicht mit der geistig vielseitigeren Atmosphäre, in der ihre Kinder aufwachsen, der größeren Selbstsicherheit des Auftretens und überhaupt dem weitgespannten Wirkensdrang — und daß die eigentliche Unterschicht mit ihrer rerum novarum cupido, ihren revolutionären Ladungen und ihrer Pietätlosigkeit gegen Geltendes die Neuschöpfer der Menschheit stellte. Geschieht das trotzdem aus der innerlich bescheidenen, selbstgenügsamen, ehrerbietig und pietätvoll gestimmten, mit dem engen Zirkel ihres Daseins zufriedenen Mittelschicht heraus, so müssen sozialpsychische Faktoren im Spiele sein, die von der (z. B. familiären) Umwelt her auf die jugendliche Seele wirken.

Hier tritt uns nun eine eigentümliche Mischung von realistischen und romantischen Momenten entgegen, die derjenigen im schöpferischen Leisten selber ähnlich und darum für dieses ein so günstiger Boden ist.

Denn schöpferische Leistung kann ohne realistischen und romantischen Anteil überhaupt kaum entstehen, und die bescheiden-bürgerliche Kollektivatmosphäre sorgt besonders verlässlich dafür, daß beide Anteile verfügbar sind, sie liefert sozusagen dem realistischen Kinde romantische und dem romantischen Kinde realistische Zuschüsse, oder sie bewahrt, wo die rechte Mischung schon angeboren ist, das heranwachsende Ich vor dem Verlust, vor der Beschädigung des einen wie des anderen Bestandteils.

In dieser sozialpsychologischen Feststellung konzentriert sich das, was heute als „soziologische“ Erklärung („Theorie“) der schöpferischen Leistung überhaupt vor der Erfahrung bestehen kann.

Hier kann nur ganz knapp gesagt werden, worin das Individual-

schöpferische psychologisch besteht: In einer merkwürdigen Verbindung von Realität und Illusion. Der Begriff des Schöpferischen enthält die beiden Merkmale des Neuartigen und des Wirksamen. Alles echt Schöpferische kennzeichnet sich durch originelles Gepräge und praktische Tragweite (die freilich oft erst nach geraumer „Karez“zeit, dann oft desto stürmischer in Erscheinung tritt). Das Neue bringt es mit sich, daß das Schöpferische nicht nur auf die Mitwelt als Illusion („unverständlich“, phantastisch, utopisch) wirkt, sondern daß es auch im schöpferischen Geist so entsteht. Der produktive Einfall ist selten eine greifbare Schlußfolgerung aus vorhandener Wirklichkeit, sondern meist eine Eingebung im Gegensatz zur vorhandenen Wirklichkeit: alles „spricht dagegen“. Es kostet gewöhnlich unerhörte Mühsal, die Brücke vom Einfall zur Wirklichkeit zu bauen. Aber diese oft sehr leidvolle Mühsal erst ist das Kennzeichen des wirklichen Schöpfers: der nicht ruht, bis er seine Illusion realisiert, man kann ebenso gut sagen seiner Illusion die Realität unterworfen hat. Der bloße Träumer, der Geistreiche, der Feuilletonist bleiben in den Einfällen hängen. Den wahrhaft produktiven Geist drängt es, seine Eingebungen zu realisieren. Ob es ihm immer praktisch gelingt, ist eine andere Frage. Der leidenschaftliche Drang dahin aber darf nicht fehlen (43). Dies alles gilt für alle produktiven Leistungen (pro-ducere heißt nicht ohne Grund wörtlich: vorwärtsführen!), ob künstlerische oder staatsmännische, religiöse oder wissenschaftliche, technische oder ökonomische.

Die schlicht bürgerliche Atmosphäre bietet nun dem heranwachsenden Menschen das zuverlässigste Gemisch von Illusion und Realität, gleichsam wie von Sauerstoff und Stickstoff — zuverlässiger als die proletarische, die feudale (und großbürgerliche) und selbst die ländlich-bäuerliche Atmosphäre dies vermag. Wieso?

1. Gegenüber den sorglosen, verwöhnenden, anspruchsvollen Sphären der Bourgeoisie, des Patriziats, der Feudalität, des höfischen Lebens bewahrt sie vor realer Frühreife, vor einem Übermaß verfrühter Erlebnisrezeption, und läßt der spontanen Entfaltung, der „Aus-sich-heit“ der Seele wohlthätigen Spielraum. Sie nährt namentlich die Phantasie auf gesunde Art, indem diese auf sich selber gestellt ist und nicht durch zuviel fertig Dargebotenes erstickt wird (primitives und selbstgeschaffenes Spielzeug statt fertigem und überfeinertem!)

2. Sie ist gläubig in Ansehung des menschlichen Aufstiegs und Fortschritts durch individuelle Leistung. Dieser sehr wichtige Faktor macht ein Merkmal bürgerlicher Lebenseinstellung überhaupt aus. Der spezifisch bürgerliche Ehrgeiz besteht darin, daß einer durch eigene Leistung sich zur Geltung legitimiere, nicht (wie der feudale Ehrgeiz), daß er Anspruch auf Geltung mitbringe (aus seiner Geburt), oder wie der proletarische, daß nur Massengeltung ein erstrebenswertes Ziel und

Einzeleistung ausschließlich ihr dienstbar zu sein habe. Der unbedingte (manchmal starrsinnige) Leistungsindividualismus ist aber eine Voraussetzung echten Schöpfertums.

3. Sie ist nüchtern genug und materiell karg genug, um die harten Realitäten des Daseins nicht aus dem Auge verlieren zu lassen. Das Schlichtbürgerliche ist geradezu eine spezifisch realistische Atmosphäre, es hat auch in der Kunst den bevorzugten Stoff und Schauplatz realistischer Gattungen gebildet. Andererseits ist es nicht so dürftig, daß es in der stündlichen Daseinsnot alles andere erstickte, wie das eigentlich proletarische Milieu: daher zu diesem die „naturalistischen“, richtiger: „brutalistischen“ Kunstgattungen in Wahlverwandtschaft stehen, die das Häßliche, Ordinäre, Brutale, Elende, Gemeine darstellen. Es hat vielleicht die zweckmäßigste Dosierung von Arbeit und Muße, die zwischen Nichtstun und Schinderei die rechte Mitte hält.

Hemmungen des Schöpferischen, die in ihm enthalten sind, sollen nicht verkannt werden. Ihre wichtigste ist das „Spießertum“, also die Einstellung, den Aufstieg gerade nur bis zur Sicherung materieller Behäbigkeit ins Auge zu fassen, und die Schwäche, alles Konventionelle zu respektieren. Beides ist in so manchem bürgerlichen Genie zeitlebens nicht abgestorben (44). Doch zeigt die Tatsächlichkeit, daß es offenbar weniger schädlich ist, als jene drei anderen Momente förderlich sind. Gegenüber der bäuerlichen Sphäre ist es die Beweglichkeit städtischen Daseins, die der Förderung schöpferischer Eigenschaften zugute kommt. Es ist bezeichnend, daß auf dem Lande eine sozial höhere Schicht als in der Stadt die Hauptquelle genialer Geistestätigkeit ist, nämlich die Landedelleute („Gentry“), die sich (im Unterschied vom Bauern) einen zureichenden Einschuß städtischer Atemluft verschaffen können und zu verschaffen gewohnt sind, ohne den reichertümlichen Gefahren des „Hochadels“ zu erliegen. Städtisches Dasein ist einerseits realistisch genug, weil es jeweils die Kammhöhe der materiellen Zivilisation hält (Wirtschaft, Technik, Genuß), und es ist romantisch genug, weil es naturfern genug geworden ist, um sich (oft sehr unbestimmt, wonach) nach etwas anderm zu sehnen. Jede echte Stadt ist eine Nährmutter romantischer Sehnsucht auf der Höhe von Realität. Darin liegt ihre stimulierende und formende Kraft für schöpferische Antriebe beschlossen. In der Stadt geht der geringste Prozentsatz produktiver Anlagen verloren.

II. Führer. Viel weniger günstig ist die bürgerliche und städtische Umwelt der Entwicklung von Führereigenschaften. Unter einem Führer versteht man einen Menschen, der ansehnlichen Gruppen von Mitmenschen seinen Willen aufzunötigen versteht. Es sind also weitaus nicht alle schöpferischen Menschen auch Führernaturen. Das Genie an sich wirbt und gewinnt ausschließlich durch seine Geisteserzeugnisse. Darum

muß es auf deren Erfolg oft sehr lange warten, erlebt ihn vielfach nicht mehr, weil die Massen nur langsam dafür reif werden. Der Führer aber zwingt der Mitwelt durch seinen Willen seine Zielsetzungen auf, auch wenn seine Gefolgschaft sie gar nicht versteht oder mißverstehet. Der geniale Mensch schafft seine Leistung und an seiner Leistung aus ganz individueller Passion, es mindert den Wert dieser Leistung nicht, wenn lange Zeit niemand sie beachtet. Der Führer geht ganz auf in Aktion, er steht und fällt mit dem erlebten Erfolg; wenn er sich nicht durchsetzt, fehlt ihm zum Führer Wesentliches. Er muß daher gar nicht ein schöpferischer Mensch, genial, sein. Allerdings ist die Verbindung des Schöpfers mit dem Führer eine besonders hohe Wertstufe (Paulus, Augustin, Cäsar, Luther, Loyola, Richard Wagner), doch ist damit nicht gesagt, daß sie unter allen Umständen höher liege als die nur-schöpferische: wir werden Lessing und Schiller, die ausgeprägt geistige Führernaturelle von fortreißender Kraft waren, doch nicht über Kant und Goethe stellen, denen beiden das Führertalent völlig abging. Typisch genielose, überhaupt unschöpferische und dennoch erfolgstarke Führer sind etwa Thomas Münzer, George Washington, Robespierre, Garibaldi, Gambetta, Bebel, Gladstone, vielleicht Sunyatsen; ein großer, rein seelischer Führer ohne jeden eigentlich produktiven Zug ist in Deutschland Ernst Moritz Arndt gewesen. Zahlreiche erfolgreichen und mächtigen Staatsmänner der Geschichte sind ausgeprägte Führernaturelle ohne schöpferische Leistung, ohne geistige Produktivität.

Wie das ganz große Genie, so wird auch der ganz große Führer „geboren“ und setzt sich dann gegen alle Widerstände durch. Ein Begriff wie „Führerschicht“ zeigt aber, daß man auch an die Erziehbarkeit von Führertum glaubt. Es lassen sich in zahlreichen Menschen Führerqualitäten entwickeln oder ersticken. Die pädagogische, d. h. bewußt pflegende Aufgabe ist hier nicht zu erörtern. Wir haben es mit den sozialpsychologisch erfaßbaren, also in der mitmenschlichen Umgebung vorhandenen und aus ihr heraus wirkenden Kräften zu tun, die den individuellen Führereigenschaften förderlich oder abträglich sind.

Es ist klar, daß jedes Milieu die Führerqualitäten weckt und fördert, in welchem Befehlen, Herrschen, Leiten „zu Hause“ sind. Daher läßt sich beobachten, daß jede herrschgewohnte Schicht oder Einrichtung, insbesondere also Adel, Militär und Kirche, auch nach dem Verlust ihrer Vor- oder selbst Mitherrschaft noch lange ein bedeutendes Führereservoir bleibt. „Führen“ ist eben etwas ganz anderes, als sich schöpferisch durchsetzen. Der Schöpfer überzeugt, früh oder spät, durch seine Schöpfung, die er in der Einsamkeit vollbringt, und dadurch fallen ihm schließlich die Massen zu; in der Folgezeit bleibt seine Leistung das Wesentliche („Bleibende“), seine Gestalt tritt dahinter zurück. Der Führer zwingt Gefolgschaft in den Bann seiner Persönlichkeit und voll-

bringt dadurch mit dieser Gefolgschaft seine Leistung; in der Folgezeit kann diese Leistung rasch untergehen, was bleibt, ist seine Gestalt. Blücher war eine Führernatur, ohne ein Feldherrngenie zu sein; bei Moltke lag es umgekehrt, der Volksmund nannte ihn mit ganz richtigem Instinkt den „Schlachten denker“. In Hannibal, Friedrich d. Gr., Napoleon ist beides vereinigt.

Der aus den kleinen Leuten aufsteigende Führer ist daher immer eine geborene Führernatur, die ihre Qualitäten trotz ihrer Umwelt bewahrt und durchsetzt. Die herrschenden oder lange herrschend gewesenen Schichten dagegen holen aus jedem das Menschenmögliche an Führerqualitäten heraus. Darauf beruht zu allen Zeiten die große Rolle der ordensartigen Bünde; sie recht eigentlich züchten Führereigenschaften, weil Gehorchen- und Befehlenskönnen seelische Grundpfeiler alles Ordenslebens sind.

Es ergibt sich also eine sozialpsychogenetische Reziprozität zwischen Schöpfer- und Führertum, indem die jenem günstigste ständische Schicht (die kleinbürgerliche) diesem abträglich ist. Man kann dies auch das Kehrgesetz der Standesherkunft von Schöpfern und Führern nennen.

Es schließt (wie unsere ganze Darlegung) die Tatsache ein, daß schöpferisches Hervorbringen nicht zu den Bedingungen des Führertums gehört. Der Führer hat die Gabe, Gefolgschaft an ein Ziel zu bringen oder ein Ziel mit Hilfe von Gefolgschaft zu erreichen. Es muß sich um gar kein neu entdecktes Ziel handeln. Der Schöpfer entdeckt oder erschafft Neues; oft lange hinterher zieht dies Neue Gefolgschaft an.

Der (von W. Ostwald) sog. „romantische“ Forschertyp bezeichnet im Grunde geistige Führernaturen, die durch Anziehung ansehnlicher Schülerkreise (schulbildende Gelehrte) ihre Aufgaben größtenteils lösen lassen. Es handelt sich in den praktischen Einzelfällen wohl meist um eine Mischung aus Schöpfer- und Führertum. Die Bezeichnungsweise Ostwalds (45) gibt aber einen wichtigen und richtigen Fingerzeig: nämlich, daß im Führer (unterschieden vom reinen Forscher) die Genialität einen ausgesprochen romantischen Zug hat, haben muß. Insofern ist die Bezeichnung vortrefflich. Tatsächlich besteht das Werbende, das Hinreißende des Führers in der Fähigkeit, den eigenen irrationalen Glauben an Irreales, oft der gegenwärtigen Wirklichkeit unmöglich Erscheinendes („Utopisches“) auf Mitmenschen zu übertragen. Den realistischen Einschub empfängt dieser romantische Grundzug (der oft „phantastisch“ anmutet) durch die richtige Wahl der gegenwärtig verfügbaren und brauchbaren praktischen Mittel, um das Ziel zu erreichen, denn der wirkliche Führer ist nicht schon durch „Aufbruch“ (wie die Scheinführer aller Zeiten), sondern erst durch

Ankunft (am Ziel) gekennzeichnet. Unter diesen Mitteln ist das Befehligenkönnen, die Herrschaftsgabe, nur eines, wenn auch wesentliches.

Die irrealen Sehnsuchtmächte im Führer sind angeborenes Seelengut; mit anderen Worten, der romantische Besitztitel des Führers ist biologischen Ursprungs. Natürlich können Eigentümlichkeiten der Jugendumwelt weckend oder einschläfernd darauf wirken, doch ist hier schwerlich eine Gesetzmäßigkeit aufzudecken: die Sehnsucht nach „ganz anderem“ kann z. B. genährt werden dadurch, daß es einem (materiell) sehr schlecht oder zu gut geht, aber der Führer aus der Tiefe ist ein anderes Naturell als der Catilinarier, nur in der *rerum novarum cupido* sind sie gleich. Die realistische Komponente im Führer aber wird ausschlaggebend von der sozialen Herkunft gemodelt. Daher bleiben Führtalente aus der Sphäre der kleinen Leute so oft im bloßen „Organisieren“ oder „Agitieren“ stecken (Gewerkschaftler; „Unteroffizierkorps“ der politischen Massenparteien), weil sie sich die Herrschaftsgewohnheiten, die ihre Jugend ihnen nicht eingepflanzt hat, nachträglich nicht mehr anzueignen imstande sind. Sie können eher „verordnen“ als „befehlen“, ausmalen, aber nicht erfüllen. Auch ist der von oben kommende Führer sozial saturiert, er kann darum größere Risiken auf sich nehmen; das Scheitern ist für ihn nicht so folgenschwer wie für den von unten kommenden, dem es seinen leidenschaftlich ersehnten sozialen Aufstieg begräbt. Die größere Gelassenheit, die dem in herrschender Schicht aufwachsenden Menschen zu eigen wird, schließt auch stärkeren Verantwortungsmut ein. Die große Mehrzahl echter Führer, welche der Erfolg legitimiert, wird darum immer aus den herrschenden Gesellschaftsschichten kommen: es sind die durch die Realität des Herrschens von früh auf gehärteten Romantikernaturelle dieser Schichten. Wo die Herkunft aus einer herrschenden Schicht fehlt, kann sie durch frühzeitige Befehlsschulung ersetzt werden; daher denn Kirche, Militär, Orden u. dgl. seit jeher besondere Führerreservoirs gewesen sind und bleiben werden. Hier kann sich auch der Sohn kleiner Leute noch rechtzeitig die Schulung im Wechselspiel von Gehorsam und Herrschaft aneignen. Ohne dieses bleiben die aus der Tiefe kommenden Anwärter auf Führerstellungen doch meist

III. Ausführer (Gehilfen, „zweite Männer“, „rechte Hand“, Räte, „Direktorale“, Mittler, Interpreten). Es gibt aber überhaupt Menschen von hohen Gaben, die dennoch 1. nie etwas Originelles hervorbringen, 2. an leitenden Stellen versagen. Ihre Gaben entfalten sich fruchtbar nur bei der Zielsetzung durch einen Anderen, Übergeordneten.

Auf dieser Menschengattung beruht großenteils die Verwaltung (im weitesten Sinne), d. h. das stetige, geordnete Funktionieren der Institutionen (Staat, Schule, Kirche, Verkehr, Wirtschaft).

Diese exekutiven Naturelle sind größtenteils geborene Realisten.

Man findet sie in allen Schichten. Dennoch sollte ein sozialpsychologischer Faktor in ihrer ständischen Verteilung nicht verkannt werden. Ausführertum muß sich dort am breitesten entfalten, wo am wenigsten Gelegenheit zu eigenen Zielsetzungen vorhanden oder gelassen ist. Dies trifft auf die handarbeitende Unterschicht der Gesellschaft am stärksten zu. Der Arbeiter im weitesten Sinne, ob einstiger Sklave, späterer Leibeigener oder Proletarier, führt immer nur fremde Aufträge meist ganz mechanisch aus. Dasselbe gilt für den Unterbeamten und kleinen Angestellten. Alle Verantwortung engt sich auf die pünktliche und genaue Durchführung des Auftrags ein. Ganz folgerichtig haben daher diese Schichten, wo sie aus der Dumpfheit überhaupt erwachten, sich kollektivistischen Lehren ergeben, die vom einzelnen nichts und von der Masse alles erwarten. Vorbildliche Disziplin, Ordnung, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit sind ebensosehr die Merkmale der gewerkschaftlichen Bewegungen, wie Farblosigkeit, Nivellierung, Verlust an Initiative und Ideen. Es ist weltgeschichtlich denkwürdig, daß die russische Räterevolution nicht etwa von proletarischen Gewerkschaftlern gemacht wurde, sondern von Literaten und Exilanten, d. h. von romantisch umgetriebenen Menschen, die dauernd um ihre Existenz gekämpft und ein abenteuerndes Leben in immer neuen Wendungen und Wagnissen geführt hatten. Führer und Wagnis gehören ebenso zusammen wie Ausführer und Sekurität. Sekurität aber ist die realste Variante der Realität. Bei diesen exekutiven Menschen ruht die große Sicherheit der Institutionen, aber an ihnen liegt damit auch deren Erstarrung. Um diese Tragik ist nicht herumzukommen. Für den exekutiven Menschen ist unbeirrbare Gegenwartsnüchternheit die einzige objektiv und subjektiv richtige Geisteshaltung. Denn auch subjektiv bringen ihm romantische Anwandlungen nur Leid (oder sie schädigen objektiv seine Leistung), wenn er ihnen auf seiner beruflichen Tätigkeitslinie Raum gönnt. Umgekehrt sind Kaufleute und Techniker so selten für leitende Staatsstellen tauglich, weil Politik eine stark irrealen Phantasiekraft benötigt, die aber von der Zielsetzung des wirklich großen Kaufmanns oder Erfinders wieder ganz verschieden ist. Gute Beamte kommen besonders zahlreich aus „Beamtenfamilien“, in denen die Atmosphäre der exekutiven Nüchternheit und Selbstbescheidung schon den heranwachsenden Menschen umgibt. Umgekehrt war die Sehnsucht eines Gliedes solcher Familien, etwa „Künstler“ zu werden, immer eine Art Familientragödie. Soweit romantische Sehnsüchte trotzdem manchen solchen Menschen dennoch mitangeboren sind, finden sie ihre Zuflucht gewöhnlich in berufsabseitigen Sektoren des Innenlebens, oft in Liebhabereien, Schrullen, Marotten (siehe S. 145).

Den Aufstieg aus den Unterschichten so zu gestalten, daß ihre brauchbaren Elemente zuerst in immer höheren ausführenden Stellen

ihre Bewährung finden, bis dann ihre Nachkommen, stetig weiter oben, die sozialpsychische Atmosphäre für schöpferische und führerhafte Entfaltungen finden, ist daher eine Regel, welche die Sozialpsychologie den modernen Massenvolkstaaten für lange mit auf den Weg zu geben hat. Denn das Realistische ist das gesichert Brauchbare und Tüchtige, das Romantische daneben stets ein Ungewisses, Gewagtes, ja Gefährliches. Der Romantiker unten muß erst in realistischer Lebensschule sich erwerben, was dem Romantiker oben schon die Erziehung als komprimierte Lebenserfahrung ganzer Geschlechter mitgeben kann. Gerade die Selbstergänzung der Exekutive — der „Beamten- und Angestellten-schaftshierarchie“ — aus den Massen realistischer, auf nüchterne und pünktliche Ausführung des Vorgeschiedenen eingestellter Naturelle liefert das Fundament einer gesicherten Ordnung. Auch der noch so kühne Führer kommt an einen Punkt, wo sein Erfolg davon abhängt, daß eine genügende Anzahl sorgfältig Ausführender ihm dienstbar werden.

Die britische Staatstradition hat in der Vergangenheit einen anderen Weg eingeschlagen; sie ergänzte die Herrschaftsschicht (führende Schicht) stetig aus einer in England (ebenso wie in Amerika, Frankreich und der Schweiz) besonders breiten Schicht, die man

IV. **Unabhängige** nennen kann. Diese Menschensorte ist auch geboren vorhanden, aber in der Hauptsache ein Ergebnis der mitseelischen Modellierung, nämlich der öffentlichen Geltung, deren sich in einem Lande der unabhängige, im anderen gerade umgekehrt der abhängige Mensch erfreut. Preußen und England sind dafür beispielhafte Gegensätze; dort haftet die sicherste Geltung an der Amtsbezeichnung, die denn auch das Ehrentitelwesen völlig beherrscht („Geheimrat“); hier gilt jeder Mr. Smith, der es zu etwas (Vermögen) gebracht hat, und desto mehr, zu je mehr er es gebracht hat. Jene Atmosphäre züchtet die Beamtennatur, diese den auf sich und seinen Erfolg gestellten Menschen. Der Erfolg im Auf-sich-Gestelltsein kennzeichnet die (echte) „Bürgerlichkeit“. Sie schließt das Auf-sich-Gestelltbleiben ein, schließt staatlich garantierte Lebenssicherungen (öffentliche Alters- und Hinterbliebenenversorgung — „Pension“) aus.

Die Irradiationstendenz (siehe S. 26) sorgt dafür, daß Unabhängigkeit oder Abhängigkeit in einer grundlegenden Hinsicht (z. B. im Erwerb) auch auf das übrige Seelenleben abfärbt und die Gesamtpersönlichkeit im einen oder anderen Sinne modelliert. Der richtige Beamte, vom Staate sichergestellt, empfindet Sicherheit, also Beharrung, Bewahrung, als die Achse des Daseins überhaupt. Er sucht seine Höchstleistung in der mustergültigen Erledigung des Vorgeschiedenen. Der Mensch der freien Berufe überflügelt die Wettbewerber am ehesten durch Ergreifen von Neuem, sein Daseinsmotor ist der Fortschritt.

Dies prägt sich um so mehr aus, je „beweglicher“ sein Erwerbsinhalt ist; Handel und Finanz pflegen daher überall geistig und politisch die „Linke“ zu bevölkern, neigen zum Radikalismus, während der Landwirt der konservativste unter den unabhängigen Berufen ist; doch ist nicht zu verkennen, daß wiederum Bauerntum (Farmer) im Vergleich mit Großgrundbesitz relativ freiheitlich und fortschrittlich gesinnt ist, in ihm haben recht oft radikale Freiheitsbewegungen Wurzel geschlagen. Es ist klar, daß die Atemluft der Vorsicht und Rücksicht, der Selbstverleugnung und Unterordnung auf heranwachsende Menschen ebensowohl modellierend wirkt, wie die gegenseitige der Rücksichtslosigkeit, Ich-Betonung, Beweglichkeit und Fortschrittlichkeit.

Begrenzt sich die Unabhängigkeit auf Nebensächlichkeiten der Persönlichkeit und betont sie ihr Recht hier besonders auffällig, so haben wir

V. **Originale** vor uns (Sonderlinge, Einlinge, Eingänger, Eigenbrötler; „Spleen“). Es mag überraschen, daß eine Beamtennation wie die deutsche an dieser Gattung besonderen Überfluß hat. Es ist aber psychologisch durchaus verständlich: jene Überbewertung einer Teilunabhängigkeit entsteht gerade als „Ersatzbildung“ und „Abreaktion“ dort, wo im übrigen weitgetriebene Einordnung und Einförmigkeit das Dasein beherrscht. In England ist sie ein Regulativ gegen die unerbittliche Sittenkonvention, die hier das unabhängige Leben einschränkt. In Deutschland sind die Zeiten der politischen Unfreiheit (Absolutismus, Biedermeier) besonders originalreich gewesen. Im Original schlägt das romantische Urelement, das ja in keinem Menschen völlig fehlt, gleichsam harmlos aus; der Sonderling ficht die Lufthiebe der Sehnsucht. Alle Befreiungszeitalter verringern die Originalität, das „wunderliche“ Wesen verliert in ihnen seinen Daseinszweck. Aus sehr strengen und frommen Erziehungen sind seit jeher eine große Zahl Originale hervorgegangen. Vor der Strenge der Realität (die ja z. B. auch in allen Orthodoxien das Wunderbare, Übersinnliche als unantastbare Realität setzt und alle „schweifende Sehnsucht“, Schwärmerei — siehe unten — verwirft) flüchtet sich das Romantische in eine harmlose Abseitigkeit, in der es seinen Irrealien frönt. Das Original ist Symptom und Produkt harter Wirklichkeiten, z. B. auch politisch drakonischer, in denen alles Wesentliche unerbittlich gegeben, vorgeschrieben, auferlegt ist: ihre Sehnsucht (und: „A jeder Mensch hat halt ane Sehnsucht!“ heißt es in Hauptmanns „Weber“, ein Lumpensammler sagt es!) zehrt von der selbstergerichteten Romantik des Unwesentlichen, die sie, so gut oder so dürftig es geht, realisiert. Außerdem gibt es immer eine Zahl geborener Originale, mit denen haben wir es hier nicht zu tun.

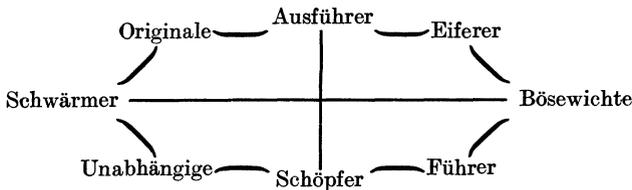
VI. **Eiferer** und VII. **Schwärmer** (Zeloten, Phantasten) stellen ein Gemisch von Original und Führeranspruch dar. Ob wirkliche Führerqualität vorhanden ist, entscheidet der Einzelfall; oft fehlt sie. Sehr

gebundene Erziehungsweisen züchten leicht Eiferer, da sie ebensogern das Originale entfesseln, wie den Herrschaftston einimpfen. Umgekehrt gehen aus laxen, undisziplinierten Erziehungsweisen (Verzärtelung, höhere Tochter) leicht Schwärmer hervor. Der Unterschied ist dieser: Im Falle des Eiferers ist das romantische Irrealbedürfnis zu einem erkünstelten Realverlangen umgestülpt, er fordert wirkliche Unbedingtheit des Sehnsuchtsinhaltes, also z. B. Buchstabenglauben; an die Stelle des „soll“ und „möchte“ setzt er das „muß“ oder „ist“. Im Falle des Schwärmers ist umgekehrt selbst die einfache, alltägliche Wirklichkeit romantisch aufgeweicht oder vernebelt, weil sie sich den Wünschen immer fügen gelernt hat; der Schwärmer hat nie dem harten Ist und Muß ins Auge sehen lernen, jedes wird ihm zu einem Soll und Möchte. Eiferer und Schwärmer, über die kleine Zahl der als solche geborenen hinaus, sind besonders typische Schulprodukte, sozialpädagogische Artefakte.

VIII. Bösewichte (eine leider aus der Übung gekommene Bezeichnung für Kriminelle, Verbrechnaturen, Gewohnheitsverbrecher, Antisoziale) sind gewiß oft „geborene Bösewichte“ durch biologische Erbschädigungen, aber ihre sozialstatistisch erweisliche viel größere Häufigkeit in den ärmeren Schichten (46) weist doch auf eine ansehnliche Mitbeteiligung sozialpsychologischer Entstehungskräfte hin. Es gibt einen Grad der Daseinsnot, die schon im Kinde den einzigen Ausweg schrankenloser Unabhängigkeit im ganzen Verhalten nahelegt; das Bösewichttum ist dann eine Art Notwehr des Lebenstriebkräftigen gegen die Lebensverkümmern. Daher ist der „sozialpsychologisch“ entstandene Antisoziale oft begabt und rege, der rein erbbiologisch erklärbare ebenso oft stumpf, ja schwachsinnig. Auf den Höhen der Gesellschaft haben Bösewichte sich mit Vorliebe dann entwickelt, wenn schrankenloser Ich-Unabhängigkeit (Fürsten, Befehlshaber, Überreiche) sich gefährliche erbbiologische Entartungszüge zugesellten (Sadismus, Trunksucht, Übergeschlechtlichkeit u. dgl.). Viele Fälle des sog. „Cäsarenwahnsinns“ gehören hierher, sind also eine ständisch begünstigte Psychopathie. Dasselbe gilt für den „Tropenkoller“, der in Wahrheit ein „Kolonisationskoller“ und in dem das klimatische Moment nur ein (oft unbeträchtlicher) Hilfsfaktor ist. Daß in großen Machtstellungen ursprünglich nur wunderliche Wesenszüge sich zu bösartigen auswachsen können, dafür gibt es in den Amtshierarchien aller Zeitalter Beispiele genug; der Bösewicht ist dann ein sozialpsychisch entfesselter Original (47).

Im Bösewicht tritt das Wechselspiel von Realistisch und Romantisch nochmals auf ebenso großartige wie zerstörerische Art in Erscheinung. Er ist die rücksichtslose und aufschublose Realisierung jeder die Realität der Geltungen, ja der Möglichkeiten ignorierenden Wunschsetzung. Er verwirklicht das Unfaßliche auf der Stelle: gerade dadurch wird es

verbrecherisch. Man kann sagen, der im schöpferischen Menschen in namenlosem Ringen ausgewogene Zwiespalt von Romantik und Realität kehrt im Bösewicht ohne diese Auswägung wieder. Beide sind in dem Sinne „autistisch“, daß sie die Dinge (und Mitmenschen) nach ihrer Eingebung ändern wollen. Daher wird der Abstand zwischen beiden immer wieder einmal erstaunlich schmal: im „Dämonischen“ verschwindet er völlig, es ist das Böse, getan aus schöpferischem Triebzwang. Alle Revolutionen zeigen vielfältige Synthesen von Führer, Schöpfer und Bösewicht, weil in ihnen das Ersehnte sofort und radikal realisiert werden soll. Die vielberufene „amoralische“ Note in aller Genialität, besonders auch in der künstlerischen, weist in die gleiche Richtung. In der paradiesischen Sündenfallerzählung ist die romantische Sehnsucht über die eigene begrenzte Realität hinaus, die Sprengung der von Gott eingesetzten Wirklichkeit durch „Gelüste“, das Böse. Es ist bezeichnend, wie oft Orthodoxien alle Sehnsuchtsgestaltungen, Politik, Künste, Wissenschaft, Philosophie als „böse“ abgestempelt haben. Besonders aber zeigt die Freude der Massen an der Darstellung des Bösen (Kriminalromane, Detektivgeschichten, Film, Kolportage — jedoch auch große Tragödie!), wie unaustilgbar das romantische Verlangen der schlichten Menschennatur nach der Schau des Bösen, d. h. der rücksichtslosen Verwirklichung auch schrankenlosester Wünsche, der gewaltsamen Durchbrechung der Geltungswirklichkeit ist. Wie nahe alles Eiferertum dem Bösartigen kommt, bedarf keiner Erläuterung. Es ließe sich das Verhältnis von Romantisch und Realistisch noch einmal so veranschaulichen:



Die beiden Hauptgegensatzpaare sind in diesem Diagramm der harmloseste (realitätflüchtige) und der gefährlichste (realitätgerigste) Romantiker, also Schwärmer und Bösewicht, sowie der Realist mit dem kräftigsten (Schöpfer) und mit dem geringsten (Ausführender) romantischen Einschlag. Die vier übrigen Inbegriffe bilden zueinander keine Gegensätze, sondern Übergänge zwischen den anderen: die Führer (den Bösewichten durch die bloßen Verführer — Hetzer, Demagogen — genähert) zeigen den Realisierungstrieb des Bösewichts und die produktive Sehnsucht des Schöpfers auf besondere Weise verbunden; zwischen dem Schöpfer und dem Schwärmer steht der Unabhängige, der nicht produktiv sein muß, aber seinen Ichzielen wirkend leben will, nicht bloß

ihnen nachhängend wie der Schwärmer; daß die Ausführer ihr Stückchen Schwärmerei in den Originalwinkel retten, wurde schon dargelegt; der Eiferer schließlich ist der beinahe bösertige Wächter der Ausführungen (eines Geglauhten etwa, einer Ideologie) bis in die kleinste Realität hinein. Eine solche Übersicht ist natürlich nur eine Veranschaulichung, keine eigentliche Klassifikation, wie etwa die Formentafel zu Eingang unseres III. Hauptabschnittes.

Ergebnis. Das Mischungsverhältnis und das aus ihm resultierende Synthet der zwei Uranlagen „realistisch“ und „romantisch“ ist teils biologisch gegeben, zum anderen Teil wird es sozialpsychologisch hervor-gebracht und gewandelt. Aus beiden Determinationen ergibt sich der „Sozialcharakter“, der dem Menschen in der gesellschaftlichen und natürlichen Umwelt seine Rolle als Schöpfer, Führer, Ausführer, Un-abhängiger, Schwärmer, Eiferer, Original oder Bösewicht zuweist.

Psychophysisches Verfahren der Sozialindividualisierung.

Es gibt drei Möglichkeiten, als einzelner von der mitmenschlichen Umwelt sozialcharakterlich modelliert zu werden: das ist die Schulung, die Nachahmung und die Anformung. Von ihnen ist die Anformung die unbewußteste, die Schulung die am meisten systematische; die Nachahmung die gelegentliche, die Anformung die immerwährend wirk-same; die Schulung die gleichmäßigste, die Nachahmung die sprung-hafteste.

1. **Schulung** ist immer eine Veranstaltung mit der bewußten Zielsetzung der Ausformung bestimmter psychophysischer Eigenschaften, Fähigkeiten, Leistungen. Als sozialindividualisierendes Verfahren kann sie nur gelten, wo sie bei ihren Ausformungen die Individualität respek-tiert oder gar anstrebt, nicht wo sie auf Nivellierung, auf Niederwalzung alles persönlich Unterscheidenden ausgeht. Die moderne Didaktik, welche der persönlichen Eigenart des Jugendlichen weiten Spielraum gewährt, ist daher in besonderem Maße — jedenfalls der Absicht nach — sozialindividualisierend. Man mag sonst zu ihr (ethisch und technisch) stehen wie man will, jedenfalls knüpft sie damit an die einzig sichere Erfahrungstatsache an, die es in diesem Fragenkreise gibt, nämlich daß vorhandene Anlagen durch Schulung vervollkommenet werden können (während völlig strittig ist, wie weit sich einem Menschen etwas an-schulen läßt, wofür er gar keine Anlage mitbringt). Ein häufiger Fehler der heutigen Erziehungsverfahren ist es aber, daß sie die vorhandene Anlage zu sorglos sich selber überlassen — sie nicht unterdrücken, wie es früher oft geschah, aber auch nicht positiv schulen, sondern ihr nur beliebigen Spielraum gewähren. Diese sozialpsychologische Verkennung der Erziehungsaufgabe wird z. B. vielfach in den modischen „Arbeits-gemeinschaften“ angetroffen, die dann auf ein subjektives Herumreden

oder Herumtändeln hinauslaufen. Die wichtige sozialpsychologische Mission der (zu Unrecht belächelten und nur in wahlloser Anwendung bedenklichen) Psychotechnik (48) besteht darin, versteckte Anlagen aufzudecken, Scheinanlagen als solche zu entlarven, Anlageteilmängel zu ermitteln, um damit dem Erzieher die richtigen Ansatzpunkte seines schulenden Wirkens zu zeigen. Die Psychotechnik ist vor allem ein Instrument der Didaktik, der Schulungskunde.

Selbstverständlich kann schulen nicht heißen, jedem Wesenszug zur höchsten Ausbildung verhelfen; es muß auch heißen, unnütze, unharmonische, unfruchtbare Wesenszüge durch wertvollere überwachsen lassen (z. B. Marotten, Launen, Spleene, wenn sie sich frühzeitig zeigen). Selbst für wertvolle Anlagen kann es nützlich sein, daß sie eine Weile vorsichtig daniedergehalten und nicht treibhausmäßig gezüchtet werden (einseitige Frühbegabungen; Befehlstalent). Aber dies Daniederhalten geschieht fruchtbar freilich nicht durch Ignorieren oder Verbieten, sondern durch Darbietung der richtig dosierten Betätigungsmöglichkeiten und Verhütung falscher (z. B. vorzeitigen öffentlichen Sich-produzierens u. dgl.). Künstlerisch frühbegabte Kinder sind vielfach nur deshalb schlechte Klassenschüler, weil ihr Talent keine rationelle Übungspflege und daher auch nicht die normalen Ermüdungen (Entspannungen) findet; sich selbst überlassen oder gar scheinbar angesehen, breitet es sich erst recht über die ganze jugendliche Lebenseinstellung aus, beschlagnahmt alle Sehnsüchte und Leistungskräfte und legt so die möglichen Gegengewichte im Geiste lahm. Der bildnerisch besessene Junge würde trotzdem den wissenschaftlichen Fächern seinen Tribut entrichten, wenn man seiner spezifischen Neigung planmäßige Gelegenheit gäbe, sich auszuwirken. Kern aller Schulungsverfahren ist also die rechtzeitige und richtig dosierte Übung der gegebenen Anlagen, welche die vorsichtige Begrenzung ihres Sich-Auslebens einschließt.

2. **Nachahmung** ist ein höchst elementarer Trieb der kindlichen Psyche, als Faktor sozialpsychophysischer Anänelung aber zeitweilig sehr überschätzt worden (49). Es ist keine Rede davon, daß etwa alle Ausbreitungen von Gewohnheiten, Sitten, Haltungen, Lebensformen hauptsächlich auf Nachahmung zurückzuführen wären. Sie sind vielmehr großenteils Anformungen (siehe S. 150, 3). Als Nachahmung darf nur die absichtliche Nachbildung eines mitgeschöpflichen Verhaltens bezeichnet werden, die, trotz fließender praktischer Grenze, dennoch wissenschaftlich von dem unabsichtlichen Mitergriffenwerden durch mitgeschöpfliches Verhalten („seelische Ansteckung“, siehe S. 18 ff.) streng zu trennen ist. Bei Kindern besteht beides, leichtes Mitergriffensein und lebhaftes Nachahmungsbedürfnis: jenes stärker den Mitkindern, dieses stärker den Erwachsenen, jenes stärker der alltäglichen Umgebung, dieses stärker Fremden gegenüber. Das Nachahmungs-

bedürfnis des naiveren Menschen (Frauen, Wilde, Ungebildete) ist stärker als das des differenzierteren; in naiven Umwelten hebt sich der Differenziertere gern durch absichtliches „Andersmachen“, durch „apartes“ Sich-Gebaren heraus, während die anderen ebenso gern ihn imitieren, kopieren.

Innerhalb dieser allgemeinjugendlichen Geltung ist die Fähigkeit nachzuahmen persönlich sehr verschieden. Wir wissen, wie manche Kinder in der Imitation von Eltern, Lehrern, Verwandten und Bekannten Virtuosen sind, andere es nur sehr unzulänglich zuwege bringen. Es besteht aber keine direkte Korrelation zwischen Drang und Kunst, zu imitieren. Vielmehr ist eine spielende von einer handelnden Form der Nachahmung zu unterscheiden, mimetische und praktische Nachahmung: die mimetische, gewöhnlich mit großer Nachahmefähigkeit verbunden, begnügt sich mit der spielerischen Darstellung eines mitgeschöpflichen Erscheinungsbildes, sie steht gleichsam über ihrem Objekt, kopiert es nur episodisch aus Lust am Spiel, „spielt den andern“; die praktische Nachahmung, der die große Nachahmungsgabe durchaus abgehen kann, die also den andern nur sehr schlecht „spielt“, folgt ihm im praktischen Alltagsverhalten, richtet sich nach ihm, will ihm dadurch ähnlich werden — steht also nicht über, sondern unter dem Eindruck des andern. Die ethischen Einstellungen sind völlig abweichend: die mimetische Nachahmung ist respektlos, macht sich oft über den Nachgeahmten lustig, die praktische ist respektvoll, nimmt den Nachzuahmenden ernst; diese imitiert, was sie sein möchte und werden zu können hofft, jene im Gegenteil, was sie nicht sein möchte oder nie werden kann; der einen ist der Nachgeahmte Modell, der anderen Vorbild.

Die wirkliche Sozialindividualisierung hat es hauptsächlich mit der praktischen Art der Nachahmung zu tun. Allerdings führen auch Fäden von der mimetischen, spielerischen Nachahmung zur Anformung hinüber (siehe unten). Die soziologisch und kulturhistorisch wesentlichsten Umwandlungen durch Nachahmung sind aber durch ernsthafte Vorbildswahl geschaffen worden. Sie sind, im guten wie im schlechten, unermesslich. Alle Institutionen, in denen die Nachahmung von Vorbildern üblich oder vorgeschrieben, jedenfalls eine Art Lebensgrundsatz ist, zeigen eine besondere Lebenszähigkeit und Herrschaftsfähigkeit (die katholische Kirche, die Offizierkorps und Beamtschaften, die Aristokratien und Orden); umgekehrt ist das Fehlen der Vorbildforderung eine Schwäche (die bürgerliche Gesellschaft, der Protestantismus und die Freigeistigkeit).

Die Umbildekraft des Vorbildes manifestiert sich in der Regel so, daß jede ursprüngliche praktische Nachahmung allmählich übergeht in

3. Anformung, d. h. in ungewolltes Mitergriffenwerden von der Art

und Weise des Vorbildes bis in Einzelheiten und Kleinigkeiten hinein, die ursprünglich durchaus nicht Gegenstand der Nachahmung gewesen waren. Hier tritt einfach das Ideorealgesez (s. S. 48) in Kraft und sorgt für unbewußte Anformung an Formungen, in die sich die vorbildsuchende Beobachtung versenkt. Die Macht der Ideorealisation vermag sogar mimetische Kopierungen in ungewollte Anformungen überzuleiten: bei Kindern nisten sich öfters Angewohnheiten ein, die zunächst ver-spottend nachgeäfft wurden (namentlich motorische: Haltungen, Grimassen, Gangarten u. dgl.), und in einen fremdartigen Dialekt können wir bei Wohnsitzwechsel desto leichter „hineingeraten“, je spöttischer wir ihn anfangs immer wieder imitieren. Immerhin ist dies der seltenere Fall. Die „Mundanartung“, die sprachliche Anformung, vollzieht sich hundertfältig öfter so, daß der wirtschaftlich auf den Umgang mit den Einheimischen angewiesene Alltagsmensch deren Ausdrücke, Bezeichnungen, Betonungen, Redewendungen gebraucht, um sich leichter verständlich zu machen und allmählich sich alles dies angewöhnt, bis es ihm „zur zweiten Natur“ geworden ist.

Jede solche Anformung ergibt als Resultat eine „Resultante“ aus den Komponenten Individualität und Nivellierung. Nur unterm Gesichtspunkte dieser Resultante ist die Anformung ein sozialindividualisierendes Verfahren. Die Angleichung der Sprechweise Zuziehender in einer ansässigen Umgebung erscheint als ein reiner Nivellierungsprozeß. Aber Psychisches kann eben immer nur begrenzt nivelliert werden. Und es verhält sich nicht so mechanisch, daß dies und jenes dem Fremden angeformt wird und das übrige bleibt, wie es war. Sondern auch das Nivelliertwerden im einzelnen wirkt auf die psychische Totalität: die Anformung wird doch erst recht zur mannigfaltigsten Ausformung von (geänderten) Individuationen.

Z. B. wirkt die Anformung an die Ausdrucksweise einer neuen Umwelt (ethnischen, sozialen) zwar in der Richtung, daß eine Art „Konventionstemperament“ (50) sich herausformt; dieser Temperamentswandel hat seine Rückwirkung auf das gesamte Ich, etwa indem gedämpfte Energien, die sich vorher hemmungslos entluden, nun geistig verwendet werden, oder charakterlich zutage treten, kurzum auf andern psychophysischen „Geleisen“ Verwertung finden. Hierin nicht zum wenigsten und oft mehr als in der rein sinnlich-geistigen Aufnahme von Neuem, besteht die individualitätfördernde, persönlichkeitsprägende Rolle des Ortswechsels, des „Herunkommens“, der Weltkenntnis. Gerade bei weltkundigen, vielgereisten Menschen findet sich häufig sehr augenfällig das Zusammensein von deutlicher Nivellierung in den einen und ebenso ausgeprägter Individualisierung in anderen Beziehungen. Die innerseelischen Verschiebungen und Verwandlungen samt ihrem psychophysischen und physiopsychischen Zubehör, die

dabei stattfinden, sind noch sehr wenig durchforscht, teilweise nur in ihren pathologischen Ausschreitungen, wie sie den Gegenstand der psychoanalytischen Bemühungen bilden und auch da teilweise unterm Gesichtswinkel vorgefaßter Hypothesen, anstatt bloß vorgeformter („heuristischer“, d. h. entdeckungshilfreicher) Kategorien. Von den an sich einseelischen (individualpsychischen) Kategorien „realistisch“ und „romantisch“ her eröffnen sich wichtige Einblicke in den psychophysischen Gesamtgestaltwandel, dem das Ich unterworfen wird, sobald es sich an neue Lebensumstände mitseelisch anformt. Das gewollte Widerstreben gegen eine Umgebung, an die sich dennoch ungewollte Anformung vollzieht, kann z. B. ebensowohl zu starken Romantisierungen (Zuflucht in einer virtuellen, ja imaginären mitseelischen Welt) realistische Naturelle führen, wie umgekehrt ein bis dahin psychisch eingeschlossener romantischer Mensch erst verhältnismäßig spät eine ihm adäquate reale Umwelt zu finden und sich damit erheblich zu „realisieren“ vermag.

Die psycho-physio-psychischen Wege der Anformung sind früher dargestellt (siehe S. 18—25). Hier sei nur noch hinzugefügt, daß die persönliche Physiognomik in ganz besonderem Maße ein Ergebnis dieser Prozesse ist: das Gesicht ist beim Kulturmenschen wohl das ausgeprägteste Resultat des psychophysischen Ringens zwischen Anformung und Ich-Bewahrung. Im Erbgesicht haben wir das persönliche Urmaterial vor uns, an dem die Arbeit des Lebens einsetzt: im Trachtgesicht eine scheinbar ganz äußerliche Anformung an Sitten, ja Moden, die aber viel tiefer reicht, als der erste Schein erraten läßt (etwa martialische, herausfordernde, narzissische oder umgekehrt unauffällige, bescheidene, schmucklose Aufmachungen der Haar- und Barttracht modellieren auch ins innere „Sich-Tragen“ hinein ihren Träger); im Erlebnisgesicht findet die ganze Lebensauseinandersetzung zwischen Spontaneität und Reaktivität, zwischen Gewollthaben und Gewordensein, ihren Niederschlag; aber erst Erb-, Tracht- und Erlebnisgesicht miteinander erschaffen die reale Physiognomie, wie sie uns in jedem Zeitquerschnitt jeder Mensch darbietet. Der trachtlich europäisierte Asiate (Japaner, Inder, Türke) bekennt ja damit schon, daß er sich anderen Erlebnisweisen als den herkömmlichen öffnet, und seine Rasse, wie jede Rasse, gibt ihm einen beträchtlichen Spielraum, so oder so zu erleben. (Ob in der Rückwirkung davon sie selber, also das Erbgesicht, umgeformt werden kann, ist wissenschaftlich umstritten und muß daher hier als Frage offen bleiben.) Es sei daran erinnert, daß ein solcher Gesamtprozeß natürlich Schulungen und echte Nachahmungen mit der Anformung im mannigfaltigsten Zusammenwirken zeigt.

Kollektivindividuationen. Indem der anformende Nivellierungsprozeß das Individuelle verwischt, erschafft er dennoch unter dem Miteinfluß

von Individuellem vielfach Neufornen, denen nun wieder die herkömmliche, z. B. eingesessene Altform sich allmählich anformt. (Dabei muß die generative Entstehung von Neufornen durch Heirat und Fortpflanzung natürlich aus dem Spiele bleiben; sie stellt ein rein biologisches Phänomen dar.) In der Geschichte wiederholt sich der Vorgang, daß Zuwanderer zwar die Gebräuche von Ansässigen, aber auch diese vielfältig Gebräuche jener annehmen. Nach allen Zeugnissen hat sich der zunehmend mediterrane Einschlag in die nordamerikanische Einwanderung während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unverkennbar in einer Gesamtentfernung des „Yankee“-Typus vom englisch-germanischen zum lebhafteren, beweglicheren, leidenschaftlicheren (z. B. auch stärker erotischen) „südlicheren“ Typus hin kundgetan, und zwar weit über das Maß der generativen Ineinanderkreuzung hinaus. Ein ähnlicher Vorgang ist die „Verpreußung“ der am Rande des niederdeutschen Gebiets liegenden oberdeutschen Städtebevölkerungen (in Düsseldorf, Frankfurt, Leipzig, Breslau), auch dabei handelt es sich in charakteristischer Weise um den wechselwirksamen Vorgang, daß zwar in der Hauptsache (bildlich gesprochen: 75% ig) die norddeutschen Zuwanderungen jenen Städtebevölkerungen sich anformen (denn trotz allem ist Düsseldorf eine rheinische, Leipzig eine obersächsische Stadt geblieben), daß diese aber doch auch („25% ig“) sich durch leise Anformungen an die Zuwandernden in Sprechart, Haltung, Gebaren umformen. Die Verteilung 75:25 schwankt freilich individuell außerordentlich, wir wissen ja, wie leicht die einen und wie schwer andere einen fremden Akzent annehmen; selten vermag sich aber jemand solchen Einflüssen völlig zu entziehen. Kurzum, es treten da zweierlei Sozialindividuationen auf:

1. im strengen Sinn individuelle, das Einwohnerbild wird psychophysisch bunter, jeder erliegt in verschiedenem Maße den Fremdanforderungen, der einheitliche „Dialekt“, in der ländlichen Umgebung solcher Städte noch unerschüttert, gerät ins Wanken: diesem psychophysiologisch hochwichtigen Phänomen der „großstädtischen Umgangssprechweise“ wendet erst heute die Sprachforschung ihr Interesse zu;

2. im individuierten Sinne, d. h. es setzen sich einheitliche Gruppen ab gegen andere Gruppen, „düsseldorfsch“ oder „breslaurisch“ wird eine besondere, „norddeutsche“ („preußische“) Variante des Rheinischen, Schlesischen; „der Düsseldorfer“ setzt sich zunehmend vom Kölner, der Breslauer zunehmend vom Görlitzer ab. Er formiert eine neue, unverkennbare Einheit, die dennoch (Punkt 1) weniger einheitlich in sich ist, ja dieser relative Mangel an Einheitlichkeit charakterisiert geradezu die neue Relativeinheit. Wir stoßen hier auf eine kulturpsychologische (bevölkerungsgeschichtliche) Abwandlung des naturphysiologischen (biologischen) Gesetzes, wonach zunehmende

„Domestikation“ (und das ist Großstadtleben: „Stalldasein“ in höchster Potenz, verglichen mit Dorf-, Guts-, Kleinstadtleben) zunehmende Vielseitigkeit der Variationstendenz erzeugt.

Gleiches wie hier von Stadtbevölkerungen gilt von Stämmen und Ständen. Die Verwaltungstrennung der Provinz Schlesien in ein selbständiges Nieder- und Oberschlesien wird die Tendenz zur Aufspaltung des schlesisch-lausitzischen Stammes weiter bestärken; die Landbewohnerschaften der Lausitz sind einander am ähnlichsten, ob sächsisch, schlesisch oder märkisch, die Stadtbewohnerschaften (Bautzen, Görlitz, Kottbus) viel verschiedener voneinander, stärker „sozialindividuiert“, aber jede in sich „verwaschener“, irregulärer, bunter als je ein größerer Kreis von Landbevölkerung in sich, der viel homogener „lausitzisch“ bleibt. Ähnliche Wandlungen setzen Wirtschaft und Verwaltung an den rheinischen Bevölkerungen. Ständisch ist das „Proletariat“ einer Großstadt viel „klassenbewußter“ und von den anderen Schichten absonderter als das kleinstädtisch-ländlicher Gegenden, aber in sich ist es viel bunter, reicht von schon völlig „bürgerlicher“ Lebenshaltung bis in die Lumpenproles der Elendsquartiere hinüber: stärkere Mannigfaltigkeit in der stärkeren Einheit! Starke Einheit bei starker Einheitlichkeit kommt nur in noch naturnäheren Domestikationsverhältnissen vor: Bauernschaft, Landedelleute, Ackerbürgertum.

Der „Zivilisation“ (die ja die menschheitliche Erscheinungsform der tierheitlichen und pflanzenheitlichen „Domestikation“ ist), wohnt also die Triebkraft zu erhöhter Individuation schlechthin inne: sie modelliert, je künstlichere Daseinsbedingungen sie schafft, jeden einzelnen stärker, aber sie modelliert auch stärker von anderen abgesetzte Gruppen. Sie vermehrt die Individualindividuationen und die Kollektivindividuationen. Es läßt sich das

Individuationsgesetz der Zivilisation so aussprechen: Wachsende Zivilisation (d. h. technische Herrschaft über Naturschätze und Naturkräfte und damit technische Verkünstelung der materiellen Daseinsformen) erzeugt psychisch wachsende Individual- und Kollektivindividuation durch den Vorgang der Sozialindividualisierung (soziale Modellierung der einzelnen als einzelner und als Gruppenmitglieder).

Dem stellt sich ergänzend zur Seite ein

Nivellierungsgesetz der Zivilisation. Wachsende Zivilisation erschwert die extremen Individuationen nach oben wie nach unten und zeigt die Tendenz auf eine, in sich sehr mannigfaltige, aber zwischen engeren Sozialgrenzen eingeschlossene Durchschnittslage mit geringerer Sozialspannung.

Das heißt, mit dem zivilisatorischen Fortschritt vermindern sich

ebenso die Fürsten, die Genies, die Magnaten auf der einen, aber auch die Bettler, die Lumpen, die Verkommenen auf der anderen Seite der Gesellschaft. Auch der Ärmste hat noch zu leben, auch der Reichste und Mächtigste kann nicht mehr so schrankenlos nach seiner Willkür leben, auch dem Genialsten wird die Subjektivität des Schaffens und Wirkens beschnitten.

Es bleibe als Frage offen, ob von diesem Tatbestand her dann doch immer wieder die Erschütterungsstöße gegen jeden nächsthöheren Zivilisationsgrad ausgehen: da nun einmal aus biologischer Ursache immer wieder Genies und Gewaltmenschen, Verbrecher und Verkommene geboren werden, so ist es naheliegend, anzunehmen, daß von ihnen Einbrüche in das sie beengende Nivellierungsgesetz der Zivilisation unternommen werden. Doch ist der strikte wissenschaftliche Nachweis dieser Wahrscheinlichkeit noch nicht erbracht und gewiß recht schwer zu erbringen. Immerhin ist die Annahme einleuchtend, daß, wenn es ein **Kulturuntergangsgesetz** geben sollte, es in diesen sozialpsychologischen Auswirkungen der zivilisatorischen Domestikation des Menschengeschlechts beschlossen liegt.

Anmerkungen.

(Die erste, schräg gedruckte Ziffer bezeichnet die Buchseite, die folgende Zahl ist die Hinweisziffer der Textstelle.)

1 (1) Simmel, G.: Soziologie (1908) S. 556—563: Exkurs über Sozialpsychologie. Von neueren soziologischen Darstellungen trägt den biologischen und psychologischen Erkenntnisbesonderheiten am verständnisvollsten Rechnung L. v. Wiese: System d. Allgem. Soziologie als Lehre v. d. sozialen Prozessen u. den sozialen Gebilden der Menschen. (2. Aufl. 1933.)

3 (2) Siehe Driesch, H.: Relativitätstheorie u. Philosophie. (Bd. 14 der Sammlung „Wissen u. Wirken“ 1924.) Besonders S. 2 u. 49.

3 (3) Siehe z. B. Lehmann, A.: Grundzüge der Psychophysiologie (1912). Ein von Mathematisierung strotzendes Lehrbuch, das auf S. 12 noch nicht einmal die Tatsache des „Strahlungsdruckes“, d. h. der mechanischen Lichtwirkungen kennt! Die wirkliche Erkenntnisausbeute der reinen „Psychophysik“, der Korrelationsrechnung, der Galtonschen Biometrie steht in einem äußerst bescheidenen Verhältnis zu den rechnerischen Aufwänden.

6 (4) Hierzu siehe Wundt, W.: Grundzüge der physiologischen Psychologie. 6. Aufl. Bd. 3, S. 69ff. u. 364. Eine zusammenfassende wissenschaftsgeschichtliche Darstellung der psychologischen Zeitmessungen findet sich in Pflügers Arch. Bd. 7 aus der Feder Exners.

8 (5) Jaspers, K.: Allgemeine Psychopathologie (3. Aufl), insbes. IV. Kapitel. Methodologische Vorbemerkungen: Verstehen u. Erklären.

12 (6) Die hier gebrauchte Bezeichnungweise (Terminologie) ergibt sich als die wissenschaftlich klarste und schlichteste aus den vielerlei Willkürlichkeiten der okkultistischen Literatur.

13 (7) Lehmann, A.: Aberglaube und Zauberei. Kap. 30: Die Zitterbewegungen und ihre magischen Wirkungen. Ferner: Lehmann u. Hansen, Über unwillkürliches Flüstern. Wundts Philos. Studien Bd. 11 (1895).

13 (8) Übersichten bei Dessoir: Vom Jenseits der Seele, und: Der Okkultismus in Urkunden (1925).

14 (9) Marbe, K.: Die Gleichförmigkeit i. d. Welt.

14 (10) Fließ, W.: Der Ablauf des Lebens. — Swoboda, H.: Die kritischen Tage d. Menschen. (Um deren kalendarische Bestimmung zu ermöglichen, hat der Autor einen „Periodenschieber“ konstruiert.)

18 (11) Es fehlt leider eine befriedigende Gesamtdarstellung; die Erkenntnissumme, nicht unansehnlich, ist über die pädagogische, medizinische (psychotherapeutische und psychiatrische), kriminalistische, seelsorgerische, graphologische, phrenologische, physiognomische Literatur zerstreut. Verhältnismäßig allseitig Münsterberg, H.: Grundzüge d. Psychotechnik (bes. Abschn. II), zwar nicht auf Psychognostik abgestellt, aber vielerlei Psychognostisches aus verschiedenen Gebieten enthaltend.

18 (12) In seinem überaus lesenswerten Lebenserinnerungsbuche „Von Menschen und Tieren“ dargestellt.

19 (13) Hellpach, W.: Die geistigen Epidemien (1907). — Viel Detail bei Stoll: Hypnotismus und Suggestion in der Völkerpsychologie. Die meister-

hafteste künstlerische Darstellung einer geistigen Epidemie religiöser Art ist im deutschen Schrifttum Gerhart Hauptmanns Roman „Emanuel Quint, der Narr in Christo“.

20 (14) Besonders bei Lipps, Th.: Leitfaden der Psychologie, der (2. Aufl., S. 193) die Einfühlung geradezu als die Quelle des „Wissens von anderen Individuen“ bezeichnet; weiterhin unterlegt er dem Begriff Einfühlung den Sinn „der Objektivierung meiner in einem von mir unterschiedenen Gegenstande“. Das ist natürlich zweierlei; die zweite Bedeutung von Einfühlung, die engere, teilen wir, die erste lehnen wir ab, denn sie führt ins Uferlose. Ebenda S. 34—37 die Anwendung auf das Mitergriffenwerden vom Mitmenschen. — Einen Bericht über die verschiedenen Einfühlungstheorien hat 1910 a. d. IV. (Innsbrucker) Kongr. f. experim. Psychologie M. Geiger erstattet; siehe Kongr.-Ber. S. 29—73; dort auch d. ges. Literatur.

21 (15) Darwin, Ch.: Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Menschen und den Tieren. Kap. 1. Darwin nennt allerdings 3 Prinzipien für die Erklärung des Ausdrucks, doch ist sein zweites nur eine Variante des Hauptprinzips und das dritte von untergeordneter Bedeutung. Auch Wundt (Völkerpsychologie, Bd. 1, Die Sprache, 1. Kap. Die Ausdrucksbewegungen) nennt das erste Darwinische Prinzip das „einzige, dem in Darwins Theorie originale Bedeutung zukommt“.

23 (16) Moede, W.: Experimentelle Massenpsychologie (1920); aber auch schon A. Lehmann (in dem Anm. 7 S. 156 zit. Kapitel seines Werkes „Aberglaube und Zauberei“).

33 (17) O. Külpe „Die Realisierung“, Bd. I. S. 160 ff. hat geradezu vorgeschlagen, das Unbewußte als das hinter den Bewußtseinserscheinungen stehende „psychisch Reale“ zu denken, sowie der Naturforscher hinter den dinglichen Erscheinungen ein „physisch Reales“ (Materie, Äther, Energie) denkt.

35 (18) Kretschmer, E.: Körperbau und Charakter. (Es wird hier die 5./6. Aufl. zugrunde gelegt.)

39 (19) K. Bühler sagt in seinem Bericht a. d. (Hamburger) XII. Kongreß d. Dtsch. Ges. f. Psychologie (Das Ganze d. Sprachtheorie, ihr Aufbau u. ihre Teile): „Es gibt ein Wort im Englischen, das besonders klar und einfach trifft, was wir mit Signalfunktion meinen, nämlich das Wort *appeal*.“ (Kongr.-Ber. S. 106.) Wir ziehen daraus die Folgerung, das Wort, das uns fehlt, für den (im Text umschriebenen) wissenschaftlichen Gebrauch einzuführen. Dabei erscheint uns das Eigenschaftswort „*appulsiv*“ als eine besonders sinnvoll glückliche Ergänzung von „*impulsiv*“ (welches das Gerichtetsein auf ein Mitgeschöpf noch nicht in sich enthält).

40 (20) v. Üxküll: Bericht über den XII. (Hamburger) Kongr. d. Dtsch. Ges. f. Psychologie. S. 431 ff.

43 (21) Ein von mir auf der Schule von einem Wanderlehrer erlerntes mnemotechnisches System (Merkhilfensystem) ersetzt z. B. die Ziffern 1 durch t, 9 durch g, 6 durch b, 5 durch s, 7 durch f, kurzum durch formähnliche Buchstaben (aus denen dann — für Zahlen, die sonst schwer einpräglich wären — Merkwörter oder Merksätze gebildet werden).

55 (22) Der Romanist K. Voßler (München) hat diese „heroistische“ Auffassung des Sprachwandels zuerst in seinen programmatischen Schriften „Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft“ (1904) und „Sprache als Schöpfung und Entwicklung“ (1905) verfochten; für das Französische sucht er sie in seinem Werk „Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprache“ zu erweisen. — Konfuzius antwortet einmal auf die Frage, welches die erste Aufgabe eines Herrschers sei, der sein Reich in Ordnung bringen müsse: „Die Bezeichnungen

richtigstellen!“ Diese Weisheit durchschaut die praktische Tragweite des eingerissenen ausweitenden und verflachenden Bedeutungswandels.

66 (23) Hellpach: Psychologie der Umwelt (in Abderhaldens Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden) S. 161 unter „Der mimomotorische Weg“.

72 (24) Wundt, W.: Grundriß der Psychologie. § 14, 9 und § 15, 9. Gegen jede Entselbständigung der Denkfunktion richtete sich die „Denkpsychologie“ Külpes in seiner Würzburger Schule.

78 (25) Lombroso, C.: Der geborene Verbrecher. — Der darin entwickelten sozialanthropologischen kriminalistischen Lehre stellte F. v. Liszt: Das Verbrechen als sozialpathologische Erscheinung, die „sozialpathologische“ gegenüber, welche die Mitschuld der gesellschaftlichen Zustände an dem gesellschaftlichen „Störungs“phänomen des Verbrechens in den Vordergrund rückte, also eine eigentlich sozialpsychologische Deutung war. Beide standen aber in gemeinsamer Front gegen das „klassische“ „Vergeltungs“prinzip, welches sich auf eine wesentlich sozialethische Auffassung der Antisozialität gründet. Trotzdem darf die Verschiedenheit der Auffassungen bei Lombroso und v. Liszt nicht verwischt werden: aus Lombroso folgt, daß es keinen Zweck hat, zu „strafen“, sondern nur zu „sichern“ (denn der Verbrecher ist unverbesserliches Naturphänomen, ein Kranker), aus Liszt dagegen, daß wir kein Recht haben, zu strafen (sondern nur: zu sichern oder zu bessern), denn die Gesellschaft trägt einen Hauptteil der Schuld am Verbrecher.

78 (26) Siehe Anm. 18.

81 (27) Kretschmer, E.: Konstitutionsmischung bei gesunden Ehepaaren. Dtsch. med. Wschr. 1926, Nr. 1.

88 (28) Wundt, W.: Prinzipien der psychischen Kausalität (in dem Schlußkapitel der 6. Aufl. seiner Grundzüge der physiologischen Psychologie, Bd. 3, S. 764ff.).

89 (29) Darstellung und Auseinandersetzung bei K. Groos: Das Seelenleben des Kindes. VII. Das Spiel; sowie bei W. Stern: Psychologie der frühen Kindheit. Abschnitt VI, Kap. XXI.

104 (30) Siehe die gleichnamige Monographie (Die Reboter Bastards) von Prof. Dr. E. Fischer (1913).

107 (31) Breysig, K.: Kulturgeschichte der Neuzeit. Bd. 1 (1900) S. 82ff. („Psychische Faktoren des sozialen Lebens“).

110 (32) Wundt: Grundriß der Psychologie. § 23, 6 „Das Gesetz der psychischen Kontraste“; § 24, 4 „Das Gesetz der Entwicklung in Gegensätzen“. Daß die wirkliche „Dialektik“ der geistesgeschichtlichen Entwicklung nicht ausschließlich auf der Entwicklung in Gegensätzen beruht, werde ich in einer Studie über „Das dialektische Binom in der Geschichte“ demnächst dartun.

113 (33) So neuerdings C. G. Jung (Zürich), z. B. schon in seinem Aufsatz „Die Erdbedingtheit der Psyche“ (Beitrag zu „Mensch u. Erde“, 1927).

115 (34) Moede: Experimentelle Massenpsychologie.

123 (35) F. Werfels Roman „Die Geschwister von Neapel“ gibt eine meisterhafte Darstellung dieser italienischen Familiendespotie.

123 (36) Wenn man nämlich grundsätzlich mit großen Rassenkreisen auskommen und für deren Unterteilungen das Wort „Rasse“ nicht verbrauchen will. Dann steht es außer Zweifel, daß die weißhäutige (leukoderme) Menschheit in zwei Hauptrassen, nordische und mediterrane sich gliedert, und daß die vorderasiatischen und ein Teil der nordafrikanischen „Völker“ zur weißhäutigen, schwarzhaarigen, braunäugigen Rasse „gehören“, d. h. überwiegend aus ihr konstituiert sind.

126. (37) Eine Untersuchung d. Verf. über derlei „Amorphe Individuationen“ befindet sich in der Niederschrift.

126 (38) Außer Jung (s. Anm. 33) besonders auch schon E. v. Hartmann: Philosophie des Unbewußten. Die fundamentale Erheblichkeit dieser Metaphysik (des letzten großen „Systems“ der Philosophie im Abendlande) wird über der Selbstgefälligkeit namentlich der Psychoanalytiker, die sich gerieren, als hätten sie das Unbewußte überhaupt erst entdeckt, bedauerlich oft übersehen.

131 (39) Es handelt sich um die *Primula sinensis*: s. Baur-Fischer-Lenz: Menschliche Erblichkeitslehre. 2. Aufl. S. 15.

132 (40) Siehe dafür Hellpach, W.: Die geopsychischen Erscheinungen. Wetter und Klima, Boden und Landschaft in ihrem Einfluß auf das Seelenleben. 3. Aufl. 1923. (Die 4. Aufl. ist in Vorbereitung.)

134 (41) Der vortreffliche Begriff ist von J. Breuer geschaffen, dessen Erfahrungen für Sigm. Freud den Anstoß zur Ausformung seiner gesamten Theorie bildeten. Vgl. Breuer u. Freud: Studien über Hysterie, 1895, S. 33 der „Beobachtung an Fr. Anna O . . .“ von J. Breuer.

136 (42) Ostwald, W.: Große Männer; in der sonst nicht durchaus unanfechtbaren Abhandlung über Robert Mayer ist dessen anfängliche Schwierigkeit, seine Konzeption einwandfrei zu begründen (die ihm später noch seitens eines Beurteilers wie Helmholtz die kränkende Anspielung eines bloßen zufälligen „Einfalls“ zuzog) besonders eindrucksvoll dargestellt. (1. Aufl. S. 68ff.)

138 (43) In seinen, auch heute noch des Studiums, nicht nur der Lektüre werten „Pathographien“ über Rousseau, Schopenhauer, Nietzsche, Goethe hat P. J. Moebius diese oft bis ins Abnorme gehende Besessenheit der Genies von seiner Schöpfungsidee besonders eindrucksvoll herausgearbeitet.

139 (44) Zum Beispiel bei Goethe. In Thomas Manns Feierrede über Goethe und die Bürgerlichkeit teilweise, aber nicht erschöpfend herausgestellt.

14. (45) Siehe 42.

146 (46) Aschaffenburg, G.: Das Verbrechen und seine Bekämpfung. — Gruhle, W.: Die Ursachen der jugendlichen Verwahrlosung und Kriminalität (bes. Abschnitt 3: Milieu und Anlage; eine wichtige Aufstellung über die Verteilung der Charaktereigenschaften aber schon S. 188—196).

146 (47) Aktuell umstritten in dieser Hinsicht z. B. die Figur des Herrn v. Holstein im Auswärtigen Amt des Deutschen Reiches; der in Wirklichkeit wohl eine Mischung aus Sonderling und Ausfühler (mit zu großen ihm belassenen Aufgaben) war. — Zu dem Grundsätzlichen des ins Pathologische hinüber auf sozialpsychischem Wege gedrängten Individuellen s. Hellpach, Grundlinien einer Psychologie d. Hysterie (1904), bes. II, 4 „Reaktive Abnormität“ u. XII, Das sozialpathologische Hysterieproblem, sowie die ergänzende Abhandlung „Sozialpathologie als Wissenschaft“, im Arch. d. Sozialwissenschaft 1905 (Bd. XXI).

149 (48) Aus der unermeßlichen, größtenteils unwissenschaftlichen Literatur sei nur das bahnbrechende und das zusammenfassende Werk aufgeführt: Münsterberg, Psychotechnik (1912) und Moede, Lehrbuch d. industriellen Psychotechnik (1926).

149 (49) Am einseitigsten durch G. Tarde, Les lois de l'imitation — eine Darstellung, unter deren Einfluß lange Zeit die Würdigung der mitseelischen Triebkräfte überhaupt gestanden hat.

151 (50) Für diese Tatbestände sowie die auf Textseite 152 behandelten sind als Quellenliteratur zu nennen: Hellpach, Das fränkische Gesicht; sowie „Dritte Mitteilung zur Statik und Dynamik d. deutschen Stammesphysiognomieen“ (beide in den Sitzungsberichten d. Heidelberger Akademie d. Wiss., Math.-naturw. Klasse, 1921 u. 1931). — Ein zusammenfassendes Werk über die deutsche Physiognomik bereitet der Verf. vor, doch steht noch eine zureichende Klärung der Tatbestände im ostischen Gesichtergebiet aus.

Allgemeine Hinweise für den Lernenden.

Für die heute so wesentliche anthropologische Orientierung verheißt das in Lieferungen erscheinende Werk von E. Frh. v. Eickstedt, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit (1933) grundlegend zu werden. Sonst: E. Fischer u. Mitarbeiter, Anthropologie (Abt. 5 des Sammelwerkes „Kultur der Gegenwart“).

Für die pathologischen Tatbestände des Seelenlebens wären Kretschmer, Medizinische Psychologie, und Jaspers, Allgemeine Psychopathologie zu nennen. Die eigentlichen Lehrbücher der Psychiatrie, auch die besten, richten im Nicht-Mediziner leicht die Verwirrung des Halbwissens an: Medizinstudium ist durch kein Surrogat vertretbar!

Brauchbare Einführungen ins völkerpsychologische Wissen und Denken vermitteln Gräbner, Ethnologie, Lévy-Bruhl, Die Seele d. Primitiven, H. Schurtz, Urgeschichte der Kultur, W. Wundt, Elemente d. Völkerpsychologie.

Für die individualpsychologische Orientierung heben wir aus der Fülle der (im Theoretischen teilweise höchst gegensätzlichen) Lehrbücher heraus: Ebbinghaus-Bühler, Abriß der Psychologie, (9. Aufl. 1932), Froebes, Lehrbuch der experimentellen Psychologie, 2 Bde., sowie Lindworsky, Theoretische Psychologie im Umriß (4. Aufl. 1932).

Unter den fast zahllosen „Soziologien“ nennen wir die schon oben in Anm. 1 genannte Darstellung v. Wieses neben der älteren von Simmel (Soziologie). Grundsätzliche Orientierungen über die höchst kontroverse Problematik dieser sozusagen „erfundenen“ Disziplin bieten C. Brinkmann, Gesellschaftslehre (Heft 18 d. Encyclopädie d. Rechts- u. Staatswissenschaft) und H. Freyer, Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft.

Für die Kenntnis der Tatbestände, die aus dem Einfluß der Naturumwelt auf die Menschen- und Tierseele sich ergeben, existiert kein anderes zusammenfassendes Werk als meine „Geopsychischen Erscheinungen“ (3. Aufl. 1923), deren 4. Auflage unter dem abgekürzten Titel „Geopsychie“ in Bearbeitung steht, aber kaum vor dem nächsten Frühjahr erscheinen wird.

Leider fehlt es noch an einer dem Nichtfachmann dienstwilligen Gesamtdarstellung der sprachlichen Tatbestände unter streng seelenwissenschaftlichem Gesichtspunkt. Wundts Versuch in seiner achtbändigen „Völkerpsychologie“ (Bd. I u. II: Die Sprache) ist empirisch weit überholt und theoretisch zu strittig. Immerhin vermittelt er dem Anfänger einen Einblick in die hauptsächlichen Fragestellungen und ihre Lösungsversuche.

Für die allgemeine philosophische Übersicht und (vor allem) Schulung hat das „Lehrbuch der Geschichte der Philosophie“ von W. Windelband noch immer nicht seinesgleichen.

Sachverzeichnis.

(Namen inbegriffen.)

Es sind, gerade der Brauchbarkeit zuliebe, nur Hinweise gegeben auf die Textstellen, an denen das entsprechende Thema behandelt oder angeschlagen wird, nicht auf jede Seite, die zufällig einmal das betr. Wort enthält.

Ableitung (als Methode) 7.
Abreagieren, Symbolisches 50.
Abstraktion s. Begriffsbildung.
Abwechslungsgesetz 110.
Abwehrreaktion 19, 21, 23f.
Affinität 34f., 80f.
—, Finale Dominante der 81.
—, Geschlechterverschiedenheit der 81.
—, Holotrope 80.
—, Lebensaltersgesetz der 80.
—, Monotrope 80.
— zwischen Rassen 82.
Aggressive Ausdrucksform 25.
Aktuatorische Experimente 66.
— Hauptgesetz 66.
— Typen 70.
Anähnung (s. a. Anformung) 19.
Analphabeten 43.
Anformung 150f. (s. a. Anähnung).
Ansprechbarkeit 27.
Ansteckung, Seelische 18f.
Antisozial 78, 80, 146.
Appelle 39f.
Appulsive Mitteilungen s. Appelle.
Artefakte, Sozialpädagogische 146.
Assimilation s. Anähnung.
Ätative Faktoren s. Lebensalterlich.
Ausdruck 17f.
—, Abstumpfung, Fixierung, Sensibilisierung des 30f.
— des Entwußtseins 32.
Ausdrucksformen 25.
Ausdrucksgrundgesetz, Mitsee-
liches 24.
Ausdruckssensibilisierung 30.
Ausdrucksspürsinn 36f.
Ausdruckstypen 31.
Ausdruckszutaten 27.
Ausdruckszyklen 32.
Ausführer 142f.
Ausweichende Reaktion 19 (s. a. Reakte).

Beard (u. d. Gedankenlesen) 12.
Bedeutungen 53f.

Hellpach, Sozialpsychologie.

Bedeutungen, Spiel mit 54.
— in der Magie 54.
—, Neuschöpfung von 55.
Bedeutungswandel 45, 48f., 54f.
Begegnung 92f.
Begleitung 93.
Begriffsbildung 51f.
Begriffsrealisierung 53.
Behauptungen, Wirkung von 62.
Bereitschaft, Syngraphische 47.
Berufe, Menschenkundige 29.
Beschreibung (als Methode) 2.
Bestimmtheit der Sprechweise 57.
Bewußtsein, Kollektives 113f., 129.
Bewußtseinskollektive u. -kollektivie-
rung 119f.
Bewußtseinskollektivierung, Quanten-
lehre der 121f.
Biochrone Determination 100.
Biogene Determination 99.
Biotope Determination 100f.
Blutes, Stimme des 127.
Bösewichte 146f.
Breysig, Kurt 107.
Briefe, sich kreuzende 15.
Brown (Gedankenleser) 13.

Carpentersches Gesetz 21.
Charakter 70f.
—, Sozial- 148.
Charaktere, Tafel der 70.
Charakterologie, Sozial- 131.
„Common-Sense“ 118.
Creery (Gedankenübertrager) 13.
Cumberland (Gedankenleser) 12.

Dämonisch 147.
Dauer von Gemeinschaften 91, 93.
Deduktion s. Ableitung.
Denaturierung s. Symbole.
Denkakte s. Denken.
Denken als innere Handlung 72.
Deutung (als Methode) 8.

- Dialektanformung 151 (s. a. Mundan-
 artung).
 Diffugität 34, 80.
 — von Rassen 82.
 Dilthey 8.
 Dissoziation 22.
 Distanzgesetz d. Bewußtseinskollek-
 tivierung 122.
 Drallinge 35, 79.
 Dreifigur, Soziale s. Figuration.
 Dreingtrieb 85f. (s. a. Figuration).
 Druckschrift, Suggestivkraft der 63.
 Dysthymie 35 (s. a. Siehlebig).
 Dystone Menschen 79.
- Eidese 49.
 Eiferer 145.
 Eigenbrötler 145.
 Eindenken 28.
 Einfühlung 20, 28.
 Eingebung s. Suggestion.
 Eingebungskraft d. Sprechens: phone-
 tische — stilistische; imperative —
 indikative 57.
 — artikuläre — grammatische 58.
 Einheiten, Gemeinseelische 113.
 Einkennung 28f.
 Einlinge 145.
 Einprägung 52.
 Einsamkeit 85.
 — des Denkens 87.
 Emotionskonstanten 30.
 Entsinnbildlichung 45.
 Entwegungen 65.
 Entwicklungsgesetze, Einseelische 108f.
 —, Mitseelische 107.
 —, Geltungsbereich der 111.
 Entwußtsein 32f., 71, 126f.
 Entwußtseinskollektive 126.
 Epidemien, Geistige 19.
 Erbg Gesicht s. Physiognomie.
 Erbhypothese 131.
 Erklärung (als Methode) 9.
 Erlebnisgesicht s. Physiognomie.
 Erlernen (v. Bewegungen) 26.
 Ermattung d. Affinität 83.
 — v. Bewegungen 26.
 Erotropismus 83f.
 Erstarrungsgesetz 108.
 Erweckungsgesetz 109.
 Eurysome s. Drallinge.
 Euthymie 35f.
- Exekutive Naturelle s. Ausfühler.
 Exerzitien (d. Gesellschaft Jesu) 30.
 Experiment (als Methode) 5.
 —, sozialpsychologisches 7, 14f., 66.
 Expressiv s. Ausdruck.
 Extensität v. Gemeinschaften s. For-
 mentafel.
- Familie als Sozialorganismus 99f., 102.
 — u. Staat 98f.
 — u. Primitivierungsgesetz (s. a. d.) 118.
 Fernwirkung, Seelische 11f.
 Festigkeit der Gemeinschaften 92.
 Figuration, Mitseelische 65f., 85.
 Figuren s. Figuration.
 Formentafel der Gemeinschaften 91f.
 Fragebogen, Psychologische (als Me-
 thode) 4.
 Freisteigende Erlebnisse 14.
 Fremdkörper, Seelische 30.
 Freundschaft 83, 85.
 Führer 139f.
 —, Kehrgesetz der Standesherkunft
 141.
 Führernatur s. Führer.
 Führerschicht 140.
- Gamaffinität 37 (s. a. Gattenwahl).
 Gattenwahl, Gesetz der 35f., 81.
 Gattungsnähe, Biologische 25.
 Gedanken, Einförmigkeit von 14.
 Gedankenlesen 12.
 Gedankenübertragung 13.
 Gegenreaktives Verhalten 19, 66 (s. a.
 Reakte.)
 Geheimschrift 43.
 Geheimverständigung 43.
 Geister 12.
 Geopsychische Erscheinungen 132 u.
 Anm. 40.
 Geselligkeit der Menschennatur 129.
 Gesetze, Sozialpsychologische 1.
 Gesicht s. Physiognomie.
 Gestaltwandel 88.
 Gleichdenken 15.
 Gleichförmigkeit im Seelenleben 14.
 Gleichnisse, Überzeugende 63.
 Gültigkeit, Mitseelische 50, 63.
- Hagenbeck über Tiergeselligkeit 18.
 Handeln, Selbst-, Du- u. Drittbezogenes
 65.

- Handlung 21, 64.
 —, Innere 71f.
 Handschrift, Eindrucksvolle 63.
 Hellsehen, Hellseher 13.
 Herdentrieb 85.
 Heterogonie s. Gestaltwandel.
 Hinbezogenheit v. Denkakten 73.
 Holotropismus 80 (s. a. Affinität).
 Homosexuelle Affinität 83.
 Hund, Umwelt des 40.
 Hypnose (Hypnotisieren, Hypnotiseure)
 15, 53, 57.

James-Langesche Ausdruckshypothese
 21f.
 Jaspers über Verstehen, Erklären und
 Deuten 8f.
 Ideomotorisches Gesetz 21, 23 (s. a.
 Carpenter).
 Ideokausalgesetz 59f.
 Ideorealgesetz 48f.
 Idiognose 10.
 Imaginäre Gemeinschaft 69, 73, 76f,
 91, 94, 134.
 Individual-soziale Spannweite 122f.
 Individuationsgesetz (der Zivilisa-
 tion) 154.
 Induktion (als Methode) 7.
 Innigkeit (s. Festigkeit).
 Instinkt: des Spürens 36.
 — gamaffiner 82.
 Integrale, Integration s. Sozialintegral.
 Integrierungsgesetz d. gemeinseeli-
 schen Einheiten 119.
 Intensität d. Gemeinschaften s. Formen-
 tafel.
 Irradiation, Einseelische 144.
 —, Expressive 26.
 —, Lautliche 46.
 Irrealisierungsdrang 134.

 Kettung, Motorische 26f.
 Klangmalend 43f.
 Klassisch s. Romantisch.
 Klassischer Forschertyp 141.
 Klimakterium s. Lebensalterlich.
 Kollegialbeschlüsse 114.
 Kollegen, Psychologische Tendenzen
 in 118.
 Kollektivbewußtsein s. Bewußtsein.
 Kollektivindividuation 152f.
 Konstellation (für Erlebnisse) 30f.

 Kontrastgesetz 110.
 Konventionstemperament 151.
 Kräfteumlagerung, Mitseelische 87f.
 Kretschmers Typenlehre 35, 78f.
 — Gattenwahlgesetz 35, 81f.
 Kulturuntergangsgesetz 155.
 Kurzgemeinschaften 83.

Landschaft als Milieu 133.
 Lässigung s. Lautlässigung.
 Lautartefakte 46.
 Lauteinfuhr 46.
 Lautgebärde 44.
 Lautlässigung 45, 54.
 Lautspreizung 46.
 Lautwandel 45f.
 Lebensalterliche Ideorealisation 49,
 (s. a. Ideorealgesetz).
 Leibhaft 75f.
 Leptosome s. Schmalinge.
 Lernfähigkeit 48.
 Lombroso 78.

Magnetismus (v. Mensch zu Mensch) 15.
 Malende Gebärden 42.
 Maskenreaktion 20 (s. a. Reakte).
 Masse 103.
 Medien 11, 16.
 Medizin (als Vorbildung f. Sozialpsy-
 chologie) 2.
 Melodie d. Sprechens 44.
 Menge 92, 103.
 Menschenklassen 56.
 Menschensorten 57.
 Menschentypen 57.
 Merken 17.
 Messung (als Methode) 4.
 Milieutheorie 131.
 Mitergriffenwerden 18, 24, 30.
 Mitkörperlich s. Leibhaft.
 Mitlebig 79.
 Mitleid 30.
 Mitreaktives Verhalten 66.
 Mitseelenkunde 1.
 Mitseelisch 1.
 Mitteilbare Erlebnisse 38.
 Mitteilung, Wesen der 38.
 —, Appulsive 39f., 62.
 —, Symbolische 41f.
 —, Syngraphische 42f.
 Mnemotechnik 43.
 Modalität s. Formentafel.

- Moede 115.
 Monotropismus 80, 89 (s. a. Affinität).
 Mundanartung s. Mundart.
 Mundart 151f.
 Nachahmung 149f.
 —, mimetische, praktische 150.
 Nähe 92.
 Nahwirkung (v. Mensch zu Mensch) 15.
 Natürlichkeit d. Herkömmlichen 43.
 Naturalisation des Gewohnten 47.
 Nivellierung d. Leistung 115.
 — d. Sprache 48.
 Nivellierungsgesetz, Allgemeines 114f.
 — der Zivilisation 154.
 Noëse (Noëtisches Kindesalter) 62.
 Nomothese 10.
 Onomatopöetisch s. Klangmalend.
 Organische Determination (d. Gemeinschaft) 99.
 — Entwicklungen 126.
 — Gesellschaftslehren 98.
 Organismus, Sozialer s. Sozialorganismus.
 Originale 145.
 Orthographisches Syngramm 44.
 Paarung 93, 101.
 Parapsychologie 11.
 Pendelschlag s. Erotropismus.
 Perioden d. Seelenlebens 14.
 Personifikation 68f.
 Phantasten 145f.
 Physiognomie, Mitseelische Formung der 152.
 Primitivierungsgesetz 116f.
 Psychoagnostik 29 (s. a. Berufe).
 Psychotechnik 149.
 Pubertät 49.
 Puls, Kollektiver 27.
 Qualität (d. Gemeinschaften) s. Formentafel.
 Quantenlehre d. Bewußtseinskollektivierung 121f.
 Rassenbewußtsein 104f., 127.
 Raten (v. Zahlen, Farben usw.) 14.
 Raumordnung des Mitseelischen 75.
 Raumspannung des Mitseelischen 75.
 Reakte: Flucht-R. 66, Schleier-R. 67, Spiegel-R. 66.
 Realisierung (virtueller u. imaginärer Gemeinschaften) 77f.
 Realität (von Gemeinschaften) s. Formentafel.
 Rechenverfahren 3.
 Renaturierung 48.
 Rhythmen, Mitseelische 27.
 Romantische Anlage 133f.
 — Forscher 141.
 Rückbezogenheit v. Denkakten 73.
 Schauspielkunst 34.
 Schichtung, Seelische 71.
 Schleiergebärden 20.
 Schmalinge 35, 79.
 Schöpferische Menschen 136f.
 Schulung 148.
 Schwärmer 145f.
 Sexaffin 83.
 Sichelbig 79.
 Signale 39.
 —, Verkehrs- 42.
 —, Warnungs- 43.
 Sinnggebung 8.
 Sinngemeinschaften 96f.
 Sonderlinge 145.
 Sozialaggregat 98f., 103.
 Sozialcharaktere 131f., 148.
 — Tafel der 147.
 Sozialindividualisierung 130.
 — Tafel der 147.
 Sozialintegral 120f.
 Sozialorganisation 98f., 103.
 Sozialorganismus 98f., 102.
 Sozialphysische Faktoren 75.
 Sozialpsychologie 8, 114.
 Sozialstrukturen 98f.
 Spannweite, Individualsoziale 122f.
 Spielgeselligkeit v. Tieren 18.
 Spieltheorien 89.
 Spiritismus s. Geister.
 Spleen 145.
 Sprache 41f.
 Spracheingebung, Gesetz der 59.
 Sprechmelodie 44.
 Sprechmoden 46.
 Sprechtempo 44.
 Spüren 17, 24, 37.
 Spürinstinkt 37.
 Staat als Organismus 98f., 101f.
 Stadtleben, Schöpferische Kräfte des 139.

- Stämme, Umformung der 153f.
 Statistik (als Methode) 3.
 Stenographie 43.
 Stetigkeit von Entwicklungen 124.
 Stufungsgesetz 109.
 Suggestaffin 56f.
 Suggestibilität 55f.
 Suggestion, reale und verbale 48, 52f.
 —, sensureale und aktureale 48f.
 Suggestivität 55f.
 Symbole 41f.
 —, Erstarrung der — zu Signalen 42.
 —, Denaturierung der 47.
 Symbolkeime 41.
 Syngramme 42f.
 Syngraphie, Prozeß der 45f.
- Tathandlung 65.
 Telekinese 11.
 Telepathen 16.
 Teleplastik 11.
 Temperamente 31, 70.
 —, Tafel der 32.
 Tempo des Sprechens 44.
 Tempogesetz (der Bewußtseinskollektivierung u. Sozialintegration) 124f.
 Temporalität (v. Gemeinschaften) s. Formentafel.
 Thymose 62.
 Timide 86.
 Trachtgesicht s. Physiognomie.
 Transversion s. Kräfte-Umlagerung.
 Triebgemeinschaften 95f.
 Triebhandlung 65.
 Triebkräfte, Einteilung der mitseelischen 74f.
 Tumgemeinschaften 97.
 Typ, Sogenannter 83.
- Überdruß 75, 83f.
 Überlegen 52.
 Überreden 53.
 Überzeugen 52.
 Umfang v. Gemeinschaften s. Formentafel, s. Figuration.
 Ultrasozial 79.
 Umfangsgesetz d. Bewußtseinskollektivierung 121.
 Umfrage (Enquete, als Methode) 4.
 Umgangssprache 153.
- Umkehrbarkeit v. Entwicklungen 132.
 Unabhängige Naturelle 144.
 Unbewußtes 32f., 126f.
 Unbewußtheitskollektive 126f., 129.
 Undurchsichtigkeit, Seelische 34 (s. a. Reakte, Dysthym).
 Urninge s. Homosexuelle Affinität.
- Validität 86.
 Valutare Ideorealisation 49f.
 Verbalsuggestion s. Suggestion.
 Verbrecher, geborene 78, 146 (s. a. Bösewicht u. Antisozial).
 Verdrängung 89.
 Verheißungen 61.
 Vernehmlichkeit von Mitteilungen 40.
 Vernehmlichkeitsspanne 40.
 Verständlichkeit von Mitteilungen 40f.
 Verstehen (als Methode) 8.
 Vierfigur s. Figuration.
 Vielfigur s. Figuration.
 Virtualität (d. Gemeinschaft) 68f., 73, 76f., 91, 94, 134.
 Vokabeln 41.
 Volkwerdung 153 (s. a. Stämme).
 Vorbewußtes 127f.
 Vorpubertät s. Pubertät.
- Wertübereinstimmung 50.
 Wesensnähe 25.
 Willenshandlung s. Handlung.
 Wirkungen, Überzeugende 61.
 Wissenschaft, Aufgabe der 9.
 Wortbedeutungen 53f.
 Wundt 110.
- Zählung am Wege (als Methode) 2.
 Zeichnen (als Mitteilungsform) 41f.
 Zeigen (als Mitteilungsform) 41f.
 Zeitweiligkeit (von Gemeinschaften) 94.
 Zelot (als Sozialcharakter) 145f.
 Zeugungskrise 49.
 Zivilisation, Untergang der 155.
 Zivilisationsgesetze, Mitseelische 154f.
 Zwangsgemeinschaft s. Formentafel.
 Zweifigur s. Figuration.
 Zweigungstrieb 85 (s. a. Paarung, Gattenwahl).